This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

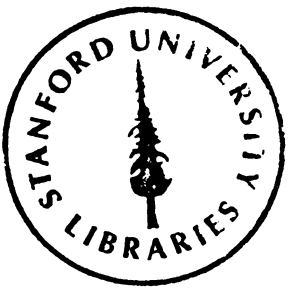
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

Schiek-Levinche

mit seiner Kalle

oder

Polnische Wirthschaft.

Ein komischer Roman

nebst Vorrede

von

Isaak Bernays.

Hamburg.
Hoffmann & Campe.
1848.

EX LIBRIS EDUARD ERDMANN

Schief-Levinche

mit feiner Kalle.

Bei Hoffmann u. Campe in Hamburg ist erschienen:

	Thlr.	Sgr.
Aston, Louise, Aus dem Leben einer Frau	—	22½
Christen, F. E., Diana. 2 Thle.	2	15
— — Malcolm. See-Gemälde	1	15
Clemens, Fr., Der Excentrische. Roman	1	—
— — Das entschleierte Bild zu Sais	1	10
Corbiere, E., Die Zöglinge der Marine. 2 Thle.	2	—
Gathy, A., Cavalcade	1	—
Gutzkow, Dr. K., Briefe eines Narren	1	20
— — Novellen. 2 Thle.	3	—
— — Seraphine. Roman	1	20
Hempel, L., Des Kunstfreundes Reiseabenteuer	—	22½
Jerrmann, Ed., Die Jüdin von Toledo	1	10
Lewald, Aug., Album aus Paris. 2 Thle.	2	20
— — Gorgona. Bilder aus dem französischen Mittelalter. 2 Thle.	2	—
— — Graf Lowzinsky. Polnische Novelle	—	22½
— — Novellen. 3 Thle.	4	15
— — Przebracki, der russische Polizeispion	1	15
— — Schattirungen. 2 Thle.	2	20
— — Warschau. Ein Zeitbild	—	20
Mittheilungen aus dem Leben eines Richters. 3 Thle.	4	15
Oettinger, E. M., Panaché. 2 Thle.	2	20
— — Der confiscirte Eulenspiegel. 2 Thle.	3	—
— — Eau de mille fleurs. 2 Thle.	2	20
Rosen, E., Wanderbuch eines Schwermüthigen	1	10
Schiff, Dr., Glück und Geld. Novelle.	1	—
— — Gevatter Tod. 2 Thle.	3	—
Schirges, G., Karl. Roman.	1	15
— — Der Bälgentreter von Eilersrode.	1	10
Spring, R., Die beiden Warrick. 2 Thle.	3	—
Starklof, L., Helgoland. Ein Seemährchen.	—	25
— — Alma. Roman. 2 Thle.	3	—
— — Prinz Leo	1	—
Wangenheim, F. Th., Der Mönch. 3 Thle.	4	10
— — Der Luftschiffer	1	10
— — Schwerdtler von Zürich. 3 Thle.	3	—
Wihl, L., Englischer Novellenkranz	1	15
Woltmann, C. v., Der Ultra und der Liberale. Die weiße Frau. Ausgewählte Erzählungen	1	15

Schiff, Hermann II

Schief-Levinche

mit ſeiner Kalle

oder

Polniſche Wirthſchaft.

Ein komiſcher Roman

nebſt Vorrede

von

Iſaak Bernays.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1848.

PT2463
S8 S3

H. G. Voigt's Buchdruckerei.

Vorrede.

An meinen Verleger.

Hochgeehrter Herr!

Indem ich Ihnen beifolgendes Manuſcript vorlege, erlaube ich mir zu bemerken, daß es in der deutſchen Literatur noch wenig komiſche Romane giebt, und in dieſer Art vielleicht noch keinen; denn es iſt kein ſatiriſch-, kein phantaſtiſch-, kein ſentimental-, kein humoriſtiſch-komiſcher Roman; ſondern ganz einfach ein komiſcher Roman.

Gewöhnlich iſt man viel zu gebildet, gelehrt und vornehm, um einen Spaß zu machen, und ſchätzt ſeinen Witz, Humor und Geiſt zu hoch, um ſich damit zur gewöhnlichen Luſtigkeit zu bequemen. Allein dieſes ganze Buch entſpringt aus einem einzigen Spaß, welcher alle Situationen herbeiführt,

alle Scenen und Dialoge beherrſcht, und die ganze Handlung veranlaßt und leitet.

Daß eine jüdiſche Rabbinerstochter als Mutter Gottes auf dem Hochaltar der Kathedrale gemalt iſt, bringt die Katholiken und Juden in Harniſch. Jene wollen keine Jüdin, dieſe keine Mutter Gottes; wo dieſe ſegnen, fluchen jene; wo dieſe läſtern, beten jene an, und was jene verdammen, ſprechen dieſe heilig. Kurz das Thema iſt an ſich ſo reich und bunt, daß ich alle willkührlichen Zuſätze, Epiſoden, Ausſchmückungen u. ſ. w. ſorgfältig vermeiden mußte, um nicht zu überladen.

Wenn es ein Verdienſt iſt, in einem neuen Genre etwas geleiſtet zu haben, ſo iſt daſſelbe nicht meinen Geiſtesgaben, ſondern nur meinem Glück im Auffinden eines Stoffes beizulegen.

Die Gegenwart war meine Lehrmeiſterin.

Wir haben jetzt einen Neu-Katholicismus, einen Neu-Proteſtantismus, einen Neu-Israelitismus; wir haben Lichtfreunde und freie Gemeinden. Jedweder hadert mit ſeiner eigenen Religion, und die Gegenwart mit allen Religionen in's Geſammt.

Ein Dichter lernt von ſeiner Zeit. Urſprünglich liebt er alle Religionen, denn jede hat ihre merkwürdigen, wunderſamen, ſinnreichen Mythen,

und der Dichter kann keine würdigere und erhabnere Stoffe finden und wünschen als diese.

Aber zwei Religionen ist etwas ganz anderes als eine Religion.

Wählen Sie, geehrter Herr, zwei gute Musikstücke aus, und lassen Sie zwei geübte Musikcorps kommen, um sie auszuführen, und so lange jedes Corps einzeln musicirt, wird es Sie erfreuen und begeistern.

Jetzt aber lassen Sie beide Corps zusammen musiciren, und der doppelte Genuß wird Ihnen unerträglich. Sie werden nach einem anständigen Katzen-Concert, wo Sie doch wissen, was Sie hören, wie nach einer Sphärenharmonie sich sehnen.

Ganz so ist es mit zwei Religionen.

Wenn man eine Religion hat, so kann man sich darin verzücken bis in den dritten Himmel. (Corinther 12, 2.) Man kann sich verzücken bis ins Paradies, und unaussprechliche Worte hören. (Corinther 12, 4.)

Ja! Paulus, welcher dies an die Corinther schreibt, hatte früher eine andere Religion, in welcher er sich vielleicht auch verzückt hatte, ohne daß man weiß wohin; weil er darüber nichts meldet.

Kurz man kann der Reihe nach alle Religionen annehmen, und ſich der Reihe nach, in jeder Einzelnen, Gott weiß wohin verzücken!

Aber man nehme einmal zwei Religionen zugleich an. — Es iſt nicht möglich. Geſetzt aber, es könne Jemand zwei Religionen zugleich annehmen, um ſich in Beiden hier- und dahin zu verzücken: — Zwei Religionen ſind zwei Auguren, die ſich nicht anſehen können, ohne ſich auszulachen. Zwei Geſpenſter, die ſich Nachts auf einem Kirchhof begegnen, und vor Schreck vor einander davon laufen. Zwei Religionen ſind Würger und Schlachtopfer; Märtyrer und Folterknecht; oder zwei Gladiatoren, die ohne ſich zu kennen, voll Haß und Wuth ſich zerfleiſchen. Ein Verzückter in zwei Religionen würde daher eine geſunde, natürliche Verdammniß, allen Seligkeiten und Freuden des dritten Himmels und des Paradieſes vorziehen, nur um wieder zu ſich ſelbſt zu kommen.

Wie aber der Componiſt aus verſchiedenen Tonſtücken ein heiteres Potpouri bilden kann; — ich ſage ein heiteres Potpouri, denn heterogene Gedanken widerſtehen einer ernſten Verbindung; — ſo kann auch der Dichter aus zwei Religionen einen komiſchen Roman machen.

Sie fragen vielleicht, ob ſich dies Thema durchaus nicht ernſt behandeln läßt?

Nein!

Wenn ſich bei Calderon zwei Religionen begegnen, ſo nimmt er Parthei für die chriſtliche, und ſpricht zu der anderen, du biſt keine Religion, du biſt Aberglaube, Finſterniß, Gottesleugnerei. — Calderon bleibt erhaben, würdig, edel, tragiſch, aber er iſt ein orthodox-katholiſcher Chriſt; er will bekehren.

In Leſſings Nathan begegnen ſich ſogar drei Religionen. Allein er ſpricht zu ihnen: „Wer ſeid Ihr? Wo iſt Eure Legitimation? Ich kenne Euch nicht! Ihr geht mich nichts an!“ Und er macht aus Sultan, Tempelherrn und Juden eine Familie. — Leſſing iſt Cosmopolit und will aufklären, und alles bleibt anſtändig und nobel bis der Vorhang fällt. — Aber wie geht es hinter dem Vorhang zu? Wird dieſe eine Familie auch einen Hausſtand bilden? — Der eine wird Freitags, der andere Sonnabends, der dritte Sonntags nicht arbeiten; der eine ißt kein Schweinefleiſch, der andere trinkt keinen Wein, und der dritte verlangt Faſtenſpeiſen, kurz die polniſche Wirthſchaft iſt unausbleiblich.

Was mich betrifft, geehrter Herr, ſo bin ich weder Katholik noch Cosmopolit, ich will weder be-

kehren noch aufklären, sondern nur die heitere Gabe, womit Natur mich ausgestattet, benutzen, um mich und andere damit zu erfreuen.

Ich war gastfrei gegen die Religionen. Ich habe weder nach ihrer Legitimation gefragt, noch mich um ihre Privatangelegenheiten gekümmert und sie mit allen ihren Satzungen und Ceremonien willkommen geheißen.

Kann ich dafür, daß sie sich nicht vertragen, sich gegenseitig blamiren und Skandal machen? —

Und wie skandalös führten die Religionen sich erst in der Weltgeschichte auf? — Kurz ich denke, haben sie so viel Blut und Thränen gekostet, so mögen sie auch einmal Lachen erregen.

Der komische Roman hier ist meine Erfindung. Aber die Entdeckung, die ich gemacht habe und hier mittheile, heißt:

Begegnen sich zwei Religionen im Geiste des schaffenden Dichters, so schwindet augenblicklich alles Würdige, Edle, Erhabene, löst sich auf und verflüchtigt sich; und wie zwei Negationen eine Bejahung bilden, und in ihr Gegentheil umschlagen, so ist das Ja, der Niederschlag: — ein komischer Roman.

Die Schwierigkeiten einen komiſchen Roman zu ſchreiben, ſind daher nicht ſo groß, wie man bisher geglaubt hat, ſo lange es noch Religionen giebt.

So viel zur Empfehlung meines Manuſcripts. Jetzt ein Wort über den Verfaſſer.

Ich bin Schriftſteller, aus Neigung und vielleicht auch, wie ich glaube, aus Beruf. Doch ward mir an der Wiege nicht geſungen, daß ich es werden ſollte. Ich bin blutarmer Eltern Kind und was ich geworden bin, verdanke ich lediglich mir ſelbſt und der Unterſtützung barmherziger Glaubensgenoſſen.

Aber ich muß auch geſtehen, daß ich dieſe Unterſtützung nachſuchte, und Niemand darf mir das verargen. Nur durch Kenntniſſe und Bildung dürfte ich hoffen mich der Armuth und dem Elend zu entreißen, zu denen ich von Geburt an beſtimmt war, und meine Eltern unterzogen ſich unſäglichen Entbehrungen, um mir beſſeren Unterricht zu ſchaffen, als ſonſt den Knaben meines Standes zu Theil wird.

Ich wuchs heran, man lobte meine Handſchrift und meinen deutſchen Styl, und der erſte Gebrauch den ich von beiden machte, war an meine reichen Glaubensgenoſſen zu ſchreiben, und ihnen die trau-

rige Lage zu ſchildern, in welcher ich und meine Familie ſich befand.

Als Antwort auf ſolche Briefe erhielt ich gewöhnlich ein kleines Geldgeſchenk. Dies war der erſte Ertrag meiner Feder, und alſo immer eine Aufmunterung. Ich fuhr fort ſolche Briefe zu ſchreiben, in immer höherem Styl, zuletzt ſogar in Verſen, doch alles was ich ſagte, meinte ich ehrlich.

Ich war ſtolz auf meine Fähigkeiten und bettelte mit Zuverſicht; ich hatte mich den Künſten und Wiſſenſchaften geweiht, und hielt es für Pflicht, diejenigen, welche ſich nicht damit befaßten, anzuhalten ſie mittelbar zu fördern, indem ſie mich unterſtützten.

Wenn ich von den unverwelklichen Kränzen ſprach, welche des Dichters Schläfe ſchmücken, ſo dachte ich ganz ernſthaft an Lorbeerkränze, die ich ſelbſt erringen wollte, und ich verſprach noch weit mehr: Wenn dereinſt Glanz und Ruhm ſich an meinen Namen knüpften, ſo ſollten meine Wohlthäter ihren Theil daran haben. Ich wollte ihnen meine Werke dediciren und öffentlich bekennen: ohne ſie wäre ich dahin nicht gekommen. Kurz alle meine Verdienſte, mein ganzes ſegensreiches Wirken, ſollte auch ſie verherrlichen, und den Dank der Menſch-

heit, den ich einerndtete, wollte ich verſchmelzen mit dem Dank, den ich ihnen ſchuldig war.

Jetzt, da ich im Begriff bin mein erſtes Werk der Oeffentlichkeit zu übergeben, ſehe ich vollkommen ein, daß ich von allen meinen Verſprechungen, in Proſa und Verſen, kein Jota halten kann. Aber mein Glaube that Wunder. Die Geldgeſchenke, die meine Briefe mir eintrugen, wurden immer anſehnlicher, und endlich ſchoſſen meine Glaubensgenoſſen mir eine kleine Summe zuſammen, daß ich ſtudiren konnte.

Sie erſehen hieraus, hochgeehrter Herr, daß ich ſchon als Knabe Glück mit der Feder hatte, und dies iſt und bleibt ein gutes Omen. Ich habe Ihnen auch geſagt, daß ich aus Neigung und Beruf Schriftſteller geworden bin. Das iſt wahr, nur muß ich hinzufügen, daß ich es werden mußte; ich hatte keine Wahl und keinen Ausweg.

Als ich von der Akademie zurück kehrte, zählte ich ſieben und zwanzig Jahre. Denn bevor ſich meine Fähigkeiten ſo weit entwickeln konnten, um einige Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehen, war viele Zeit verloren gegangen.

Jetzt endlich mußte ich etwas thun, wirken, ſchaffen, erwerben. Ich habe arme Eltern und zahl-

reiche Geſchwiſter, jenen mußte ich vergelten, was ſie an mir gethan, dieſen behülflich ſein, ſich eine Zukunft zu begründen, und ſo ernſte Pflichten vertragen ſich ſchlecht mit der heiteren Dichterlaune. Hätte ſich nur irgendwo ein Unterkommen dargeboten, ich hätte das Sichere dem Unſicheren vorgezogen, und alles angenommen, unter jeglicher Bedingung.

Doch überall Concurrenz; alle Fächer überfüllt; alle Wege verſperrt, und keine Protectionen, keine Connexionen; und der Arme kann nicht warten, bis es dem Glücke gefällt, ſich zu erinnern, daß er auch noch auf der Welt iſt.

In eben der Lage befinden ſich hundert und tauſend junge Gelehrte, ſobald ſie ausſtudirt haben, und es bleibt dann nichts übrig, als ſeine Kenntniſſe und Fähigkeiten zu Literatur zu machen, und zum Buchhändler zu gehen.

Dies war auch mein Schickſal, nur mit dem Unterſchiede, daß es mich zu dem zwang, wonach ich jederzeit mich heimlich ſehnte; daß es mir eine Nothwendigkeit aus dem machte, was ich ſelber wollte; und mein Gewiſſen mit meinem Berufe ausſöhnte.

Freilich kann ich die Verſprechungen nicht halten, welche ich meinen Wohlthätern in Proſa und

Verſen gegeben. Es giebt keine Lorbeeren mehr für uns, und Dichtergröße, Nachruhm ſind heutigen Tages Mährchen geworden. Allein der Blick iſt für das Wirkliche geſchärft; die dichteriſche Einbildungskraft in das Gebiet verbannt, wo ſie wirken und ſchaffen ſoll, und die Phantaſie darf ſich nicht in Angelegenheiten miſchen, welche nicht die ihrigen ſind. — Jetzt weiß ein Jeder, was er ſoll, und ich glaube dies auch zu wiſſen.

Als Knabe gab ich mich für nichts Beſſeres aus, als ich war, und machte aus meiner Niedrigkeit kein Hehl; auch als Literat werde ich mich ganz ſo geben, wie ich bin.

Als Knabe vertraute ich nur den eigenen Kräften, und berief mich ſtets darauf. Auch als Literat werde ich daſſelbe thun, ohne mich zu dem würdigen, geſinnungsvollen Weſen zu bequemen, welches heute Mode geworden iſt und aller Welt unerläßlich ſcheint. Man wird Nachſicht mit mir haben. Wer in meiner Sphäre geboren iſt, lernt nicht gut Anſtandsrollen ſpielen.

Ueberhaupt will ich die Sympathien und Antipathien der niederen Klaſſe einmal zur Sprache bringen. Die Gelehrſamkeit, Vornehmheit und Bildung hat lange genug allein das Wort geführt; die Reihe

muß auch einmal wieder an den ſchlichten geſunden Menſchenverſtand, in ſeiner natürlichen Derbheit, kommen. Ueberall herrſcht Verſtimmung, Mißmuth, Unbehagen; alles iſt zeitkrank und klagt über Weltſchmerzen; hat politiſche Grippen und Geſinnungsfieber.

Die ganze Literatur hat Trauer angelegt, alle Vergnügungsorte ſind geſchloſſen, alle lärmende Beluſtigungen unterſagt, und ſeit geraumer Zeit ſieht man nur brave und wohlmeinende Heraklite über die Zeit weinen. Endlich darf ſchon einmal wieder ein fideler Heraklit erſcheinen, um über alles zu lachen.

Wahrlich! was ich dabei wage, iſt ſo ſehr viel nicht. Meine anſtändigen und vornehmen Herren Collegen können höchſtens die Naſe über mich rümpfen, und ſprechen: „Pfui! über dieſen Plebejer!“

Wohlan: Ich will der literariſche Plebejer ſein. Durch dieſes einzige Wort gewinne ich ein großes Recht.

Seit ſiebzehn Jahren geſchieht alles für das Volk, und zu Liebe, zum Beſten, zu Nutze des Volkes. Endlich muß einmal ein Plebejer ſagen, was er davon abbekommen, wie es ihm geſchmeckt hat und ob er mehr verlangt.

In der That aber giebt es nichts luſtigeres, als eine trauernde Literatur. Zwar will ich nicht in Abrede ſtellen, daß der einzelne Literat, wenn er nicht Profeſſor an einer Akademie iſt;

oder Prinzen-Erzieher;

oder Privat-Sekretair eines Fürſten;

oder der Mann einer reichen Frau;

oder ein, mit einer Regierung broullirter, auf einer Triumph-Reiſe durch Deutſchland begriffener Flüchtling:

Daß der einzelne Literat, wenn er nichts als Literat iſt, nicht Recht haben ſollte, zu trauern. Aber die Trauer einer ganzen Literatur in Corpore iſt lächerlich.

Es iſt lächerlich, daß eine Literatur, welche ſich als die einzige ächte und wahre Literatur durch alle Straßen ausrufen ließ, welche behauptete, ganz allein mit Freiheit und Geſinnung zu handeln, mit einem Male an ſich ſelbſt zu verzagen anfängt und melancholiſch wird.

Was hat die deutſche Literatur nun ſeit achtzehn Jahren geleiſtet; was iſt gewirkt, geſchaffen, ausgerichtet worden! Welches ſind die vorzüglichſten Erſcheinungen?

Was ſagt die deutſche Jetzt-Literatur, welche ſo

viel über Alles ſpricht, von ſich ſelbſt? Iſt es nicht auffallend, daß ſie: die critiſch-bewußte, die philoſophiſch-gerechtfertigte, ſich ſelbſt ignorirt.

So iſt es nicht gemeint, daß ſie über das einzelne Buch des einzelnen Autors etwa ſchwiege. Nein! Wie ſchreiſüchtige Bewohner des Trödelmarkts die Vorübergehenden mit Gewalt in ihre Krambuden ſchleppen und zum Kaufen zwingen, ſo poſaunen die Zeitungen und Journale alles Einzelne als Ausgezeichnet, Hoffnung erfüllend, Bedürfniß ſtillend, Epoche machend u. ſ. w. aus.

Doch giebt es in der ganzen tauſend- und aber tauſendbändigen Jetzt-Literatur nur ein Buch, worin die Jetzt-Literatur gewagt hat, einmal ſich ſelbſt zu beſchauen (Vorleſungen über die deutſche Literatur der Gegenwart von R. E. Prutz), aber ſcheu hat ſie den Blick von ſich ſelbſt gewandt. Sie hat ihre ganze Oratorik und Dialectik, alle ihre ſeit 1830 in Cours geſetzten Illuſionen aufgeboten, um alle frühere Literatur ihrer Moralität und Geſinnung halber verdächtig zu machen. Am Ende hat ſie ſich aber doch entſchuldigen müſſen, daß ſie ſich als Literatur nicht beſſer benimmt, und ſeufzend die Schuld auf dieſes und jenes geſchoben.

Es giebt gewiſſe Phraſen, welche Menzel ſchon

1830 aufbrachte und die seitdem unzählige Mal benutzt worden sind, um alles Alberne und Widersinnige zu entschuldigen. Folgendes sind solche Phrasen:

„Alle Willkühr soll aufhören, also auch die Willkühr des genialen Subjects, die Vornehmheit des Besserwissens, der Uebermuth des abstracten literarischen Talents.“

Als ob die Willkühr des Genies, der Uebermuth des Talents jemals schon Schaden gethan hätten. Nein! die Genies und Talente haben nur Segen verbreitet und sie sind es, denen es jederzeit schlecht ging, die man verfolgte und kreuzigte. — Damals veranstaltete man noch keine Festmahle und Collecten, vielmehr ließ man die Genies verhungern und in Hospitälern sterben.

„Es ist eine nivellirende Zeit, in der wir leben, und nicht blos die Unterschiede der Gesellschaft, der Zwiespalt der Stände, auch die Kluft der Bildung will sie ausfüllen und niederreißen.“

Ja, hätten das diejenigen gewußt, welche mich auf Schulen und Akademien unterstützten, sie hätten meine schönen Briefe in Versen und Prosa etwa folgendermaßen beantwortet:

„Sohn des Cigarrenmachers!

„Warum willst du studiren? Es ist eine ni-

vellirende Zeit. Spar dir die Mühe, zu den Gelehrten empor zu steigen. Zuletzt wird ja doch alles eine Masse und die Gelehrten werden mit der Zeit eben so roh und dumm sein, wie die Cigarrenmacher.“

„Zwar das ist zugegeben: für den Glanz einer Literatur, für den schriftstellerischen Ruhm eines Zeitalters ist schlecht gesorgt. So wenig viele versammelte Lichter eine Sonne bilden, eben so wenig geben mittelmäßige und untergeordnete Talente ein Genie. — Aber wenn es nun für's erste auf diesen Glanz nicht ankäme, und wenn der demokratische Genius unseres Zeitalters nun auch hierin sich bewähren sollte, daß das Capital des Geistes statt wie bisher bei wenigen einzelnen Besitzern zusammengehäuft zu sein, fortan zu bequemem Umlauf gleichmäßig vertheilt wird. — Nicht das Land ist reich, wo es wenige Familien von außerordentlichem Reichthum giebt, sondern wo im gleichmäßigen Wohlstand jeder besitzt, was er bedarf.“

Wir können in Deutschland erst seit kurzem von geistigem Eigenthum reden, aber ein solcher allgemeiner geistiger Wohlstand ist leicht zu erzielen. Man hindre nur, daß Gelehrsamkeit, Genie und Talent erblich werden, und sorge dafür, daß sie einem Fiskus anheim fallen, der sie gleichmäßig vertheilt.

Aber ernſthaft jetzt: Alſo ſpricht der Sohn des Volkes, der literariſche Plebejer zu ſeinen Mitliteraten.

Es giebt zweierlei Literatur: Zeit- und Volksliteratur.

Jene gleicht der Electricität, im Nu erfüllt ſie den ganzen Horizont, allein ſie blitzt und iſt hin.

Dieſe gleicht dem Magnet, der nur in großer Nähe wirkt, deſſen Kraft aber mit der Zeit wächſt und ewig dauert.

Untergeordnete und mittelmäßige Köpfe taugen nur für die Zeit-Literatur, denn das angelernte, angebildete, angekünſtelte iſt nicht für das Volk. Bei uns findet nur Wahrheit und Natur Eingang, daher verſtehen wir nur das Genie und das Talent.

Sagt nicht, der Zeitgeiſt, dem ihr huldigt, ſei ein demokratiſcher. Wir kennen den Zeitgeiſt beſſer. Er iſt ein Geldgeiſt, ein Kaufmannsgeiſt, ein Rechengeiſt, ein Wuchergeiſt, ein Judengeiſt, der uns das Brod abknappt, und uns unſere Weiber mißgönnt. Ja! ſind wir verheirathet, ſo ſollen wir nicht einmal — zu viel Kinder in die Welt ſetzen.

Der Arme liebt den Reichen nicht, aus Inſtinkt. Es muß viele Armen geben, damit einer reich ſei,

und der Reiche wird immer reicher, die Armuth wird immer größer und drückender werden.

Sagt uns dies der Instinkt, so wird die Philosophie dem deutschen Gelehrten gewiß auch nicht verheimlichen, daß der Reiche eben so wenig sein Freund ist.

Wird die Geldmacht je dem Geiste die Herrschaft einräumen? Wird der Geldstolz je dem Talente Ansprüche zugestehen?

Nein! der Stolz des Reichen ist kein Fürstenstolz, der den Glanz seines Hauses durch die Namen und den Ruhm großer Künstler und Gelehrten verherrlichen will; was kümmert den Privatmann Nachruhm und Geschichte; nicht einmal die Aufmerksamkeit mag er auf sich lenken; er weiß, welche Antipathien er erweckt: Die Menschen beneiden ihn, betrügen und bestehlen ihn vielleicht auch. Seine Ehre ist eine ganz passive. Er will sich nur nicht compromittiren, und gemächlich und glänzend mitmachen, was seines Gleichen thun.

Der Reiche denkt nicht über das Leben; er findet es eingerichtet und bezahlt alles. Er hat seinen Koch, seinen Kammerdiener, seinen Schneider, Tapezier und Stallmeister, welche sich zu bemühen haben, die Launen und Wünsche ihres Gebieters

mit dem allgemein herrschenden Geschmack und den Tagesmoden in Uebereinstimmung zu bringen. Seine geistigen Bedürfnisse will er ebenso behandeln, wie seine materiellen. Der Dichter, der Weise, der Künstler gelten ihm so viel wie sein Conditor und Parfümeur. Er bezahlt sie, und ist die Rechnung quittirt, so ist er nichts mehr schuldig, keinen Dank und keine Achtung.

Weil er alles bezahlt, will er auch alles bestellen, und vor allen Dingen verlangt er Neues, wenn das Alte ist vorhanden; er kann sich's kaufen, wenn es ihm einfällt. Aber nur das allerneueste Neue kann den vornehmen Mißmuth bewegen, mit Geringschätzung Notiz davon zu nehmen.

Dann verlangt er Nützliches, das heißt nicht das Schöne und Edle, nicht das Große und Wahre, sondern das Bequeme und Einleuchtende, für den Augenblick, aus der Zeit und der Gegenwart, so daß es zu Jedermanns Gebrauch augenblicklich bei der Hand ist und ebenso wieder weggelegt werden kann.

Und endlich verlangt er Pikantes, denn nur das Pikante kann seiner verdrießlichen Uebersättigung noch Genuß versprechen.

Nach diesen Bestellungen hat die deutsche Literatur jetzt seit siebzehn Jahren gearbeitet, und das

ſich für die einzige ächte und wahre Literatur ausgeſchrieen, welche ganz allein die Freiheit will.

Mag ſolch eine Literatur ſich Europäiſche-, Welt-, oder ſociale Literatur nennen, und in Frankreich und England, Amerika und Rußland gelten, kurz überall, wo das Geld herrſcht. Nur heiße ſie nicht deutſche Literatur, und wolle nicht als ſolche in das Volk eindringen. Denn wenn auch deutſche Schriftſteller wie ehrloſe Soldaten ihre Fahne beſchimpfen, indem ſie ſagen, wir brauchen keine Genies und Talente mehr; der deutſche Geiſt hat deswegen ſeine Unabhängigkeit noch nicht verkauft. — Folgendes ſagt der Graf Sologub, ein Ruſſe, über die Literatur der Gegenwart:

Die Schriftſtellerei iſt jetzt eben ſo gut ein Handwerk geworden, wie das des Schuſters und Drechslers. Unſere Schriftſteller ſind nichts anderes als Verfertiger literariſcher Gegenſtände. Sie ſind äußerſt geſchickt im Zuſchneiden; alles taugt in ihrem Kram, Religion, Politik, Moral, juridiſche Fragen und philoſophiſche Probleme. Es iſt als ob man hinter die Couliſſen einer Puppenkomödie ſchaute. Alles geſchminkt, aufgeputzt, unecht, überall Flitter und Folie, bald wird man Fabriken literariſcher Arbeiten errichten, und Ideen, Geſinnun-

gen und Gefühle werden nach dem Preiscourant verkauft werden, wie Fracks und Pantalons.

Das alſo gilt die ſogenannte Welt-, Europäiſche- und Socialliteratur ſelbſt in Rußland. Möge man ſie alſo von der deutſchen unterſcheiden.

Alle Muſen ſind Salondamen geworden. Dieſe herrlichen, nackten, griechiſchen Gottheiten, mögen ſie heut ſich ſchnüren, Zuckerwaſſer trinken, Karten ſpielen und Politik ſprechen. — Was thut das? wenn Apollo ſelbſt nur der Unſrige iſt. Mögen ſie dem Reichen dienen. Das Volk kann den muſikaliſchen Virtuoſen weder ſein koſtbares Inſtrument bezahlen, noch ihm ſein mühſeliges, lebenslängliches Studium lohnen. Auch die bildende Kunſt will ihre edle Formen koſtbaren Stoffen aufprägen. Sie iſt Sache des Aufwandes und des Luxus, und nur für die Reichen; das Volk kann keinen Luxus machen. Aber der Dichter gehört dem Volke; der Schriftſteller bleibe der Nation treu, welche ihm die Preſſe erfand. Und der deutſche Schriftſteller iſt ſeinem Volke unentbehrlich wie das liebe Brod; das Volk verlangt panem et circenses, die Schriftſteller ſind ſeine circenses.

Die Popularität des Schriftſtellers iſt ein aus

unſerer Zeit entſchwundener Begriff, und um ihn zu conſtruiren muß man ein wenig weit ausholen.

Im Mittelalter hatte das Volk ſeine Feſte, ſeine öffentlichen Schauſpiele, Aufzüge und Luſtbarkeiten, und Vornehm und Gering, Reich und Arm, Jung und Alt, Einer genoß mit dem Anderen. In den Kirchen ließ ſich herrliche Vokalmuſik hören, und Könige und Päpſte ſtrebten durch öffentliche Monumente der Bau- und Bildnerkunſt ihre Namen auf eine ſpäte Nachwelt zu bringen. Kurz alles war öffentlich, alles gehörte allen, und man freute ſich gemeinſam unter Gottes freiem Himmel.

Heute genießt jeder nur für ſich, in abgeſperrten Räumen, und jeder Genuß will bezahlt ſein. Der Reiche hat alles, denn er kann alles bezahlen, der Arme gar nichts, denn nichts iſt umſonſt; und will er einmal für ſein geringes Geld die Freuden der Reichen mitgenießen, ſo findet er Schauſpielhäuſer, welche ganz anders eingerichtet ſind als die griechiſchen Amphitheater, die ein demokratiſcher Geiſt erbaute. Denn während der vornehme Ueberdruß, der überſättigte Reichthum ſich auf den erſten und bequemſten Sitz bläht; während eine glänzende Beleuchtung der weiblichen Koketterie und Putzſucht zu Hülfe kömmt, und der Buhlerei ſogar ein Bazar

angewiesen ist, muß der Arme hoch und fern vom Schauplatz auf einem dunklen Sitz fürlieb nehmen, von woaus er die Herrlichkeit, die er zu schauen gekommen ist, nur unvollständig, und aus aller Perspective gerückt, erblicken kann.

Soll ich auch noch von den Gauklern und Pfuschern reden, welche auf Jahrmärkten, an entlegenen Grenzorten, und in den Kellern der Vorstädte ihr Wesen treiben; welche dem rohesten Zuschauer noch Erbarmen einflößen, und selbst dem Aermsten noch den letzten Heller herauslocken, der ihm übrig ist für denjenigen, der noch Aermer und Unglücklicher ist als er selbst? —

Nein, nein! Der Zeitgeist ist kein Demokrat. Ein Kaufmann, taxirt er die Talente nach ihrem Werthe, sortirt den Genuß nach seinen verschiedenen Graden, und staffirt das glänzende Kunstelend der Salons noch einmal armselig und bettelhaft für das Volk auf. Hat er seine Modewaaren an den Mann gebracht, und seinen Preis herausbekommen, so macht er den Ausschuß, die Reste, den Abfall noch einmal zur Waare, die er a tout prix verkauft, und der Kehricht aus den Salons, der Abhub der Tafel, aus welchem die Lakaien sich auch schon das ihrige herausgesucht, ist noch gut genug für das Volk.

Nur eine Kunſt indeſſen iſt werthvoll und wohlfeil zugleich, für den Armen eben ſo zugänglich wie für den Reichen. Nur eine Kunſt iſt für den Kenner und den Layen, für den Fürſten und den Bauern. Wie die Natur iſt ſie ſchön und heiter für Alle; wie die Sonne ſcheint ſie für Alle, und ſie iſt die Sonne, ſie iſt Phöbus Apollo. Es iſt die Kunſt des Dichters.

Das Buch koſtet eben ſo viel im Palaſte des Reichen, wie in der Hütte des Bettlers; das Buch iſt für Alle. Das Buch gehört nicht nur dem Beſitzer; er hat es auch für Frau und Kinder, für ſeine Nachbaren, ſein Hausgeſinde, ſeine Freunde und Gäſte. Ein jeder kann Genuß und Belehrung daraus ſchöpfen, und der Beſitzer wird nicht ärmer.

Aber ein Buch für das Volk ſoll auch keinen vorübergehenden Genuß gewähren. Es ſoll nicht wie der Blitz, ſondern wie der Magnet wirken. Der genußſüchtige, überſättigte Reiche lieſt um zu vergeſſen, und das geleſene Buch iſt ihm eine ausgerauchte Cigarre, ein ausgetrunkenes Glas Wein, der Arme will Nachhaltiges, Dauerndes. Er kann ſeine Genüſſe nicht oft wiederholen, noch weniger wechſeln. Er will bedeutendes und dauerndes, und wie wohlfeil auch jetzt Druck und Papier iſt,

Etwas koſtet es immer, und Etwas iſt ſchon Viel dem Armen.

Die Literaten aber ſagen: kann das Volk heute ſchon an Freuden und Zerſtreuungen denken? Giebt es nicht etwas viel Wichtigeres und Ernſteres zu thun?

Aber der Menſch beſteht aus Geiſt und Körper. Es giebt einen geiſtigen und einen körperlichen Hunger. Der geiſtige Hunger heißt Langeweile, und wirkt er auch minder tödtlich als der Hunger, welcher aus dem Magen kömmt; ſo wirkt er doch eben ſo niederſchlagend und erſchlaffend. Daher verlangt das Volk panem et circenses. Brod für den Einzelnen und gemeinſames Vergnügen. Gewährt dem Volke Vergnügen, und es iſt Euer, wie der Arbeiter ſeinem Brodherrn gehört. Weiht ihm Euren Witz, Eure gute Laune, Eure Heiterkeit, und von dem Uebermuth Eures Genies und Talentes flößt ihm ein, damit es ſich über ſeine Lage erhebe und Muth gewinne etwas zu wagen. Ihr habt lange genug den Fürſten und Großen geſchmeichelt; ſchmeichelt einmal Eurem Volke. Es iſt das deutſche Volk, zeigt ihm ſeine Kraft, ſeine Größe, ſeinen Glanz, ſeinen Adel und ſeine ſo oft und tragiſch mißbrauchte Treue und Redlichkeit. Verſpottet und geißelt ſeine Feinde, und macht ſie lächer-

lich, rückſichtslos lächerlich, wie Shakespear die Erbfeinde ſeines Volkes, die Franzoſen, lächerlich machte, daß er nicht einmal die Erſcheinung der Jungfrau von Orleans ſchonte, obſchon er ſonſt ſtets voll künſtleriſcher Pietät war. Aber nichts vom deutſchen Michel, keine ſentimentalen Dorfgeſchichten, keine Polizei-Novellen, keine Geheimniſſe von Paris, Proſtitution, übertriebene Schilderungen von Laſtern, Verbrechen und Schmutz. Der gebildete Mißmuth, die vornehme Unzufriedenheit, das Pikante der Sittenloſigkeit, die Uebertreibung des Laſters gehört in die Salons; das Volk wird dadurch irre geleitet und verliert die Achtung vor ſich ſelbſt.

Aber wo iſt Euer Witz? wo Eure Heiterkeit: die derbe Heldenkraft des Geiſtes? Wo Euer Spott? Dieſe gefährliche Waffe, vor der Fürſten und Päpſte zittern, und vor der Gott ſelbſt nicht ſicher wäre, hätte er ſich irgendwo Preis gegeben, hielt er ſich nicht überall hinter heilig-unwandelbaren, göttlich-unantaſtbaren Naturgeſetzen verborgen?

Ihr redet von Kampf und Streit und Waffenthaten für Freiheit, Fortſchritt, Aufklärung. Doch Eure Waffen, den Witz, den Spott, den Spaß, die Heiterkeit habt Ihr niedergelegt. Wo findet ſich noch eine Spur davon in der heutigen Literatur?

Ihr redet von Zeiten der Bewegung? Allein Ihr verzichtet auf Genie und Talent, diejenigen Mittel, wodurch Ihr wirken könnt.

Ihr wollt uns bilden. Aber die Salonbildung taugt nicht für uns, denn wir ſind Volk.

Ihr wollt uns belehren? Aber wenn wir Abends ſpät und ermüdet von der Arbeit kommen, können wir uns nicht hinſetzen, ſtudiren, zumal uns Vorkenntniſſe, Uebung und Anſchauung fehlt.

Alſo keine Volksbücher von Halbwiſſern, die ihr Talent geltend machen wollen, weil wir gar nichts wiſſen; keine Volksbücher von Predigern, die ihren Einfluß auf der Kanzel verloren haben und ihn durch die Preſſe wiedergewinnen wollen. Keine Volksbücher von Vereinen, die uns die geiſtige Nahrung wie das Brod vorſchneiden. Nein! Volksdichter, die uns unterhalten und beluſtigen.

Wollt Ihr das nicht? Wohlan! meine Religion iſt nicht die Eurige.

Betet Ihr den Zeitgeiſt an.

Ich ſage: der einzige, wahre, ewige Gott, iſt der Gott meiner Väter, der deutſche Volksgeiſt. —

Seid Ihr Blitz;

Ich werde Magnet ſein! —

Schreibt Ihr Zeitungen;

Ich werde Bücher ſchreiben.

Bleibt Ihr anſtändig, vornehm und gebildet;

Ich bleibe der literariſche Plebejer.

Ich verſpreche freilich viel und habe faſt noch nichts gethan, denn dieſes Buch iſt nur ein Erſtlingswerk, aber die Zukunft liegt noch vor mir.

Hinter der Literatur der Gegenwart liegen aber ſiebzehn Jahre der Vergangenheit, und ſie hat nur ſich feilgeboten, aber nichts gethan.

Die Volksbewegungen, Volksvereine, ſo weit die Maſſen daran Theil nehmen, ſind wie zur Zeit der Erfindung der Preſſe immer nur noch religiöſer Art. Geiſtliche ſtehen an der Spitze und die Literaten haben ſich der Richtung nur bemächtigt.

Wir haben ja außer Leſen und Schreiben in den Volksſchulen nur ein wenig Katechismus gelernt, und wir haben keine Literaten.

Iſt etwa die Preſſe für uns nicht erfunden? Lernen wir nur Leſen und Schreiben, um eingeſegnet zu werden, und amtliche Befehle und Polizeimandate zu empfangen? — Nein, wir wollen auch unſere Literaten haben.

So viel, hochgeehrter Herr, über den Verfaſſer.

Meine Conſtellation, wie Sie ſehen, iſt keine unglückliche.

Von Geburt ein Plebejer, iſt meine Geſinnung mir angeboren, und Niemand kann ſie verdächtig machen.

Nur durch Genie und Talent kann ich mich als Schriftſteller behaupten, und im Namen des Volkes und für das Volk will ich die Willkühr des Genies, den Uebermuth des Talentes rechtfertigen, gegen meine Mit-Literaten.

Als wir Knaben waren, die Literaten und ich, waren ſie feiner Leute Kinder, und ich ein Straßenjunge. Ihre Eltern ſagten ihnen: Gebt euch nicht mit den Straßenjungen ab, oder ihr verderbt euch eure guten Kleider.

Jetzt ſind wir herangewachſen; ſie ſind Literaten, und wir Volk, und die Literaten geben ſich jetzt mit uns ab, und wollen uns bilden, belehren und aufklären. Wenn ſie aber immer noch thun, als könnten ſie ſich bei uns etwas verderben, ſo wollen wir jetzt nicht mit ihnen ſpielen.

Wir haben nicht viel, aber wir haben doch den eigenen Hof und Heerd, wo wir unabhängig und ſelbſtändig ſind, und es giebt immer noch Menſchen, auf die wir mit Verachtung blicken, nemlich auf die Bedienten und Lakaien. Wir glauben nämlich, daß ſie ihre Selbſtändigkeit und Unabhängigkeit hingege-

den haben, um ein müſſiges Wohlleben führen zu können.

Vielleicht thun wir ihnen Unrecht: Dienen muß Jeder, und am Ende haben ſie auch den eigenen Hof und Heerd als Zuflucht ihrer Unabhängigkeit und Freiheit, außerhalb des Pallaſtes ihres Gebieters. Aber Glace-Handſchuhe oder Kamaſchen, Frack oder Treſſenrock: Livree bleibt Livree. Und wir haſſen, was ſich Livree anzieht, ſei es Lohndiener oder Lohnſchriftſteller.

Sie werden es ſeltſam finden, daß ein junger Autor ſein Erſtlingswerk mit ſolch einem offenen Brief an ſeinen Verleger begleitet.

Aber ich will keine Geheimniſſe haben; ich will mich geben, wie ich bin; ich will der literariſche Plebeſer ſein.

Meine Deviſe iſt: Es lebe der deutſche Geiſt!

Inhalt.

Erſtes Buch.

Die Verlobung.

		Seite
I.	Mariamne	3
II.	Schief-Levinche	12
III.	Ehen werden im Himmel geſchloſſen	25
IV.	Bräutigamsſorgen und Brautträume	45

Zweites Buch.

Das Marienbild.

I.	Der Knaß	53
II.	Der Zuſpruch	58
III.	Der Maler	68
IV.	Bräutigamsträume	73
V.	Der Gaſt	81
VI.	Das Attelier	86
VII.	Das Portrait	95
VIII.	Ein jüdiſches Mährchen	100
IX.	Paſtor Vitepsky	112
X.	Das Altarbild	120

Drittes Buch.

Die Folgen.

		Seite
I.	Der Brief	126
II.	Der Rabbi und der Parnaß	151
III.	Löbel Kurzweil	158
IV.	Rabbiniſche Weisheit	163
V.	Die Rabbizin	176

Viertes Buch.

Die Buße.

I.	Ein treuer Diener	182
II.	Der Sabbat	191
III.	Der Spiegel	200
IV.	Die Schlinge	216
V.	Die Verfolgung	225

Fünftes Buch.

Mariamne unter Chriſten.

I.	Der Bürgermeiſter	236
II.	Eine Gerichtsſcene	243
III.	Ein guter Rath	250
IV.	Beſorgniſſe und Sieg	253
V.	Sie kömmt	260
VI.	Der Exorcismus	272
VII.	Die Heiligſprechung	281

Polniſche Wirthſchaft.

Ein komiſcher Roman.

Erſtes Buch.

Die Verlobung.

I.

Mariamne.

In einer anſehnlichen polniſchen Handelsſtadt lebte gegen Ende des vorigen Jahrhunderts ein Rabbi, wie alle Rabbinen leben; das heißt: er aß nur ſolche Speiſen, deren Reinheit der Talmud außer Zweifel ſtellt, ſagte doppelt ſo viel Gebete her, als ein Jude, der kein Schriftgelehrter iſt, ſchlief bei Tage, ſtudirte bei Nacht und verließ ſein Haus nur, um in die Synagoge zu gehen, und die Synagoge, um wieder heim zu kehren; — kurz es würde nichts von ihm zu erzählen ſein, hätte er nicht eine ſchöne Tochter gehabt.

Mariamne war in der That bildſchön. Ihre Lilienhaut hob ſchimmernd weiß von ihrem glänzenden kohlſchwarzen Haar ſich ab; ihre Wangen prangten roſenfarbig, ihre niedlichen Lippen prahlten mit ihrem Corallenroth, ihre Brauen waren wie mit dem Pinſel gezogen;

ihre ſammetſchwarzen Augapfel ſchwammen in einem Meere von bläulichem Weiß und waren von langen Wimpern verſchleiert, welche den jüdiſchen Glanz der Blicke milderten und ihnen etwas träumeriſches und ſehnſüchtiges gaben. Und zog der Farbenglanz, die Jugendblüthe dieſes jungfräulichen Prachtgebildes, ſchon alle Augen auf ſich, ſo mußte man bei näherer Betrachtung die Feinheit und Zartheit ihrer Züge, die Regelmäßigkeit und Vollendung ihrer Formen und die Friſche und Geſchmeidigkeit ihrer Geſtalt bewundern und ſich darüber freuen. Marianne aber wußte recht gut, wie ſchön ſie ſei, und dieß ſo wohl, wie, daß ſie eine Rabinertochter war, machte ſie ſtolz und glückſelig. Schenkte man ihr nun eine längere Aufmerkſamkeit und Theilnahme, ſo fing ſie leiſe an zu lächeln, in ihren zarten Wangen bildeten ſich zwei völlig gleiche Grübchen, der leicht geöffnete Purpurmund entblößte den Perlenſchmelz der Zähne, und man ſah ihr an, wie glücklich ſie ſich fühlte, und wie wohlgefällig Gott und Menſchen; den Menſchen durch ihre Schönheit, Gott als Rabinertochter.

Gewiß wohnte dieſer reizenden Hülle eine eben ſo holde Seele inne, nur daß ihre geiſtigen Fähigkeiten minder glücklich ſich entwickeln könnten als ihre leiblichen Vollkommenheiten. — Das Haus ihrer Eltern war die Welt, in der Marianne lebte, und das Haus eines Rabbi's iſt eine Welt, aber eine ſehr kleine und jüdiſche. Es hat ſeine Sabbat- und ſeine Alltags-Gäſte, wird nicht leer von Beſuchen, und das Aus- und Eingehen, das Lärmen, Schreien und Schwatzen nimmt kein Ende.

Alle jüdiſchen Angelegenheiten kommen hier zur Sprache; Familien- und Gemeinde-Sachen, Ereigniſſe aus Nah und Fern, und der Rabbi muß Rath ertheilen, Streitigkeiten ſchlichten, Sünden vergeben und entſcheiden, was rein und was unrein iſt.

Außerdem muß er *lernen*, das heißt ſtudiren, doch iſt das Lernen des Rabbi kein einſames, geräuſchloſes Studium. — Wenn ein Rabbi lernt, ſo legt er ſein Geſicht in alle möglichen Falten des Tiefſinns, reibt ſich ämſig den Bart und ſchaukelt ſich mit dem Oberleibe, was er kann. Im ſingenden Tone betet er laut her, was er lieſt; was ihm bei dieſer Gelegenheit einfällt, was ein anderer jüdiſcher Gelehrter ähnliches geſagt hat, und läßt ſich dieſes und jenes Buch bringen, um die darauf bezüglichen Paralellſtellen aufzuſchlagen und ebenfalls laut abzuleſen.

Dieſes Lernen iſt nicht nur eine ſehr gottgefällige Verrichtung, es iſt auch eben ſo dienlich und erſprießlich für die Seele, einem lernenden Rabbi zuzuhören.

Der Rabbi hält ſich daher in der Regel mehrere Schüler, welche, indem ſie ſtille ihm zuhören, theilnehmen an dem himmliſchen Verdienſt des Lernens und gleichſam mitlernen, um ſpäter ebenfalls Rabinen zu werden. Uebrigens kömmt nichts darauf an, wie viel oder wie wenig ſie profitiren. Haben ſie erſt eine Rabbinerſtelle, ſo können ſie ſich eben die Bücher kaufen, welche der Rabbi hat, und *beſitzen* dann dieſelbe Weisheit. Als Schüler können ſie das nicht, denn hebräiſche Bücher ſind ſehr theuer und der Jude, der einigermaßen Etwas hat, verſucht ſein Glück lieber im Handel. Nur wer

Nichts hat und wem nichts gelingt, widmet ſich ausſchließlich der Sorge für ſeine Seele und ſucht ſich durch Beten und Lernen bei ſeinem Schöpfer beliebt zu machen.

Wenn nun der Rabbi lernte, ſaß Mariamne in der dunkelſten Ecke des Zimmers mit gekreuzten Beinen auf einem gepolſterten Fußſchemel. Eine ächte Orientalin, mogte ſie gern ſo ſitzen und ſinnen und träumen. Hier aber geſchah es, um ihre Anweſenheit nicht zu verrathen; denn ſie ſollte nicht zuhören, wenn ihr Vater lernte. „Dieſe Weisheit iſt nicht für Frauenzimmer. Das Frauenzimmer iſt eitel und neugierig und entweiht die heiligen Kenntniſſe, die nur für Männer ſind, welche den Geiſt der Andacht beſitzen und ſich vor Gott demüthigen können.“

Etwas Wahres mag daran ſein; denn mehr oder weniger verwandelte Mariamne die Weisheit ihres Vaters, die ſie ſtill und ſorgfältig belauſchte, in Poeſie und geiſtigen Zierrath. Sie ſchwärmte für die Heiligkeit der Propheten, verliebte ſich in alle Bibelhelden, welche das auserwählte Volk zu Ruhm und Sieg geführt, verwechſelte ſich ſelbſt mit allen Bibelheldinnen und ſchmückte ſich im Geiſte mit ihren Tugenden und Reizen. Die ganze ſpitzfindige Dialectik des Talmud aber verwandelte ſie in die zierlichſten Sinn- und Sittenſprüche, die wie Honigſeim von ihren niedlichen Lippen floſſen und ein Herz voll Güte, eine milde liebreiche Seele offenbarten.

Der Rabbi gebot ihr freilich oftmals „Schweig, du unreines Frauenzimmer. Wie darfſt du ſo reden. Iſt

dieſe Weisheit für dich und dein untergeordnetes Geſchlecht?“

Mariamne aber fragte: „Vaterlieb. Warum hat mir Gott den Geiſt gegeben, der nach dieſer Weisheit ſtrebt, und mich zu einem Frauenzimmer gemacht, was nicht nach dieſer Weisheit ſtreben ſoll? Darf ich es dir ſagen?“

Die Frage war aber doch keine leichte, und der Rabbi ward neugierig. Er ſtrich ſich den Bart und rief: „Laß hören!““

— „Gott hat mich zu einem Frauenzimmer gemacht, damit ich diejenigen warte und pflege, denen ich angehöre; das müßte ich thun, wenn ich deine Magd wäre, das muß ich thun, weil ich deine Tochter bin. Da ich dir aber nicht als Magd, ſondern als Tochter angehöre, genügt es nicht, wenn ich dich pflege und warte; ich muß dich auch lieben, denn das befiehlt Gott. Wie kann ich dich aber lieben, wenn ich nicht deine Vorzüge vor andern Menſchen einſehe, und wozu du eigentlich auf der Welt biſt? Du biſt fromm und weiſe; dadurch machſt du dich beliebt bei Gott und Menſchen — und bei deiner Tochter; denn Gott hat ihr den Geiſt gegeben, der nach dieſer Weisheit ſtrebt, nicht aus Vorwitz und Eitelkeit, ſondern um ihren Vater verſtehen und lieben zu kömen. — Warum hat Gott dieſen Geiſt nicht irgend einem anderen Mädchen im ganzen Judenquartier gegeben, ſondern ganz allein mir? — Weil ich die Rabbinerstochter bin, weil er mir zu kömmt. — Auch ſagt der Talmud, die Weiber und Töchter der Rabbinen ſtehen ſo hoch über andere Weiber und Mäd-

chen, wie die Menſchen über die Thiere *). Alſo muß ich als Rabbinerstochter etwas voraus haben. Dieſer Geiſt iſt mein Vorzug.

Der Rabbi lachte eine Zeitlang herzlich, dann aber ſagte er: „Du ſollſt aber ſo nicht ſprechen, ich verbiete es dir.“

Um weltliche Angelegenheiten kümmerte ſich Mariamne gar nicht, und alles, was nicht in ihre unmittelbare Nähe kam, blieb ihr fremd und war ihr ſogar peinlich. — „Draußen giebt es nichts als Noth und Hader“ pflegte ſie zu ſagen; „und man kann nicht allen Unglücklichen helfen, und alle Streitende verſöhnen; ſelten hört man von Glück, viel aber von Elend und Verfolgung. Ein Mädchenherz iſt weich, ihr Auge fließt leicht über. Gott aber weiß, was er thut. Ich ſoll ihn nicht in ſeinem Zorn kennen lernen, wie er die Menſchen ſtraft um ihrer Sünden halber, ſondern er hat mir das friedfertige Haus meiner Eltern zur Wohnung angewieſen, wo er in ſeiner Heiligkeit und Weisheit verehrt ſein will.“

Wirklich pflegte und wartete Mariamne ihre Eltern auf's Gewiſſenhafteſte. Der liebreiche Einfluß, den ſie übte, erſtreckte ſich zwar nicht weiter, als auf das elterliche Haus, hier aber offenbarte er ſich auch recht traulich und heiter.

Ein ſo reinlich geführtes, zierlich geordnetes Hausweſen, wie man beim Rabbi Raphael Ben Ely fand,

*) Talmudiſch.

gehört zu den unerhörten Seltenheiten in einem polnischen Judenquartier. Wie viele Menschen auch täglich gingen und kamen, wie lebhaft und geräuschvoll es auch herging, so war und blieb doch alles nett und blank und rein, bis auf die Menschen. Diese waren und blieben roh und schmutzig und Mariamne hatte keine Gewalt über sie, denn sie war ja nur ein Frauenzimmer.

Sie war sogar ein zärtliches, furchtsames Frauenzimmer; sie scheute sich, ihre niedlichen Füßchen auf den unebenen schmutzigen Boden der Judenstraßen zu setzen, und blieb deshalb immer zu Hause. Sie wagte nicht, ihre Kräfte zu gebrauchen oder etwas Hartes oder gar Schmutziges anzufassen. Aber die Schüler des Rabbi mußten zum Dank für den Unterricht, den sie genossen, Haus- und Küchendienste leisten. Mariamne befahl und beaufsichtigte nur, und die jungen Leute waren galant; sie stritten sich darum, ihr zu dienen. Mariamne aber sorgte für ihre Diener und lohnte ihnen gut.

Im Hause eines Rabbi herrscht kein Ueberfluß. Aber fehlte es woran, so schickte Mariamne ihre Diener im ganzen Judenquartier umher und ließ ansagen, der Rabbi habe leider Gottes nichts zu Essen. Der Jude darbt sich gern das Beste von seinem Munde ab, um seinen Rabbi damit zu erfreuen, und hauptsächlich, wenn es am Freitag woran fehlte, und Mariamne ansagen ließ, der Rabbi habe nichts, wovon er Schabbes machen könne, so kam in Töpfen und Kannen, auf Schüsseln und Tellern ein solcher Ueberfluß an, daß ein Einzelner kaum im Stande war, von allem zu kosten, und Vorrath genug für die ganze Woche war.

Das Beſte hob Marianne für ihre Eltern auf, das übrige vertheilte ſie unter den Schülern. Sie ſelbſt aß äußerſt wenig. Fürchtete ſie ſich vielleicht, die Röthe ihrer Wangen zu erhöhen oder die zarte Fülle ihres Wuchſes zu vermehren? — Es war zu bewundern, wie wenig dieſes blühende Geſchöpf bedurfte, um ſich in prangender Schönheit zu erhalten, und von dieſer Mäßigkeit ging ſie nicht ab, man mogte ihr ſagen, was man wollte. Der Jude ißt gerne gut, es iſt der einzige Genuß, an dem er etwas wendet, und ladet er Jemand an Sabbat- oder Feſttagen zu Gaſte, ſo fühlt er ſich beleidigt, wenn dieſer ſein Eſſen verſchmäht. — Vergebens aber befahl der Rabbi ſeiner Tochter, wenigſtens am Schabbas mehr zu eſſen, an welchem Tage ſich der Jude eine Güte thun ſoll. Und war eine Hochzeit, eine Beſchneidung, oder hatte eine gute Freundin ſie zu ihren Eltern eingeladen, ſo redete man umſonſt auf folgende gaſtliche Weiſe ihr zu: „Dummes Thier, ſo greif doch zu! So etwas bekommſt du nicht alle Tage. Ja! bei deinem Vater zu Hauſe giebt es Backwerk, du Maße Behema (Kuh oder Rindvieh), du weißt viel, was gut ſchmeckt. Oder iſt dir vielleicht als Rabbinertochter dieſes Eſſen nicht rein (Koſcher) genug. Die Sünde auf mein Haupt, wenn dieſes Fleiſch nicht iſt von einem geſunden, makelloſen, vorſchriftmäßig geſchochtenem Thier.“

Marianne war nachgiebig und gefällig gegen jedermann. Sie ſuchte daher einen Ausweg einzuſchlagen und erbot ſich, das, was ſie nicht eſſen könne, mit nach Hauſe zu nehmen für ihre Eltern. Dieß fand man

nicht mehr als billig, und ging ſie nach Hauſe, ſo gab man ihr mit, was ſie irgend tragen konnte. „Die Maßa Behema“ hieß es dann; „ſie ſelber gönnt ſich kaum den ſchmalen Biſſen, nur damit ihre Eltern was haben, ſie läßt ſich nöthigen an fremde Tiſche, nur um für ihre Eltern zu betteln.“

Ueberhaupt galt Mariamne bei ihren Glaubensgenoſſen für geiſtesſchwach. Ihr fehlten diejenigen Eigenſchaften, auf welche der Jude den meiſten Werth legt, Schlauheit, Weltklugheit, Eigennutz. Ihrer Schönheit aber, welche geeignet war, ſelbſt rohe Gemüther zu rühren, ließ man Gerechtigkeit widerfahren und ſagte von ihr: „Sie beſitzt tauſendfachen Reiz, aber ſie iſt ſo dumm, daß ſie nicht weiß, ob ſie lebt. Hiemit bezeichnete man, daß ſie ſtets an andere und nie an ſich dachte.

Auch darin lag etwas wahres. Mariamne wurde reichlich beſchenkt mit Schmuck und Putz und Kleidern, aber nichts davon behielt ſie. Sie gab hin, um was man ſie bat, ſie beſchenkte jeden Bettler. Dieß zog ihr manche derbe Züchtigung von ihrer Mutter zu, welche Mariamne aber geduldig hinnahm. Sie ſchützte nur mit ihren kleinen Händen das ſchöne Geſichtchen, damit dieſes um Gottes willen keinen Schaden nehme, ihre übrigen Glieder, als ob dieſe dauerhafter wären, gab ſie getroſt jeder Mißhandlung Preis, und faſt lächerlich war es mit anzuſehen, wenn die kleine dürre Rabbizin aus Leibeskräften darauf losſchlug, und die hohe, blühende Jungfrau weder ſich ſträubte, noch auf Flucht bedacht war, ſondern nur ängſtlich weinte und wehklagte: „Ach

Mutter lieb! höre nun auf, Ach Mutter lieb, jetzt habe ich genug.“

So war dieſes merkwürdige Mädchen beſchaffen, welches unter feineren und edleren Menſchen gewiß verſtanden und richtig geleitet worden wäre, in dieſer Umgebung aber durch ihre Liebenswürdigkeit wie durch ihre ſonderbaren Eigenſchaften dem Verderben nicht entgehen konnte.

II.

Schief-Levinche.

Der Freitagabend führte ſeine beſondern Gäſte nach dem Hauſe des Rabbi. Meiſtens alte Hageſtolze, denen es nicht gelungen war oder die es verſäumt hatten, ein Weib zu nehmen. Dieſe kamen nach dem Sabbatabendmahl, wo auch die Schüler des Rabbi ſich einſtellten, welche den Talmud ſtudirten, und kaum ſich ſelbſt, geſchweige eine Frau ernähren konnten. Selten kamen Familienväter. Der verheirathete Israelit feiert den Sabbat in ſeinem Hauſe, wo er König iſt, und dem lieben Gott nachahmt, der ſechs Tage lang die Welt erſchuf und am ſiebten ruhte, da alles gut war. Aber auch zwei reiche Juden wußten nirgends beſſer als beim Rabbi ihren Sabbat im frommen Müßiggange zuzubringen. Der eine war ein bejahrter Wittwer und hieß Israel Levin. Man nannte ihn aber auch den reichen Israel;

denn er besaß ein steinernes Haus in dem Judenviertel — damals noch eine Seltenheit — und wenn man dem Gerüchte trauen durfte, war dieses Haus vom Keller bis zum Boden angefüllt mit „Waaren"; das heißt mit alten Kleidern, Geräth, Lumpen, Eisenwerk und anderem Kram, denn bei den Juden ist alles Waare. Sonst lieh der reiche Israel auch auf Pfänder, handelte mit Uhren, Perlen und Juwelen, kaufte geschmuggeltes und gestohlenes Gut, kurz machte alle möglichen Geschäfte.

Reiche Leute befolgen gern die Vorschriften der Religion, um, nachdem sie es auf dieser Welt gut gehabt haben, auch in jenem Leben nicht zu kurz zu kommen. Ein Rabbi ist eine heilige Person; es ist von Nutzen für die Seele, in seiner Gesellschaft zu sein, und noch viel größeren Segen bringt es, wenn man ihm Geschenke macht, damit er sich erfreue und erquicke bei seinen gottgefälligen Studien.

Vielleicht kam der reiche Israel alle Freitagabend aus diesem Grunde; denn Mariamne schien ihm ganz gleichgültig. Er begnügte sich, wie man glauben mußte, mit dem Wohlbehagen in der Nähe eines Frommen. Er schickte dem Rabbi bald eine halbe Gans, bald den Rest einer fetten Kalbsbrust, bald ein großes Stück Schabbestorte, bald eine Flasche koscheren Wein: das ist Wein der nicht in katholischen Ländern gewachsen ist, wo ein Priester den Segen über die Weinberge spricht, und dadurch das ganze Gewächs unrein und für einen jüdischen Rabbi ungenießbar macht. — Der reiche Israel schien überzeugt, daß alle diese Leckerbissen ihm in Abrahams Schooß zu Gute kommen würden, woselbst

der Rabbi als Schriftgelehrter an einem goldenen Tiſche vom Fiſche Leviathan ſpeiſen, und ihm zur Vergeltung von dem Gerüchte koſten laſſen würde.

Der andere Gaſt hieß nicht Iſrael Levin, ſondern Levin Iſrael, weil er der Sohn des erſteren war, und es Gebrauch der Juden iſt, daß der älteſte Sohn die Namen ſeines Vaters in umgekehrter Folge führt, wie ein paar Handſchuhe die man alle Tage umkehrt, daß der rechte links und der linke rechts getragen wird. Uebermorgen werden ſie wieder getragen wie geſtern und der Großvater heißt wie der Enkel. Auch Levin Iſrael hatte einen Beinamen. Juden und Chriſten nannten ihn Schief-Levinche. — Wirklich war er entſetzlich verwachſen. Sein Rücken war hochgewölbt und ſeine Bruſt hatte die Form eines Schiffsſchnabels; der große Kopf mit dem länglich bleichen beweglichen Angeſicht, ſtack tief in den ſpitzen Schultern; mit den langen dürren Armen konnte er, ohne ſich zu bücken, den Boden faſt berühren, und ſein rechter Fuß war um ein bedeutendes länger als ſein linker. — Trotz dieſer Mißgeſtalt hatte er nichts Abſtoßendes. Aus ſeinen lebhaften Augen blitzte Liſt und Schlaubeit; ſein faltenreiches bewegliches Geſicht begleitete, was er ſprach, mit ausdrucksvollen Mienen; ſeine langen Arme, ſeine mageren Finger geſtikulirten dann lebhaft mit, und nie blieb er auf einem Flecke ſtehen, ſondern ſtellte ſich bald auf den längeren rechten, bald auf den kürzeren linken Fuß; und war in dieſem Augenblicke groß, in jenem klein.

Als Handelsmann war er unermüdlich und plagte ſich vom frühen Morgen bis in die ſpäte Nacht. Von

seinen Kunden ließ er sich alles bieten, wenn sie ihm nur etwas abkauften, und selbst Mißhandlungen ertrug er mit Gelassenheit, wenn er nur Geschäfte machte. Auch seine Mißgestalt wußte er zu benutzen. Er sah es gern, wenn man sich über ihn aufhielt, und gab alle mögliche Gelegenheit dazu, wohl wissend, daß sich mit einem lachenden Kundmann besser handeln läßt, als mit einem mürrischen. Wirklich auch machte er so glückliche Geschäfte, daß seine Glaubensgenossen ihn deshalb bewunderten und beneideten. Gern hörte er sich Schief-Levinche nennen, es war die Firma, unter welche er so glänzend hausirte, und er war stolz auf seine Mißgestalt, die ihm zu so reichlichem Gewinn verhalf. Zu seinen Glaubensgenossen sprach er oftmals: „Dieser Buckel ist mein Glück, und weil ich habe einen langen und einen kurzen Fuß, — stehe ich mich gut.“ — Allein die Christen haßte er, obgleich sie ihm Vertrauen schenkten und reichlich zu verdienen gaben.

„Ich rupfe sie wie die Gänse! Ich scheere sie wie die Schaafe! Ich schächte sie wie das Vieh!“ prahlte er gegen seine Glaubensgenossen „und doch sprachen sie: Es giebt nur einen ehrlichen Juden und das ist Schief-Levinche! Warum halten die unbarmherzigen Esauskinder so große Stücke auf den mißgeschaffenen Sohn Jakobs? — Diese Bösewichter gönnen nicht den Juden seine geraden Glieder. Warum ist der Jude anmaßend? weil er einhergeht mit geraden Gliedern. Warum ist der Jude frech? — Weil er nicht vor Demuth krumm und lahm ist, wie Schief-Levinche. Solch einen Juden wie ich bin lassen sie sich gefallen. Ich bin in ihren Augen

der Jude, wie er ſein ſoll, und wenn es nach ihnen ginge, müßte das ganze auserleſene Volk Gottes, krumm und bucklig ſein, wie Schief-Levinche.“

Der reiche Israel verdankte dieſer unermüdlichen Thätigkeit ſeines Sohnes einen großen Theil ſeines Vermögens; denn Schief-Levinche überließ bereitwillig, was er irgend gewann, ſeinem Vater. Er war nur gewinnſüchtig, nicht geizig. Er handelte aus angeborenem Trieb, der Trödel war ſeine Leidenſchaft, das Hauſiren ſeine Neigung. Seine Habſucht ward nur rege, wenn er etwas Seltenes, Auserleſenes, Koſtbares fand. Dergleichen bezahlte er gut und betrachtete es als ſein ausſchließliches Eigenthum, ohne es dem Chaos von Trödelwaaren einzuverleiben, die zum Verkauf auslagen und das ganze Haus anfüllten.

So hatte er ſich im Laufe der Zeit eine ganze Wirthſchaft zuſammen getrödelt, lauter Seltenes und Ungewöhnliches. Aber nicht zwei Stühle waren von einerlei Form, nicht zwei Teppiche von einerlei Zeug und Farbe. Eben ſo wenig paßten die Teller, Gläſer und Taſſen zu einander, und auf den ſchweren ſilbernen Leuchtern, Eß- und Theelöffeln, erblickte man noch die Namen der verſchiedenen ehemaligen Beſitzer. Er hatte ganze Schränke voll koſtbarer Pelze, Röcke, Weſten und Beinkleider, die ihm alle viel zu groß waren und die er nicht ändern ließ, um nichts von ihrem Werthe einzubüßen. Das Prachtſtück in dieſer wunderlichen Wirthſchaft, die koſtbarſte Habſeligkeit des kleinen Hauſirers, war aber ein großes mahagoni Himmelbett mit vergoldeten Leiſten, Roſetten und Löwenklauen. Die

Vorhänge waren von geblümtem Dammaſt, die Kiſſen von himmelblauer Seide und die Bezüge von feinem holländiſchen Leinen mit Spitzenborten. — Schief-Levinche behauptete zwar, daß er Nacht für Nacht in dieſem Bette ſchliefe. Doch verſenkte er ſeinen kleinen Leib nie in dieſen Ocean von Flaum und Seide, auch bedurften die ſchönen Spitzenbezüge, die feinen Bettlaken nie der Waſche, wie vergilbt ſie auch waren. Unten, in der geräumigen Bettſtelle war eine Schieblade, welche ausgezogen auf zwei Stützen fiel, und geräumig genug war, den kleinen Hauſirer zu beherbergen. Einige ſchmierige Betten, aber auch ein wenig faules Stroh machten dort ſein Lager aus, auf dem er ſchon ſeit Jahr und Tag geruht hatte.

Der reiche Israel ſchüttelte zwar den Kopf zu dieſem unnützen Aufwand.

„Levinche,“ ſprach er bedenklich, „Was nützen dir alle dieſe ſchönen Sachen? Es ſteckt darin ein großes Capital und es iſt ein todtes Capital.“

Dann blitzten Schief-Levinche's Augen, er verzog ſeinen breiten Mund zum Lachen, und in den Wangen, um die Augen, bildeten ſich hundert Falten, die alle mitzulachen ſchienen. Er erhob ſich auf ſeinem längeren Bein und ſprach mit pfiffiger Miene und Geberde: „Das will ich dem Vater ſagen. Ich bin doch leider ein häßlich Kerlchen; darum habe ich alle möglichen ſchönen Sachen, nur keinen Spiegel. — Das Sprüchwort ſagt: Schöne Leute haben ſchöne Sachen. Wenn ich betrachte alle meine ſchönen Sachen und finde keinen Spiegel, ſo bilde ich mir ein, ich ſei ein ſchöner Menſch.

Im Hauſe des Rabbi ward Schief-Levinche eben ſo gern geſehen wie ſein Vater, und kam auch eben ſo wenig mit leeren Händen, nur daß ſeine Gaben nicht dem Rabbi, ſondern der ſchönen Mariamne galten.

Er liebte ſie. Er hatte einmal eine Leidenſchaft für ſchöne Sachen, und wo er etwas Seltenes oder Koſtbares fand, da ſparte er kein Geld und trachtete mit jüdiſcher Hartnäckigkeit, es in ſeinen Beſitz zu bringen.

Die herrliche Mariamne war in ſeinen Augen eine ſchöne Sache, eine Seltenheit, ohne Gleichen bei Juden und Chriſten, eine Koſtbarkeit, gegen die ſein großes mahagoni Himmelbett, bisher ſein koſtbarſtes Beſitzthum, gar nicht in Anſchlag kam. Darum mußte er ſie beſitzen um jeden Preis; an Hinderniſſe wollte er nicht glauben und an eine Unmöglichkeit nicht denken.

Und doch war dieſe Unmöglichkeit vorhanden. Der reiche Israel war gegen dieſe Verbindung und war Herr des Vermögens. Ohne die Einwilligung und das Vermögen ſeines Vaters hatte der kleine, auf ſchiefen Freiersfüßen einhergehende Hauſirer auch nicht die geringſte Hoffnung.

„Vaterlieb!“ fragte Schief-Levinche, „was haſt du gegen das Mädchen?“

„Wie heißt was ich habe gegen Sie? — Sag du mir. Was hat ſie für dich! Sie hat nichts. Ihre Eltern haben nichts, ſie bekommt nichts mit, ſie kann nichts erben. Zuſammen halten kann ſie auch nichts; ſie giebt weg was ſie hat. Wenn man ſie zu Tiſch nöthigt, ißt ſie nichts und trägt ihr Theil heim zu den Eltern. Sie wird dir alles unter der Hand wegnehmen

und zu Hause gehen, es ihren Eltern zuzustecken. Und denkst du Herr im Hause zu sein, wenn sie deine Frau ist? sie predigt und entscheidet wie ein Rabbi, bald ist dieses nicht rein, bald ist jenes nicht rein, und laß dir einmal etwas zu Schulden kommen, so verklagt sie dich bei ihrem Vater und du mußt Buße thun oder Geld zahlen. — Sie ist kein Mädchen für dich und ein junger Mensch muß ein reiches Mädchen heirathen, denn er muß für sein Fortkommen sorgen. Ob ein Mädchen schön oder häßlich ist, bleibt sich gleich; für einen jungen Menschen ist ein Frauenzimmer ein Frauenzimmer. Hat er aber erst eine reiche Frau gehabt, hat er sein gutes Brod gefunden, hat er Kinder, und stirbt seine Frau, dann mag er ein schönes, aber armes Mädchen heirathen, denn warum? Er heirathet nicht mehr zu seinem Fortkommen, er heirathet nicht mehr, um Kinder zu zeugen, er heirathet zu seinem Vergnügen."

„Vaterlieb!" entgegnete Schief-Levinche voll kindlicher Ehrfurcht; denn er merkte nicht, wo der Vater hinaus wollte. „Ein reiches Mädchen wird mich nicht nehmen, da ich leider Gottes schief bin."

„Levinchelieb! Ich weiß für dich ein reiches Mädchen, die dich nehmen wird und wenn du noch schiefer wärest."

„Ein reiches Mädchen kann doch auch bekommen einen geraden Mann."

„Was thust du damit, das Mädchen hat vierzig tausend Thaler und kriegt doch keinen geraden Mann."

„Vierzig tausend Thaler. Vor einem Mädchen mit vierzig tausend Thaler lasse ich mich gar nicht sehen."

„Was thuſt du damit, vor dem Mädchen kannſt du dich ſehen laſſen.“

„Vaterlieb! ich habe doch einen Buckel hier und einen Buckel da, ich habe hier einen großen Fuß und hier einen kleinen Fuß, ich bin doch leider Gottes ſchief von vorn und ſchief von hinten, ſchief von der rechten Seite und ſchief von der linken Seite!“

„Was thuſt du damit. Das Mädchen iſt eben ſo ſchief wie du.“

„Eben ſo ſchief wie ich?“ rief jener mit Entſetzen.

„Ich will nicht ſagen, ganz eben ſo ſchief. Auf ein bischen mehr oder weniger kömmt es nicht an. Sie iſt mehr ſchief auf der rechten Seite und du mehr ſchief auf der linken.“

„Gerechter Gott! der Vater meint die Lea Aſcher.“

„Du haſt es gerathen, geſegnet ſollſt du ſein. Sie iſt die einzige Tochter von Salomon Aſcher, den ich ſchätze auf 40,000 Thaler. Wenn ich einmal ſterbe nach hundert Jahren, erbſt du doch auch meinen ganzen Reichthum. Gerechter Gott, welch ein Berg von Geld fällt da zuſammen.“

„Und welch ein Berg von Häßlichkeit;“ rief Schief-Levinche, focht mit den langen Armen durch die Luft und hinkte bald auf dem großen bald auf dem kleinen Fuß. Unſere Nachkommen werden noch ſtinken davon im achten und neunten Gliede. — Sie iſt ſo krumm wie eine 5 und ich bin krumm wie eine 3. Die Leute, wenn ſie uns ſehen, werden nicht ſagen: „da geht ein Paar,“ ſie werden ſagen: „da geht Numero 53.“ — Und wenn ich mit ihr ſpazieren gehe? Ich trete kurz mit

dem linken Fuß und ſie mit dem Rechten. Wenn ich klein bin, iſt ſie groß, und wenn ſie groß iſt, bin ich klein, wir werden auf und nieder balanciren wie die Wageſchaalen, und zuſammen klappen und auseinander fallen wie eine Papierſcheere. Sie iſt ſo häßlich, daß mir übel wird und wenn wir zu Tiſche gehen, muß ich ſagen, Lealieb! geh mir aus den Augen oder du verdirbſt mir den Appetit. Und wenn ſie in andere Umſtände kömmt, wird ſie ſagen: Levinchelieb! Nimm dich in Acht und komm mir nicht vor Augen. Ich könnte mich erſchrecken, ich könnte mich verſehen an dir und, Gott bewahre! ein Kind zur Welt bringen, was dir ähnlich ſieht. — Der Talmud ſagt: Wohlgeſtalte Kinder ſind ein Segen Gottes, und Mann und Frau, eh ſie zu Bette gehen, ſollen beten zu Gott um wohlgeſtaltete Nachkommenſchaft. Wenn wir uns ſchlafen legen wollen — ein groß Plaiſir für alle beide — und wir beten zum lieben Gott um wohlgeſtaltete Kinder; wird uns der liebe Gott doch auslachen. Er wird ſagen: Wie'n Chutzpe! Solche Menubalonim *) wollen auch ſchöne Kinder haben. — Wem ſollen die Kinder ähnlich ſehen, dem Vater oder der Mutter?"

„Levinchelieb!" wandte der reiche Israel ein, „um einen Thaler zu verdienen, läufſt du herum den ganzen

---

*) Wie'n Chutzpe, „welche Frechheit", Menubalonim, „Schreckbilder." Der liebe Gott kann das Mauſcheln nicht laſſen, denn es iſt die Loſchen Kadoſch oder heilige Sprache.

Anmerkung eines iſraelitiſchen Setzers.

Tag. Hier kannſt du gewinnen 40,000 Thaler. Und was haſt du dafür zu thun? du verdienſt ſie im Schlaf!“

„Aber ich will nicht! Ich will keine 40,000 Thaler.“

„Und das Mädchen bekömmſt du nicht und ſollſt ſie nicht haben, denn ich nehme ſie.“

Schief-Levinche ſtand wie aus den Wolken gefallen und ſtarrte ſprachlos ſeinen Vater an.

Der reiche Israel fuhr fort: Hör zu Levinchelieb. Ich bin jetzt in den Jahren und heirathe zu meinem Vergnügen. Ich bin reich, ich kann heirathen ein armes Mädchen. — Was willſt du mit Mariamne. Sie iſt ſchön und weiter nichts. Ich habe die Muhme, die führt mir die Wirthſchaft, ich habe eine Magd, die arbeitet in der Küche. Ich nehme mir eine Frau zum Staat, ich ziehe ſie ſchön an und ſetzte ſie vors Fenſter, daß die Vorübergehenden ihre Freude daran haben. Aber was willſt du mit dem Mädchen. Sie kann nichts arbeiten, und wenn ſie dir die Wirthſchaft führen ſoll, ſo nimm nur gleich alle Talmudſchüler des Rabbi mit ins Haus.“

Schief-Levinche fing an zu weinen. „Weihgeſchrieen, der Fluch iſt gefallen auf unſer Volk. Der Jude iſt gegen den Juden. Ein jüdiſcher Vater handelt ſo gegen ſeinen einzigen Sohn. Darum habe ich gearbeitet von meinem elften Jahre an, habe mich laſſen auslachen, treten und anſpeien, daß ſich der Vater macht einen guten Schabbes von allem, was ich zuſammengetrödelt und zuſammengeſchachert habe, und daß er ſpricht: „Ich habe Geld“ um weg zu heirathen vor der Naſe das Mädchen, was ich mir ausgeſucht habe. Weihge-

ſchrieen, der Vater wird ihr zeugen Kinder über Kinder und ich ſoll arbeiten für alle meine Stiefgeſchwiſter.“

„Levinchelieb. Was ſprichſt du von Kindern, die ich zeugen werde, ich habe doch gehabt meine erſte Frau und war doch jung. — Was habe ich gezeugt? — Nun? — Ein halbes Kind! — Für mehr kannſt du dich doch nicht ausgeben.“

„Das hat gelegen an meiner ſeeligen Mutter, der Vater hat bekommen mit ihr tauſend Thaler und ein halbes Kind; jetzt nimmt ſich der Vater eine Frau mit der er nicht bekömmt den halben Thaler, aber tauſend und ein Kinder. Weihgeſchrieen, wenn der Vater ſtirbt über hundert Jahre, wird die Erbſchaft gehen in tauſend und ein Theile. Und wer bin ich, wenn der Vater wieder heirathet, dann bin ich geweſen der einzige Sohn des reichen Israel, dann bin ich Schief-Levinche und bleibe Schief-Levinche, das armſelige Lümpchen, das häßliche Jüdchen, und bekomme gar keine Frau.“

Aber der reiche Israel war unerbittlich, und Schief-Levinche ſehr unglücklich.

Zwei Leidenſchaften beſeelten jetzt ſeine krumme Bruſt. Eine glückliche und eine unglückliche: der Schacher und die Liebe. Jene für die Werkeltage, dieſe für den Sabbat. In der Woche nahmen ihn ſeine Geſchäfte dermaßen in Anſpruch, daß er keine Zeit hatte, an Mariamne zu denken. Am Sabbat aber durfte er nicht an Geſchäfte denken, er ſah Mariamne und fand ſie nur noch ſchöner und begehrenswerther, ſeit ſie ihm verſagt war. Darüber ſchmeckte ihm das Sabbateſſen nicht, und der heilige Sabbatgeiſt, der Freitagabend mit

der Dämmerung kömmt und bleibt bis die Sterne am Himmel stehen *) machte auf ihn eine höchst niederschlagende und trübselige Wirkung. Zu Hause vergaß er das Lachen, in der Synagoge das Beten, und in der Nacht vom Freitag auf den Sonnabend schlief er nicht.

Diese schwermüthige Stimmung seines einzigen Sohnes blieb auch dem reichen Israel nicht verborgen, doch hatte er kein Mitleid mit ihm. Aber am Sonntag ging Schief-Levinche über Land und besuchte alle Judenschenken, schoß den Wirthen Geld vor, damit sie gestohlene Güter an sich kaufen konnten, und Uhren, Kostbarkeiten, Silber- und Goldsachen nahm er ihnen ab und trug sie nach Hause, wo sie verborgen wurden bis zur Leipziger Messe, der reiche Israel nahm sie mit dahin und brachte sie dort bei fremden Juvelieren und Goldschmieden unter. Seit jenem Gespräche aber brachte Schief-Levinche keine Kostbarkeiten mehr nach Hause, oder vielmehr gab sie nicht mehr ab und schien diesen einträglichen Nahrungszweig an sich ziehen und selbst die Leipziger Messe besuchen zu wollen. — Dieser Schritt schien dem reichen Israel denn doch zu ernsthaft und stimmte ihn zur Nachgiebigkeit.

„Hör zu Levinche," sprach er eines Tages. „Ich will das Mädchen doch nur zum Staat, es soll mir gleichviel sein, ob sie meine Frau oder meine Schwiegertochter

*) Daher riechen die Juden nach dem sie Licht angesteckt, an einer Gewürzbüchse um sich aufrecht zu erhalten, wenn dieser heilige Schabbesgeist entflieht.

iſt. Nimm ſie hin, ich wünſche dir Glück und Segen. Aber eine Bedingung habe ich dabei, drei Monate muß der Brautſtand dauern."

Wer war glücklicher als Schief-Levinche. „Aber warum drei Monate der Brautſtand?" fragte er.

„Du ſollſt ſie kennen lernen. Du verträgſt dich mit ihr keine drei Wochen."

Schief-Levinche erhob ſich auf ſeinen längeren rechten Fuß, und beide lange Arme mit ausgeſpreitzten Fingern gen Himmel ſtreckend, rief er:

„Und wenn ich mich mit ihr nicht vertrage drei Minuten, heirathe ich ſie doch."

III.

Ehen werden im Himmel geſchloſſen.

Der polniſche Jude handelt um zu leben und heirathet, wie er handelt; die Ehe iſt ihm ein Geſchäft, ein wichtiges für's ganze Leben. Er überlegt es in allen ſeinen Folgen und Einzelheiten, aber die Hauptfrage bleibt: Was hat er? was hat ſie?

Auch giebt es Heirathsmäkler; Leute, welche davon leben daß ſie Paare vereinigen, und von dem muth-

maßlichen Vermögen des Bräutigams, so wie von der Mitgift der Braut, ihre Procente erhalten. Diese Mäkler haben es lediglich mit den Eltern zu thun, welche für ihre Kinder abschließen. In der Regel sind es noch Kinder, denn die Söhne werden mit dem vierzehnten, die Töchter mit dem elften Jahre versprochen, bisweilen noch früher. Und sollte man es glauben; solche Ehen, die ohne wechselseitige Zuneigung, lediglich des Vortheilshalber geschloſſen werden, fallen selten unglücklich aus.

Aber der polnische Jude macht keine Ansprüche an das Leben, und hat kaum eine Ahnung von den Genüssen und Freuden desselben. — Er bleibt bei den rohesten Trieben stehen, welche die Natur einem jeden ihrer Geschöpfe mitgegeben: sich selbst und seine Art zu erhalten, und kennt außerdem nur noch die Furcht vor dem zornigen Gotte. — Er will leben, heirathen und beten, und gönnt man ihm das, in den finsteren und öden Schlupfwinkeln, wo man ihn duldet, so ist er zufrieden und nach Beschaffenheit der Umstände, sogar lustig.

Die Juden vermeiden am Sabbat auf's gewissenhafteste was einer Beschäftigung ähnlich sieht. Sie reden nicht einmal von Geschäften; nur das Ehestiften leidet eine Ausnahme: es ist nicht bloß ein Geschäft, sondern auch eine Wohlthat, und trägt außer dem irdischen Gewinn auch himmlischen Lohn ein. Wer eine jüdische Ehe zu Stande bringt, hat, wie der Talmud lehrt, sich in jenem Leben, des Dankes aller Sprößlinge dieser Ehe

bis in die fernſten Generationen zu gewärtigen, in ſo fern er das ſeinige dazu beigetragen, daß ſo viele Nachkommen im auserwählten Volke, geboren und als fromme Juden erzogen wurden um nach dem Geſetze zu leben und ſich eines Sitzes in Abrahams Schooße theilhaftig zu machen.

Es iſt daher erlaubt, auch am Sabbat dieſes Geſchäft zu betreiben, denn man ehrt den Sabbat durch eine Wohlthat; und auch reiche Leute befaſſen ſich damit, indem ſie hauptſächlich arme Mädchen unter die Haube zu bringen trachten, und auf den Gewinn zu Gunſten der Armen verzichten. Die Wohlthat iſt demnach eine doppelte. Ueberhaupt richtet der Jude ſeine gottgefälligen Werke ſo ein, daß ſie zwei- und dreierlei Gutes enthalten, und ihm den möglichſt größten Nutzen in Abrahams Schooß eintragen. — Nach den Begriffen eines ſchon ſeit Jahrtauſenden handeltreibenden Volkes, iſt der ſiebte Himmel das Comptoir des lieben Gottes und die Engel ſind ſeine Buchhalter. Es wird mit überirdiſcher Genauigkeit gebucht. Jeder Sohn Israel's hat ſein Conto, wo ſeine Gutthaten ihr Credit, ſeine Sünden ihr Debet finden. Mit jedem Jahre ſchließt Gott die Rechnung und zieht die Billanz. Dieß geſchieht am großen Verſöhnungstage, dem Jom Gibbor, an welchem ſtreng gebetet und gefaſtet wird, und dem 9 Bußtage vorangehen: die erſten 9 Tage im jüdiſchen Neujahr; denn natürlich muß das alte Jahr erſt aus ſein, eh man weiß wie man ſich ſteht.

Der reiche Israel wollte, indem er für ſeinen

maßlichen Vermögen des Bräutigams, so wie von der Mitgift der Braut, ihre Procente erhalten. Diese Mäkler haben es lediglich mit den Eltern zu thun, welche für ihre Kinder abschließen. In der Regel sind es noch Kinder, denn die Söhne werden mit dem vierzehnten, die Töchter mit dem elften Jahre versprochen, bisweilen noch früher. Und sollte man es glauben; solche Ehen, die ohne wechselseitige Zuneigung, lediglich des Vortheilshalber geschlossen werden, fallen selten unglücklich aus.

Aber der polnische Jude macht keine Ansprüche an das Leben, und hat kaum eine Ahnung von den Genüssen und Freuden desselben. — Er bleibt bei den rohesten Trieben stehen, welche die Natur einem jeden ihrer Geschöpfe mitgegeben: sich selbst und seine Art zu erhalten, und kennt außerdem nur noch die Furcht vor dem zornigen Gotte. — Er will leben, heirathen und beten, und gönnt man ihm das, in den finsteren und öden Schlupfwinkeln, wo man ihn duldet, so ist er zufrieden und nach Beschaffenheit der Umstände, sogar lustig.

Die Juden vermeiden am Sabbat auf's gewissenhafteste was einer Beschäftigung ähnlich sieht. Sie reden nicht einmal von Geschäften; nur das Eheſtiften leidet eine Ausnahme: es ist nicht bloß ein Geschäft, sondern auch eine Wohlthat, und trägt außer dem irdischen Gewinn auch himmlischen Lohn ein. Wer eine jüdische Ehe zu Stande bringt, hat, wie der Talmud lehrt, sich in jenem Leben, des Dankes aller Sprößlinge dieser Ehe

bis in die fernſten Generationen zu gewärtigen, in ſo fern er das ſeinige dazu beigetragen, daß ſo viele Nachkommen im auserwählten Volke, geboren und als fromme Juden erzogen wurden um nach dem Geſetze zu leben und ſich eines Sitzes in Abrahams Schooße theilhaftig zu machen.

Es iſt daher erlaubt, auch am Sabbat dieſes Geſchäft zu betreiben, denn man ehrt den Sabbat durch eine Wohlthat; und auch reiche Leute befaſſen ſich damit, indem ſie hauptſächlich arme Mädchen unter die Haube zu bringen trachten, und auf den Gewinn zu Gunſten der Armen verzichten. Die Wohlthat iſt demnach eine doppelte. Ueberhaupt richtet der Jude ſeine gottgefälligen Werke ſo ein, daß ſie zwei- und dreierlei Gutes enthalten, und ihm den möglichſt größten Nutzen in Abrahams Schooß eintragen. — Nach den Begriffen eines ſchon ſeit Jahrtauſenden handeltreibenden Volkes, iſt der ſiebte Himmel das Comptoir des lieben Gottes und die Engel ſind ſeine Buchhalter. Es wird mit überirdiſcher Genauigkeit gebucht. Jeder Sohn Israel's hat ſein Conto, wo ſeine Gutthaten ihr Credit, ſeine Sünden ihr Debet finden. Mit jedem Jahre ſchließt Gott die Rechnung und zieht die Billanz. Dieß geſchieht am großen Verſöhnungstage, dem Jom Gibbor, an welchem ſtreng gebetet und gefaſtet wird, und dem 9 Bußtage vorangehen: die erſten 9 Tage im jüdiſchen Neujahr; denn natürlich muß das alte Jahr erſt aus ſein, eh man weiß wie man ſich ſteht.

Der reiche Israel wollte, indem er für ſeinen

Sohn warb, vielerlei Gutes thun: Eine Ehe ſtiften, und zwar für ein armes Mädchen, mit einem reichen Manne; ferner für ſeinen Sohn mit der Tochter eines Rabbi, welches viel Segen und Ehre bringt, und endlich wollte er durch alle dieſe Wohlthaten den Sabbat ehren.

Es war an einem Freitagabend und die gewöhnlichen Sabbatgäſte hatten ſich verſammelt, mit Ausnahme von Schief-Levinche, welcher daheim mit Ungeduld ſeinem Glücke entgegen harrte. Der reiche Israel trat ein, wie einer der keine abſchlägige Antwort befürchtet, die für ihn nichts Beſchämendes hat, ſo wenig wie das Jawort ihm ſchmeichelhaft iſt. Er berückſichtigte kaum die Anweſenden, und benahm ſich ganz wie ein Mann, der eine Wohlthat zu üben im Begriffe ſteht, auf welcher er in jeder Hinſicht ſtolz zu ſein Urſache hat.

„Rabbi,“ begann er: „Mein Levinche, Gott laß ihn geſund, hat ein Auge auf Eure ſchöne Tochter, und wie es einem frommen Junggeſellen ziemt bei einem reinen Mädchen, iſt er geſonnen ſie ehelich heimzuführen. Was mich betrifft, ſo bin ich ein frommer Jude, und daß mein Levinche, Gott ſchenke ihm hundert Jahre, ſich mit einer Rabbinerstochter zu verbinden trachtet, iſt mir lieb und angenehm und wird ihm Glück und Segen bringen. Wofern Ihr nun nichts dawider habt, wollen wir aus unſeren Kindern ein Paar machen. Mein Levinche, Gott laſſe ihn geſund, iſt ein geſchickter Handelsmann. Geſchäfte, wozu andere gebrauchen ihr ganzes bischen Vernunft; macht er im Schlafe. Andere

Juden laufen nach ihren Kunden, ſeine Kunden laufen ihm nach. Kurz, was thue ich mit den Geſchäften, welche alle andern Juden machen in der ganzen Stadt? Mein Levinche allein macht glückliche, geſegnete Geſchäfte. — Leider Gottes iſt er nicht ſchön, er iſt ſogar verwachſen; aber was thu ich damit? Er iſt doch ein geſunder junger Menſch, der da hat Ehre und guten Namen bei Juden und Chriſten, und ſein Brod über und über; und wenn ich über hundert Jahre ſterbe, gehört ihm doch mein ganzes Krämchen. Dann iſt er ein reicher Mann, Eure Tochter wird es gut bei ihm haben; ſo gut, daß, was ſie ſich bisher wünſchen durfte, vielleicht ein bischen ſchlechter iſt. Eure Tochter hat keine Mitgift, aber darauf ſieht mein Levinche nicht, das hat er Gott ſei Dank nicht nöthig, und ich bin doch auch noch da, ich habe doch alles; bei mir iſt doch zu finden alles! Ich habe doch ein ganzes großes Haus voll ſchöner Sachen. Ich habe Kleider und Wäſche; Möbeln und Betten, Porzellan und Hausrath, Schmuck und Koſtbarkeiten. Kommt ſelber, ſucht Euch aus für Eure Tochter was Euch anſteht. Gerechter Gott, es iſt doch für die Frau meines Sohnes, meines einzigen Sohnes, für den ich alles thue, für den ich mich aufopfere."

Dieſe Worte des reichen Mannes machten einen tiefen Eindruck auf die größtentheils blutarmen Zuhörer. Der Rabbi war todtenbleich geworden und hatte Thränen in ſeinen, von nächtlichen Studien gerötheten Augen. Die Rabbizin ſchluchzte laut, und in dem engen, dumpfi-

gen Zimmer, herrſchte ein wunderliches Gemurmel; denn alle ſprachen lebhaft durch einander, um ihr Erſtaunen und ihre Theilnahme auszudrücken, ohne daß einer auf den andern hörte.

Mariamne wurde gerufen und kam; das Gemurmel vermehrte ſich. Man pries ihre Schönheit, welche der Reichthum anerkannt hatte, und eine Glücksſonne heute beſchien.

Der Rabbi ſchlug mit der flachen Hand auf den Tiſch und rief: „Stille!“ augenblicklich entſtand ein tiefes Schweigen und der Rabbi begann: „Glück und Segen dir, meine Tochter, du biſt Braut.“

Ueber das liebliche Angeſicht der Jungfrau ergoß ſich eine Purpurröthe, der aber augenblicklich eine tödtliche Bläſſe folgte. — „Glück und Segen“ wiederholten alle Anweſenden, und der Rabbi mußte noch einmal auf den Tiſch klopfen und Stille gebieten.

Ein Rabbi pflegt bei jeder feierlichen Gelegenheit etwas von ſeiner talmudiſchen Weisheit Preis zu geben. Ein ſolcher Augenblick war gekommen und die Anweſenden mußten ſchweigend und ehrfurchtsvoll auf ſeine Worte horchen, die als eine heilige Offenbarung angeſehen werden. Er ſprach:

„Wenn die Eltern zuſammen kommen um ihre Kinder zu verheirathen, ſo mögen ſie verhandeln und verabreden was ſie wollen; es vollzieht ſich immer nur der Wille Gottes, welcher aller menſchlichen Einſicht und Kenntniß, weil vorangeht. Der Talmud lehrt, daß Gott im Himmel ſelbſt die Ehen beſchließt. Im ſechsten

Monat der Schwangerſchaft einer Frau ſagt er: dieſe Frucht ſoll ein Knabe ſein, oder dieſe Frucht ſoll ein Mädchen ſein. Sagt er aber, dieſe Frucht ſoll ein Mädchen ſein, ſo fügt er auch hinzu, weſſen Gattin ſie dereinſt werden ſoll, und die Engel zeichnen dieſen, wie alle anderen Beſchlüſſe des hochgelobten Gottes auf. Warum aber ſpricht Gott nicht wenn die Frucht ein Knabe ſein ſoll: er ſoll dieſes oder jenes Frauenzimmer zum Weibe nehmen? — Gott ſchafft den Mann nicht für das Weib, ſondern das Weib für den Mann. Als Gott den Adam ſchuf, ſprach er nicht: dieß ſoll der Mann der Eva ſein; wohl aber ſagte er ausdrücklich, als er die Eva ſchuf, daß ſie die Lebensgefährtin Adams zu ſein beſtimmt ſei. — Herr Israel und ich, wir ſind uns ſo eben einig geworden, unſere Kinder mit einander zu vermählen. Allein es fragt ſich, was iſt Gottes Wille? Hat der Herr beſtimmt im ſechſten Monat der Schwangerſchaft meiner Rabbizin: dieſe Frucht ſei ein Mädchen und werde die Gattin Levin's, des Sohnes Israels. — Ja! ſo hat der Herr beſtimmt. Und ich werde Euch ſagen, woher ich dieſes weiß. — Der Herr, geprieſen ſei ſein Name! hat mir nicht gegeben Habe und Gut, Schätze und Reichthümer. Er hat mir ein beſſeres Theil zugedacht; er hat mir gegeben eine Seele, die ſich erheben kann zu Gott, und einen Geiſt, der ſeine Gebote verſteht. Es iſt aber ein ſo großes Vergnügen in Ruh und Frieden dazuſitzen und zu beten und zu lernen, daß derjenige, dem es zu Theil wird, leicht vergißt, daß es noch Elend und Kummer in der

Welt giebt; und alles verachtet was nichts gemein hat mit ſeiner Weisheit und der Andacht. So ging es mir. Ich habe auch alles verachtet. Und wenn ich daſaß um zu lernen (ſtudiren), und es hätte mich jemand gefragt: Rabbi willſt du Gold, hier iſt welches; -- ſo würde ich geantwortet haben, das Gold hilft mir nicht zu einem beſſeren Verſtändniß des Rambam und des Jad Chaſaka. Allein der liebe Gott hat das Gold geſchaffen, eben ſo gut wie alles andere, und ich that unrecht zu verachten ein Werk des Schöpfers. Darum hat mir der hochgelobte Gott eine große Sorge und Bekümmerniß zugeſendet. — Ich ſtehe nicht allein in der Welt. Was ſoll aus der Rabbizin werden, wenn Gott meine Seele zu ſich ruft? Auch eine Tochter habe ich, aber weder eine Mitgift noch Ausſteuer für ſie, um ſie an den Mann zu bringen, und wenn ich dereinſt theilhaftig ſein werde der Glückſeligkeiten im Schooße Abrahams; werden die Meinigen hienieden mit Noth und Entbehrungen kämpfen müſſen. Dieſe Sorge verdarb mir meine beſte Andacht und ſtörte mich in meinen gottgefälligen Studien, und ich fragte mich oftmals: Warum hat der Herr dieſe Sorge mir aufgelegt, da ich doch lebe ganz nach ſeinen Geboten und erfülle alle ſeine Vorſchriften. Aber er that dieß, damit ich den Werth des Geldes erkennen lernen ſollte, welches ich ungebürlich verachtete, weil es für mich ſelbſt keinen Werth hat. Nachdem ich aber nun eingeſehen habe, wie wünſchenswerth das Geld iſt, nicht für mich, ſondern für die Meinigen; nimmt mir der liebe Gott dieſe Sorge

wieder, indem er einen reichen Mann zu mir ſendet, welcher ſpricht: Mein einziger Sohn verlangt Eure einzige Tochter zur Ehe. — Meine Tochter, — dachte ich — gehört zu den Weibern, die Gott für Niemanden geſchaffen hat und die Zeitlebens Jungfern bleiben; denn ſie hat weder Mitgift und Ausſteuer, alſo wie ſoll ſie einen Mann finden? — Aber der reiche Mann ſpricht: Mein Sohn verlangt keine Mitgift, und die Ausſteuer übernehme ich. — Das iſt eine unnatürliche Großmuth. Die Frau iſt dem Manne eine Mitgift ſchuldig. Man kann Nachſicht mit einem Schuldner haben, man kann großmüthig ſein und ihm die ganze Schuld erlaſſen. Allein dieß wäre auch eine ungewöhnliche Großmuth, die ſich nicht häufig wiederholt. Aber den Schuldner, der nicht bezahlt, obendrein zu beſchenken; zu ſagen, ich erlaſſe dir die Mitgift für deine Tochter, und ſchenke dir obendrein was du verlangſt, um deine Tochter auszuſteuern: das iſt eine übermenſchliche Großmuth, und der reiche Mann iſt auch keineswegs von ſelbſt darauf gekommen, ſondern Gott hat ihm dieſe Worte eingegeben; denn im ſechſten Monat der Schwangerſchaft meiner Rabbizin, als Gott beſtimmte, daß die Frucht ein Mädchen werden ſollte, ſprach er auch, ſie ſoll als Gattin angehören dem Levin, Sohn Israels. Damit nun ſein Beſchluß vollzogen werde, gab er dem reichen Israel die Worte ein, welche er zu mir ſprach:“

„Wohl geſprochen! Ein feines Wörtchen!“ murmelten die Anweſenden durch einander, rieben ſich das Kinn, machten orientaliſch-tiefſinnige Geberden und zogen polniſch-critiſche Geſichter.

Der Rabbi fuhr mit wankender Stimme fort, die endlich in's Weinen und Schluchzen überging: „Heil dir meine Tochter, Glück und Segen über dich. Ich kann von nun an in Ruh und Frieden beten und lernen und mich glückselig fühlen, als wäre ich schon in Abrahams Schooß. Und werde ich dereinst in Abrahams Schooß mich befinden, wohin Sorgen und Bekümmernisse nicht hindringen dürfen, werde ich mit Freuden gedenken, daß der liebe Gott bei Lebenszeiten noch das Glück mir beschieden hat, meine Tochter versorgt zu sehen, so daß die Rabbizin dereinst gleichfalls eine sorgenlose Zuflucht zu ihrer reichen, glücklichen Tochter nehmen kann. Und wenn ich zu Gott bete und deiner gedenke Mariamne, werde ich fragen: Allmächtiger Gott! was habe ich gethan, um so großer Freude würdig zu sein? Wie kann ich mich dankbar dir erweisen? Soll ich noch inniger beten, noch eifriger lernen. Ach Gott, wenn ich das thue, bin ich dir zwar wohlgefällig, aber ich bereite mir selbst damit den größten Segen. Aber bedenke lieber Gott! du bist der große, große Gott! Und wer bin ich, ein kleiner, kleiner Mensch. Amen.“

Das Weinen wirkt bisweilen eben so ansteckend wie das Lachen oder Gähnen, und die Freudenthränen eines Greises erzeugen leicht Thränen des Mitgefühls. Der Jude aber hat nicht gelernt seine Gefühle zu beherrschen, und ist gewohnt alles zu übertreiben. Die Anwesenden weinten und schluchzten daher bei den letzten Worten des Rabbi, laut und heftig, wie die Kinder.

Nur Mariamnens schöne Augen blieben ohne Thränen. Ein bleiches Marmorbild wankte sie aus dem

Zimmer nach der Küche, wo sie sich auf den reinlichen Heerd setzte, der heute ohne Feuer war. Dort fing auch sie an zu weinen und klagte: „Vaterlieb! Mutterlieb! Was habe ich Euch gethan, daß Ihr mich von Euch gebt zu fremden Menschen, die mir nicht gefallen. Bin ich Euch zur Last? Esse und trinke ich Euch zu viel? Die Kleider, die ich trage, sind sie Euch zu kostbar? Ich habe sie nicht von Euch, sondern sie sind mir von frommen Juden geschenkt worden. Wer soll in Zukunft kochen für Euch? Wer für Euch nähen und reinigen das Haus und Eure Kleider? Mich gebt Ihr fort, aber Ihr werdet halten müssen eine Magd und kennen lernen den Unterschied."

Die Rabbizin trat in die Küche und fragte unwirsch. „Was sitzest du hier? Was machst du hier? Was weinst du? Geh hinauf und schmücke dich, dein Bräutigam wird gleich kommen."

„Mutterlieb! ich habe ja ein seidenes Kleid an, denn es ist Schabbes."

„Du sollst aber anziehen dein gelbes Kleid und anlegen allen Schmuck, den ich habe von meiner Mutter selig, das heißt ich leihe ihn dir für heute. Ich werde mich wohl in Acht nehmen dir etwas zu schenken, denn du hast den breiten Himmel angebetet, du hast jetzt alles. Die ganze Welt ist dein!"

Mariamne gehorchte mit völliger Ergebung in ihr Schicksal. Gott wollte es, ihre Eltern hatten es befohlen, und jeder Widerspruch wäre sündlich gewesen. Sie war gedankenlos und betäubt. — Ein schönes Mäd-

chen aber findet bald ſich wieder, wenn ſie vor dem Spiegel ſteht und das gelbe violett und braunkarrirte Taffetkleid ſtand Mariamne zum Entzücken; es hob auf merkwürdige Weiſe ihr prachtvolles Colorit und das bunte ſchillernde Farbenſpiel gewann durch das reiche pechſchwarze Haar und die ſchmachtenden, nächtlich dunkeln Augen, Haltung und Ruhe.

Sie hatte kaum ihre Toilette vollendet, als auch der ungeduldige Bräutigam voll Sehnſucht an die Thür pochte. Die Rabbizin verließ ſogleich das Gemach, denn die Sitte will, daß das Brautpaar ohne Zeugen ſich erklärt.

Schief-Levinche war wie immer ſehr armſelig gekleidet, und blieb eine Weile furchtſam an der Schwelle ſtehen, als wage er nicht dem hehren Jungfrauenbilde zu nahen; bald aber überzog ſich ſein bleiches, ſchmales Angeſicht wieder mit hundert lächelnden Falten, und ſeelenvergnügt und entzückt hinkte er näher, ergriff ihre weiche, wohlgeformte Hand, ſteckte einen Ring an ihren Finger, erhob ſich auf ſeinem längeren Bein und ſprach die üblichen Worte: „Von jetzt an biſt du meine Braut, und ich verſpreche dir, dich zur Frau zu nehmen, wozu ich die Bewilligung deines und meines Vaters erlangt habe.“

Mariamne hatte hierauf zu erwiedern: „Es iſt Gottes Wille, unſere Väter haben es beſchloſſen und ich gehorche mit Freuden!“ Aber das Verhängnißvolle, was in dieſen Worten lag, ergriff ſie dermaßen, daß in ihren langen ſchwarzen Wimpern zwei große, klare

Thränen ſich zeigten, die langſam ihren zierlichen Wangen herabrollten.

Die Thränen einer Braut ſind vieldeutig, aber Schief-Levinche verſtand ſie dennoch: „Was weinſt du?“ fragte er. „Was betrübſt du dich. Du kennſt mich ſchon ſeit lange, du haſt gewußt, daß ich der verwachſenſte, verkrüppelteſte Erdenſohn auf Gottes Welt bin. Aber du haſt genommen meinen Ring; du haſt gegeben dein Jawort; deine Reue kömmt zu ſpät.“

Mariamne erwiederte mit edler Aufrichtigkeit: „Mein Bräutigamlieb! Ich kenne dich lange. Es kommen viele Leute zu dem Rabbi, meinem Vater, alte und junge; ſie ſind alle ſchöner als du, allein ich bereue nicht deinen Ring genommen und dir mein Jawort gegeben zu haben; denn du biſt thätiger, geſchickter, klüger als ſie, und ich glaube auch dein Herz iſt gut.“

„Gotteswunder!“ rief Schief-Levinche, „Mariamne, du ſprichſt zuckerſüß.“

„Du fragſt aber, warum ich weine,“ fuhr ſie fort. „Ein jedes Mädchen weint, die ſich finden ſoll in eine neue Lage, und du ſagſt: du ſeieſt verkrüppelt und verwachſen! das iſt doch ein Unglück für dich? — Was dein Unglück iſt, muß von nun an auch mein Unglück ſein. Du biſt es ſchon zu tragen gewohnt; mir aber iſt es neu, und ich weine, weil du ſo leichtſinnig darüber ſcherzeſt und ſpotteſt.“

„Wie heißt leichtſinnig?“

„Ja! du rühmſt dich deiner Gebrechen und ſcheinſt dich ihrer zu freuen. Wer nicht daran denkt, den er-

innerſt du daran; wer ſie überſieht, den machſt du aufmerkſam darauf, du ruhſt nicht eher als bis all und jeder über dich lacht und ſpottet. Aber ich bin eine Rabbinerstochter, ich habe Ehrgefülhe, und es thut mir in der Seele weh, wenn ich hören ſoll über meinen Bräutigamlieb oder Mannlieb, lachen und ſpotten."

„Gotteswunder!" rief Schief-Levinche, „Mariamnelieb! wie kann man ſein ſo ſchön wie du, und zugleich ſprechen ſo ſchön."

„Und wie armſelig gehſt du gekleidet, du haſt doch Mittel genug, etwas an deinen Leib zu wenden. Aber dein Rock iſt gekehrt und befleckt, geflickt und zerriſſen, und in einem ſolchen Anzuge wirbſt du um deine Braut."

„Das verſtehſt du nicht, du reizendes Angeſicht. Mein Geſchäft leidet nicht, daß ich mir etwas Gutes anziehe; denn weil ich mache auch kleine Geſchäfte, darf ich nicht verrathen, daß bei kleinen Geſchäften auch viel verdient wird, und wenn ich den Chriſten ſchwöre: bei meinem Glück und Geſund, und bei meinem und meines Vaters Leben, daß ich Schaden mache; ſo glauben ſie mir nicht, wenn ich nicht dabei angezogen gehe wie ein Lump. Du ſagſt, meine Kleider ſind geflickt und zerriſſen; gekehrt und befleckt: — Ja! — Ich trage meine Kleider ſo lange ſie halten! Kann ich ſie verkaufen? Nimmt ſie mir jemand ab? — Wem paſſen ſie? Wer hat meine Statur? — Ich trage ſie bis ich ſie werfen muß zu den Lumpen für die Papiermühlen."

„Demüthige dich vor den Chriſten," ſprach ſie:

„denn unſerer Sünden halber hat Gott uns in ihre Hände gegeben und wir ſind in der Verbannung, aber vor Juden bedenke wer du biſt: der einzige Sohn des reichen Israel, des reichſten Mannes in der Gemeinde. In der Woche, wenn du auf den Handel gehſt, kleide dich wie du willſt; thu was du willſt; benimm dich wie du willſt. Aber am Schabbes biſt du zu Hauſe, unter Juden und bei mir, und du wirſt doch Rückſicht nehmen auf deine junge Frau.“

„Mariamnelieb! Ich will mir machen laſſen eine funkelhagelnagelneues Schabbeskleid. Schade für das Zeug, was ich werde verſchneiden laſſen auf meinen Leib; aber ich werde nehmen vom allerfeinſten. In der Woche werde ich ſein der Lump, der ich alle Zeit war, aber am Schabbes werde ich ſein ein würdevoller Menſch, oder Gott ſoll mich unrein machen, wie Schweinefleiſch. Aber was haſt du davon? Was ſoll dir das? Was bringt es dir ein? Was nutzt das dir?“

„Ich will ſtolz ſein auf meinen Mann, und meine Eltern ſollen ſtolz ſein auf ihren Eidam, und jeder Jude ſoll ihm mit Achtung begegnen, und wenn du fortfährſt über dich zu ſpotten, und wenn du dich nicht kleideſt, wie deine Mittel es dir erlauben, ſo bin ich nicht glücklich und du wirſt alle Tage meine Thränen ſehen.“

„Gotteswunder Mariamnelieb! du willſt ſtolz ſein auf mich? Nun ſpringe ich vor Freude bis an die Decke. Aber du ſprichſt doch nur von mir; verlange was für dich. Ich habe Sammet und Seide, Atlas, Taffet

und Brocate. Ich will dir was ſchenken, weil ich habe ein ſo gar großes Wohlgefallen an dir.“

„Ein Mädchen ſchmückt ſich gern,“ antwortete Mariamne ſeufzend, „und läßt ſich nicht zweimal dazu auffodern; allein ich habe arme Eltern, und wenn ich überflüſſigen Aufwand mache, werden die Leute mit Recht ſagen, ſtatt ſich koſtbar zu kleiden, thäte ſie beſſer ihre Eltern nicht darben zu laſſen. Glaube nicht, daß ich dich heirathe um beſſer leben und mich kleiden zu können. Ich werde nie vergeſſen, daß ich die Tochter armer Eltern bin, und nie die Anſprüche der Frau eines reichen Mannes machen. Als deine Frau, will ich nichts Beſſeres ſein als die Tochter meiner Eltern. Geh du auf den Handel, um mit Fleiß und Geſchick zu erwerben, mit eben dem Fleiß und Geſchick werde ich daheim alles gut einrichten und erhalten, dann werden wir, mit Gottes Hülfe, ſtets reichlich haben, daß wir auch Gutes thun können. Vor allen Dingen aber müſſen wir meine Eltern bedenken. Sie haben dir freilich keine Ausſteuer und Mitgift gegeben, aber ſie haben dir gegeben, was ſie hatten! ihre Tochter. Bedenke auch, daß, was man an einem Rabbi und an einer Rabbizin thut, doppelt vergolten wird, wenn wir alſo meinen Eltern Gutes thun, wird uns der Segen des Himmels gewiß nicht fehlen.“

Schief-Levinche fing an laut zu weinen: „Mariamnelieb!“ ſchluchzte er. „Nun höre auf, oder mir bricht das Herz. Ich liege ſchon in Ohnmacht vor Rührung. Ach, was bekomme ich für eine Frau. Ach, welch ein

Juwel! Ach, welch eine Krone! ach, welch eine Perle! Ach! welch ein Kleinod! Ach, welch ein Edelſtein! Ach, welch ein Schatz! Lieber Gott, was habe ich Gutes gethan, daß du häufeſt ſo viel Glück über mich ſchiefen, kleinen Erdenſohn.“ — —

„Das Brautpaar hatte ſich verſtändigt und begab ſich jetzt zu den übrigen Gäſten. Von neuem begannen die Glückwünſche, und Schief-Levinche hörte nicht auf zu weinen und zu ſchluchzen, und wiederholte bei jedem Lobſpruch über ſeine ſchöne Braut. „Sie iſt ein Juwel! Sie iſt ein Schatz! Sie iſt eine Krone! Sie iſt eine Perle! Sie iſt ein Edelſtein! Sie iſt ein Kleinod!“ —

Er ging endlich mit ſeinem Vater, und der Rabbi gab ſeinen Gäſten, bevor er ſie entließ noch ein zweites Wörtchen zum Beſten. Nachdem er auf den Tiſch geklopft, um ſich die, ſeinen frommen Reden gebührenden Stille zu verſchaffen, begann er in Gegenwart ſeiner Tochter:

„Gott hat mir heute ein großes Glück beſcheert, in meiner Mariamnelieb! Gott ſegne dich, du Engelsangeſicht, du biſt die reizendſte und anmuthigſte von allen Evatöchtern. — Wie kömmt es aber, daß Gott mir einen Schwiegerſohn beſchieden hat, welcher iſt ein Gegentheil von dir, der häßlichſte und verunſtalteſte aller Erdenſöhne? — Wer dich erblickt, der lobet und preiſet den Herrn über ſein gelungenes Meiſterwerk. — Wer ihr erblickt wird denken: Hätte Gott ihr am ſechſten Tage geſchaffen, ſo würde er am ſiebten nicht geſehen haben, daß alles gut und wohlgerathen ſei.“

Der Rabbi fuhr mit wankender Stimme fort, die endlich in's Weinen und Schluchzen überging: „Heil dir meine Tochter, Glück und Segen über dich. Ich kann von nun an in Ruh und Frieden beten und lernen und mich glückſelig fühlen, als wäre ich ſchon in Abrahams Schooß. Und werde ich dereinſt in Abrahams Schooß mich befinden, wohin Sorgen und Bekümmerniſſe nicht hindringen dürfen, werde ich mit Freuden gedenken, daß der liebe Gott bei Lebenszeiten noch das Glück mir beſchieden hat, meine Tochter verſorgt zu ſehen, ſo daß die Rabbizin dereinſt gleichfalls eine ſorgenloſe Zuflucht zu ihrer reichen, glücklichen Tochter nehmen kann. Und wenn ich zu Gott bete und deiner gedenke Mariamne, werde ich fragen: Allmächtiger Gott! was habe ich gethan, um ſo großer Freude würdig zu ſein? Wie kann ich mich dankbar dir erweiſen? Soll ich noch inniger beten, noch eifriger lernen. Ach Gott, wenn ich das thue, bin ich dir zwar wohlgefällig, aber ich bereite mir ſelbſt damit den größten Segen. Aber bedenke lieber Gott! du biſt der große, große Gott! Und wer bin ich, ein kleiner, kleiner Menſch. Amen.“

Das Weinen wirkt bisweilen eben ſo anſteckend wie das Lachen oder Gähnen, und die Freudenthränen eines Greiſes erzeugen leicht Thränen des Mitgefühls. Der Jude aber hat nicht gelernt ſeine Gefühle zu beherrſchen, und iſt gewohnt alles zu übertreiben. Die Anweſenden weinten und ſchluchzten daher bei den letzten Worten des Rabbi, laut und heftig, wie die Kinder.

Nur Mariamnens ſchöne Augen blieben ohne Thränen. Ein bleiches Marmorbild wankte ſie aus dem

Zimmer nach der Küche, wo sie sich auf den reinlichen Heerd setzte, der heute ohne Feuer war. Dort fing auch sie an zu weinen und klagte: „Vaterlieb! Mutterlieb! Was habe ich Euch gethan, daß Ihr mich von Euch gebt zu fremden Menschen, die mir nicht gefallen. Bin ich Euch zur Last? Esse und trinke ich Euch zu viel? Die Kleider, die ich trage, sind sie Euch zu kostbar? Ich habe sie nicht von Euch, sondern sie sind mir von frommen Juden geschenkt worden. Wer soll in Zukunft kochen für Euch? Wer für Euch nähen und reinigen das Haus und Eure Kleider? Mich gebt Ihr fort, aber Ihr werdet halten müssen eine Magd und kennen lernen den Unterschied."

Die Rabbizin trat in die Küche und fragte unwirsch. „Was sitzest du hier? Was machst du hier? Was weinst du? Geh hinauf und schmücke dich, dein Bräutigam wird gleich kommen."

„Mutterlieb! ich habe ja ein seidenes Kleid an, denn es ist Schabbes."

„Du sollst aber anziehen dein gelbes Kleid und anlegen allen Schmuck, den ich habe von meiner Mutter selig, das heißt ich leihe ihn dir für heute. Ich werde mich wohl in Acht nehmen dir etwas zu schenken, denn du hast den breiten Himmel angebetet, du hast jetzt alles. Die ganze Welt ist dein!"

Mariamne gehorchte mit völliger Ergebung in ihr Schicksal. Gott wollte es, ihre Eltern hatten es befohlen, und jeder Widerspruch wäre sündlich gewesen. Sie war gedankenlos und betäubt. — Ein schönes Mäd-

chen aber findet bald ſich wieder, wenn ſie vor dem Spiegel ſteht und das gelbe violett und braunkarrirte Taffetkleid ſtand Mariamne zum Entzücken; es hob auf merkwürdige Weiſe ihr prachtvolles Colorit und das bunte ſchillernde Farbenſpiel gewann durch das reiche pechſchwarze Haar und die ſchmachtenden, nächtlich dunkeln Augen, Haltung und Ruhe.

Sie hatte kaum ihre Toilette vollendet, als auch der ungeduldige Bräutigam voll Sehnſucht an die Thür pochte. Die Rabbizin verließ ſogleich das Gemach, denn die Sitte will, daß das Brautpaar ohne Zeugen ſich erklärt.

Schief-Levinche war wie immer ſehr armſelig gekleidet, und blieb eine Weile furchtſam an der Schwelle ſtehen, als wage er nicht dem hehren Jungfrauenbilde zu nahen; bald aber überzog ſich ſein bleiches, ſchmales Angeſicht wieder mit hundert lächelnden Falten, und ſeelenvergnügt und entzückt hinkte er näher, ergriff ihre weiche, wohlgeformte Hand, ſteckte einen Ring an ihren Finger, erhob ſich auf ſeinem längeren Bein und ſprach die üblichen Worte: „Von jetzt an biſt du meine Braut, und ich verſpreche dir, dich zur Frau zu nehmen, wozu ich die Bewilligung deines und meines Vaters erlangt habe.“

Mariamne hatte hierauf zu erwiedern: „Es iſt Gottes Wille, unſere Väter haben es beſchloſſen und ich gehorche mit Freuden!“ Aber das Verhängnißvolle, was in dieſen Worten lag, ergriff ſie dermaßen, daß in ihren langen ſchwarzen Wimpern zwei große, klare

Thränen ſich zeigten, die langſam ihren zierlichen Wangen herabrollten.

Die Thränen einer Braut ſind vieldeutig, aber Schief-Levinche verſtand ſie dennoch: „Was weinſt du?“ fragte er. „Was betrübſt du dich. Du kennſt mich ſchon ſeit lange, du haſt gewußt, daß ich der verwachſenſte, verkrüppelteſte Erdenſohn auf Gottes Welt bin. Aber du haſt genommen meinen Ring; du haſt gegeben dein Jawort; deine Reue kömmt zu ſpät.“

Mariamne erwiederte mit edler Aufrichtigkeit: „Mein Bräutigamlieb! Ich kenne dich lange. Es kommen viele Leute zu dem Rabbi, meinem Vater, alte und junge; ſie ſind alle ſchöner als du, allein ich bereue nicht deinen Ring genommen und dir mein Jawort gegeben zu haben; denn du biſt thätiger, geſchickter, klüger als ſie, und ich glaube auch dein Herz iſt gut.“

„Gotteswunder!“ rief Schief-Levinche, „Mariamne, du ſprichſt zuckerſüß.“

„Du fragſt aber, warum ich weine,“ fuhr ſie fort. „Ein jedes Mädchen weint, die ſich finden ſoll in eine neue Lage, und du ſagſt: du ſeieſt verkrüppelt und verwachſen! das iſt doch ein Unglück für dich? — Was dein Unglück iſt, muß von nun an auch mein Unglück ſein. Du biſt es ſchon zu tragen gewohnt; mir aber iſt es neu, und ich weine, weil du ſo leichtſinnig darüber ſcherzeſt und ſpotteſt.“

„Wie heißt leichtſinnig?“

„Ja! du rühmſt dich deiner Gebrechen und ſcheinſt dich ihrer zu freuen. Wer nicht daran denkt, den er-

innerſt du daran; wer ſie überſieht, den machſt du aufmerkſam darauf, du ruhſt nicht eher als bis all und jeder über dich lacht und ſpottet. Aber ich bin eine Rabbinerstochter, ich habe Ehrgefühle, und es thut mir in der Seele weh, wenn ich hören ſoll über meinen Bräutigamlieb oder Mannlieb, lachen und ſpotten."

„Gotteswunder!" rief Schief-Levinche, „Mariamne-lieb! wie kann man ſein ſo ſchön wie du, und zugleich ſprechen ſo ſchön."

„Und wie armſelig gehſt du gekleidet, du haſt doch Mittel genug, etwas an deinen Leib zu wenden. Aber dein Rock iſt gekehrt und befleckt, geflickt und zerriſſen, und in einem ſolchen Anzuge wirbſt du um deine Braut."

„Das verſtehſt du nicht, du reizendes Angeſicht. Mein Geſchäft leidet nicht, daß ich mir etwas Gutes anziehe; denn weil ich mache auch kleine Geſchäfte, darf ich nicht verrathen, daß bei kleinen Geſchäften auch viel verdient wird, und wenn ich den Chriſten ſchwöre: bei meinem Glück und Geſund, und bei meinem und meines Vaters Leben, daß ich Schaden mache; ſo glauben ſie mir nicht, wenn ich nicht dabei angezogen gehe wie ein Lump. Du ſagſt, meine Kleider ſind geflickt und zerriſſen; gekehrt und befleckt: — Ja! — Ich trage meine Kleider ſo lange ſie halten! Kann ich ſie verkaufen? Nimmt ſie mir jemand ab? — Wem paſſen ſie? Wer hat meine Statur? — Ich trage ſie bis ich ſie werfen muß zu den Lumpen für die Papiermühlen."

„Demüthige dich vor den Chriſten," ſprach ſie:

„denn unſerer Sünden halber hat Gott uns in ihre Hände gegeben und wir ſind in der Verbannung, aber vor Juden bedenke wer du biſt: der einzige Sohn des reichen Israel, des reichſten Mannes in der Gemeinde. In der Woche, wenn du auf den Handel gehſt, kleide dich wie du willſt; thu was du willſt; benimm dich wie du willſt. Aber am Schabbes biſt du zu Hauſe, unter Juden und bei mir, und du wirſt doch Rückſicht nehmen auf deine junge Frau.“

„Mariamnelieb! Ich will mir machen laſſen eine funkelhagelnagelneues Schabbeskleid. Schade für das Zeug, was ich werde verſchneiden laſſen auf meinen Leib; aber ich werde nehmen vom allerfeinſten. In der Woche werde ich ſein der Lump, der ich alle Zeit war, aber am Schabbes werde ich ſein ein würdevoller Menſch, oder Gott ſoll mich unrein machen, wie Schweinefleiſch. Aber was haſt du davon? Was ſoll dir das? Was bringt es dir ein? Was nutzt das dir?“

„Ich will ſtolz ſein auf meinen Mann, und meine Eltern ſollen ſtolz ſein auf ihren Eidam, und jeder Jude ſoll ihm mit Achtung begegnen, und wenn du fortfährſt über dich zu ſpotten, und wenn du dich nicht kleideſt, wie deine Mittel es dir erlauben, ſo bin ich nicht glücklich und du wirſt alle Tage meine Thränen ſehen.“

„Gotteswunder Mariamnelieb! du willſt ſtolz ſein auf mich? Nun ſpringe ich vor Freude bis an die Decke. Aber du ſprichſt doch nur von mir; verlange was für dich. Ich habe Sammet und Seide, Atlas, Taffet

Abſichten auf ſie. Aber ich laſſe nicht von ihr, denn ſie hat vier Tugenden.“

„Welche vier?“

„Erſtlich iſt ſie ſchön. Eine Königin, eine Prinzeſſin kann nicht ſchöner ſein; zweitens ißt ſie wenig, daß es ein Wunder iſt, wie eine erwachſene Frauensperſon leben kann von ſo wenig Eſſen. Drittens iſt ſie ſo dumm, daß ſie nicht weiß ob ſie lebt.“

„Ja, ſie iſt dumm, du wirſt ſie kennen lernen.“

„Sie denkt nicht an ſich, ſie denkt nur andere, ſie weiß nicht, ob ſie lebt. Sie will nichts für ſich, ſie bettelt für ihre Eltern, und viertens kann ſie predigen, — Vaterlieb! ſie hat zu mir gepredigt heute. — Dumm bin ich geblieben; ich bin noch ganz dumm davon. —“

„Mariamne, du mußt ſtill ſitzen, oder ich kann nicht ſchlafen;“ ermahnte der Rabbi.

— „Vaterlieb! ich denke eben, wenn ich verheirathet bin und ich höre dich nicht lernen und reden, womit ich mir dann die Zeit vertreiben werde!“

— „So laß mich doch ſchlafen!“

— „Vaterlieb, ich habe noch ſo viele Fragen auf dem Herzen, die mir niemand beantworten kann, als du.“

— „So frage geſchwind, damit ich ſchlafen kann.“

— „Vaterlieb! Am Oſterfeſt läßt man doch die Hausthüre offen und ſtellt einen vollen Becher auf den

Tisch für den Prophet Elias. Woher darf aber der letzte, der aufbleibt, diesen Becher austrinken?"

— „Der Prophet Elias geht umher, um uns zu trösten in der Verbannung und uns den Messias zu verheißen. Wer den Becher austrinkt, aus Durst nach dem Wein, der versündigt sich; wer ihn aber austrinkt, um seine Hausgenossen zu trösten, als sei der Prophet selbst da gewesen, um uns zu trösten, der thut keine Sünde."

„Wenn man aber den Wein ausgetrunken hat," fragte Mariamne weiter, „und der Prophet kömmt später und findet einen leeren Becher?"

Der Rabbi antwortete nicht, er war eingeschlafen, und sie blieb still auf seinem Schooße sitzen, um ihn ja nicht zu wecken, bis sie endlich auch einschlief.

Da träumte ihr, es sei Ostern. Aber man war vom Tische aufgestanden und zu Bette gegangen. Die Lichter brannten noch; der Becher für den Propheten Elias stand da, und die Hausthür war offen. — Sie dachte: „Ich bin die letzte die noch wach ist, ich werde den Becher austrinken, damit morgen meine Hausgenossen denken, der Prophet Elias sei da gewesen, und sich getröstet fühlen mögen in der Verbannung." — Aber wie sie eben ihre Hand danach ausgestreckt, öffnete sich die Zimmerthür und eine hohe Gestalt trat ein, welche sie augenblicklich für die des Propheten Elias erkannte, denn er hatte einen Silberbart und Silberlocken, und trug einen Oberpriestermantel mit Purpursaum und Granaten und goldenen Glöckchen, und vor der Brust das Schild von prachtvollen, bunten Edelsteinen. — Starr vor Verwunderung blieb sie stehen, den Becher

in der Hand. Da ſprach der Prophet: „Mariamne! Laß mir meinen Wein. Ich komme hoch vom Himmel her und bin ſehr durſtig. Wo ich aber auch eintrete, hat man mir meinen Wein ſchon ausgetrunken, um den Hausgenoſſen glauben zu machen, ich ſei dageweſen, ſie in der Verbannung zu tröſten.“

„Heiliger Prophet,“ antwortete Mariamne, „ich bin nicht lüſtern nach dem Wein; doch hier iſt ein heiliges Haus. Hier wohnt der Rabbi und die Rabbizin, die Rabbinerstochter und die Talmudſchüler. Wir fühlen um ſo tiefer die Strafe der Verbannung und ſind um ſo empfänglicher für deinen Troſt. Es freut mich, daß du ſelbſt gekommen biſt, und ich die Wahrheit ſage, wenn ich morgen behaupte, du habeſt dieſen Becher geleert. Nimm hin, was dein iſt.“

Der Prophet nahm den Becher aus ihrer Hand, leerte ihn, und gab ihn ihr zurück, mit den Worten: „Habe Dank Mariamne! Der Wein war gut; er hat mir ſehr geſchmeckt; erbitte dir dafür eine Gnade.“

„Heiliger Prophet! Mein innigſter Wunſch iſt, daß, wenn ich morgen ſage, du habeſt dieſen Becher geleert, jedermann mir glaube. Gieb mir daher ein Unterpfand, zur Beſtätigung deiner Anweſenheit.“

„Der Prophet langte in ſeinen Mantel, und indem er ſagte: „Zeige dieſes und ſprich: Er ſei dein Bräutigam,“ reichte er Mariamne ein Roſinenmännchen, welches Schief-Levinche auf einem Haar glich, und ausſah, wie er leibte und lebte. Mariamne ſeufzte: „Heiliger Prophet! was wird man von mir denken,

wenn ich ein Roſinenmännchen heirathe, ich bin ja kein Kind mehr. —"

Der Prophet langte in ſeinen Mantel, zog ein anderes Püppchen hervor und ſagte: „So zeige dieſes und ſprich: es ſei dein Bräutigam." Es war wieder Schief-Levinche, wie er leibte und lebte, aber als Nußknacker, und Mariamne ſeufzte: „Was wird man von mir denken, wenn ich einen Nußknacker heirathe. Ich bin ja nicht genäſchig, und nach Nüſſen lüſtern."

„Aber welch einen Mann wünſcheſt du dir? Begehre nur, du ſollſt ihn haben!"

„Heiliger Prophet!" entgegnete Mariamne: „Ich bin arm, und meine Eltern auch. Deswegen muß ich einen reichen Mann haben, der mich ernähren, und nöthigenfalls auch meine Eltern unterſtützen kann."

Da langte der Prophet zum drittenmal in ſeinen Mantel, und reichte ihr wieder ein Püppchen: abermals Schief-Levinche, wie er leibte und lebte; aber dieſes mal als Dukatenſch ..... — — —

Aber der Erzähler dieſer wahrhaften Begebenheiten iſt ein ſo gebildeter Mann, und dermaßen vertraut mit den Sitten der großen Welt; daß es ihm platterdings unmöglich fällt, ein Wort zu ſagen, was in guter Geſellſchaft Anſtoß erregen könnte. Darum ſchließt er hier das erſte Buch und bemerkt nur noch: daß Mariamne dießmal nicht ſeufzte; ſondern ſo herzlich lachte, daß ſie uneingedenk, auf weſſen Schooß ſie eingeſchlafen war, durch das Schütteln und Beben ihrer Glieder den Rabbi erweckte, welcher ärgerlich rief:

„Dumme Gans! Maße Beheme! Was lachſt du mich aus dem Schlaf?“ —

„Vaterlieb!“ entſchuldigte ſich Mariamne. „Es iſt mir ſelbſt nicht beſſer ergangen. Ich habe mich ſelbſt auch aus dem Schlafe gelacht. Aber die Lampe droht zu erlöſchen, und die Lichter ſind niedergebrannt. Ich will die Schabbesgoie rufen, damit wir zu Bette gehen können.“ —

Zweites Buch.

Das Marienbild.

I.

Der Knaß.

Obſchon der Rabbi bewieſen hatte, daß Schief-Levinche und Mariamne für einander geſchaffen, und ihre Ehe im Himmel beſchloſſen ſei, und es eine große Sünde bleibt, den Ausſpruch eines Rabbi in Zweifel zu ziehen: ſo mußte doch auch der Sitte Genüge geſchehen, und die Verlobung durch einen herkömmlichen Act beſtätigt werden. Dieſe Feierlichkeit fand vier und zwanzig Stunden ſpäter im Hauſe des Rabbiners ſtatt, nachdem der Sabbat zu Ende war, die Sterne am Himmel ſtanden, die Lichter brannten, und den Juden alle Arten von Geſchäften wieder erlaubt ſind.

Eine polniſch-jüdiſche Verlobung zu ſchildern, iſt mit großen Schwierigkeiten verbunden, und man ſtößt

auf ſo viel Unbedeutendes und Verkehrtes, daß man faſt die Hoffnung verliert, dieſem Auftritt eine intereſſante Seite abzugewinnen.

Eine polniſch-jüdiſche Verlobung heißt gar nicht Verlobung, ſondern „Knaß legen.“ Knaß iſt ein hebräiſches Wort, und bedeutet: Strafe, Buße, Abſtandsgeld. Es wird nemlich eine Art Ehecontrakt aufgeſetzt, der aber kein Ehecontrakt iſt, weil er durchaus nicht bindet und keinen weiteren Sinn hat, als: „Heirathen oder bezahlen.“ Es wird in demſelben eine Summe Geldes namhaft gemacht, welche, wenn die Verlobung nicht zu Stande kommen ſollte, der ſchuldige Theil, dem beeinträchtigten zu entrichten hat. Da nun der Knaß für beide Theile dieſelbe Summe beträgt, kann der Reiche, indem er den Knaß erlegt, jeden Augenblick und ohne weitere Verantwortung zurücktreten; der Arme hingegen, welcher den Knaß nicht auftreiben kann, iſt unauflöslich gebunden. Auf dieſe Weiſe kann der reiche Jude, ſo oft er will, den Spaß ſich machen und ſich mit einem ſchönen, armen Mädchen verloben, einen ſeligen Brautſtand mit ihr durchſchwelgen, und in dem Augenblick, wo es zur Trauung geht, die Arme beſchimpfen, indem er in Gegenwart aller Hochzeitsgäſte den Knaß auf den Tiſch hinzahlt. Der Jude aber, und iſt er noch ſo reich, hat niemals Geld zu einem Spaße übrig. Auch gilt es für eine große Sünde, mit einem Mädchen ſeinen Scherz zu treiben. Sollten aber dereinſt die jüdiſchen Litteraten ſo viel Geld haben, daß ſie, ſtatt Romane zu ſchreiben, Romane ſpielen, ſo würde gewiß in keinem Falle ein ſchönes, armes Judenmädchen ſich ſehr zu

grämen haben, wenn sie mit Bewilligung ihrer Eltern, und ohne Verlust ihrer Ehre, sich einen Brautschatz erwirbt, der ihr bald einen zweiten, echten Freiersmann verschaffen kann. —

Eine polnisch-jüdische Verlobung ist ein Auftritt ohne Handlung. Alles ist vorher besprochen und abgemacht, und wird in aller Stille nur aufgeschrieben und endlich laut verlesen. Die Scene begiebt sich im Hause der Brauteltern. Anwesend sind als Hauptpersonen, der Vorsänger der Gemeinde, welcher „Chasan" heißt; und der Synagogendiener oder Küster, der sogenannte „Schamus." — Nebenpersonen sind Braut und Bräutigam, deren Eltern, Vormünder, Geschwister, und überhaupt beliebig viele Zeugen.

In der Regel ist der Chasan ein großer, robuster Mann. Denn bei Festtagen muß er von früh bis spät laut singen und beten. Bei Fasttagen sogar muß er denselben ermüdenden Altardienst verrichten, ohne sich im geringsten erfrischen, oder das mindeste zu sich nehmen zu können, was einer schwächlichen Natur unmöglich fällt. Ein Chasan muß auch ein aufgeweckter Kopf und zu Allem zu gebrauchen sein. Er muß Stimme und eine Ahnung von Musik haben; wenn auch beides nicht weither zu sein braucht. Aber rohe Talente wissen gewöhnlich ein Bischen von allem, und leisten in dem einen Fache eben so viel oder wenig, wie in dem anderen. Daher ist der Chasan gemeiniglich auch der Notar der Gemeinde, in so fern es seines Rabbiners unwürdig ist, weltliche Dinge zu verrichten.

Im Gegensatze zu ihm ist der Schamus, in der

Regel ein erbärmliches, gottesjämmerliches Männchen, das zu gar nichts zu gebrauchen iſt. Er hat eine große Familie, welche ihm die ſchwierigen Verrichtungen abnimmt, ſo daß ihm nur die kleinen und bequemen Synagogendienſte übrig bleiben. Auch verdankt er ſein Amt der Barmherzigkeit ſeiner Glaubensbrüder, welche den Vater einer ſo zahlreichen Familie, nicht mit derſelben verhungern laſſen. Nachdem der Chaſan den Ehepakt niedergeſchrieben, muß er denſelben laut verleſen, und bei dem letzten Worte, bei dem: Amen, muß der Schamus eine alte Ober- oder Untertaſſe mit aller Macht zu Boden ſchleudern, daß ſie zerbricht. — Weil er aber häufig ſo ſchwächlich iſt, daß er ſich nicht zutrauen kann, eine Taſſe auf den erſten Wurf zu zertrümmern, muß er augenblicklich mit dem Fuße nachhelfen, und die Scherben zermalmen. Denn dieſe Taſſe muß aufhören eine Taſſe zu ſein. Es iſt ein Stück Hausrath, welches man opfert, um dem Schöpfer des Himmels und der Erde zu verſprechen, daß das junge Ehepaar ſeine zukünftige Wirthſchaft und alle nothwendigen Einrichtungen mit eben dem Eifer und derſelben Entſchloſſenheit ihm darbringen wird; ſobald er es befehlen ſollte. Ueberhaupt begegnet der Jude bei jeder Gelegenheit, und faſt zu jeder Tagesſtunde, dem lieben Gott, mit der größten Höflichkeit. Aber es iſt ſpaniſche Höflichkeit. Der vornehme Spanier, wenn man ſeine Equipage, ſeinen Palaſt, ſeine Gemälde ſchön findet, antwortet: „Es iſt Ihr Eigenthum!“ Findet man ſeine Frau, oder Tochter ſchön, ſagt er ebenfalls: „Betrachten Sie ſie als die Ihrige,“ und verläßt ſich auf die Artigkeit und Anſtän-

digkeit des Fremden, der ihn nicht beim Worte nehmen wird. — So auch verläßt ſich der Jude jederzeit auf die himmliſche Generoſität des lieben Gottes, wenn er ihm ſein ganzes Krämchen zur Dispoſition ſtellt; vielleicht denkt er aber auch: „Was wage ich Großes dabei? Was ſoll der liebe Gott auch mit ſolchem Plunder anfangen.“

Wenn die Taſſe am Boden zerkracht, ſchreien die jungen Mädchen, und wer ſonſt zum erſten Male dieſer herrlichen Feierlichkeit beiwohnt, laut auf. Dann gratulirt man Braut, Bräutigam, Eltern, Geſchwiſter u. ſ. w. und im ganzen Zimmer vernimmt man nichts, als das einzige Wort: „Maſeltof,“ zu deutſch: „Gut Glück!“ — So geſchah an jenem Abend im Hauſe des Rabbiners, und ſo geſchieht noch heutigen Tages überall, wo Juden ſich verloben. Zu bemerken iſt nur, daß für Schief-Levinche, falls er wider alles Vermuthen zurücktreten ſollte, der Knaß etwa ein Verluſt war, wie jeder Kaufmann dann und wann ihn hat, und worauf er alle Zeit gefaßt ſein muß. Für Mariamne aber, oder deren Eltern vielmehr, denn ſie hatte keine Stimme, war es eine Sache der Unmöglichkeit, dieſen Knaß zu entrichten. Es ſchien demnach, im Himmel wie auf Erden, beſchloſſen und ausgemacht, daß ſie Schief-Levinche angehören ſollte, und niemand konnte ahnen, wie ganz anders ihr Schickſal ſich geſtalten würde. —

II.

Der Zuſpruch.

Am nächſten Sabbat hatte Schief-Levinche neue Kleider, in welchen er eine noch weit ſeltſamere Figur ſpielte, als je zuvor. Er konnte von ſeinen Eigenthümlichkeiten einmal nicht laſſen, und wenn er auch noch ſo verſchwenderiſch ſein wollte, ſo mußte er dabei doch immer wieder knauſern und abknappen. Zu ſeinem Rokeleaur hatte er ſchweres, theures Seidenzeug genommen, aber er hatte es ſeinem Schneider ſo kärglich zugemeſſen, daß dieſes Kleidungsſtück, welches eigentlich ſehr weit und bequem getragen wird, ihm überall zu eng und zu kurz war. Die Aermel reichten ihm kaum bis an die Knöchel, und ſeine langen, dürren Arme glichen, wenn er ſie ausſtreckte, zweien, mit glänzender Seide überzogenen Beſenſtilen, die ſtatt der Reiſer, mit ſchmalen, langfingrigen Händen verſehen waren. Auch die ſeltſamen Formen ſeiner Bruſt und ſeines Rückens traten von glattgeſpannter, glänzend-ſchwarzer Seide umgeben, ſchärfer hervor, und vollendeten um ſo mehr ſein carrikaturartiges Weſen, als er ſelbſt jederzeit bemüht war, ſeine Häßlichkeit zur Schau zu tragen, und auf ſeine Mißgeſtalt aufmerkſam zu machen. Auch ſchwarz ſeidene Strümpfe, aber wie immer, von ungleichen Paaren, hatte er an, und ſeine Schuhe waren jedem Fuße beſonders angemeſſen. Aber damit auch die Ungleichheit ſeiner Füße jedermann in's Auge fiele;

waren seine Schuhe mit einem Paar alten, silbernen Schnallen geziert, von welchen die auf dem rechten Fuß zu klein, die auf dem linken Fuß natürlicherweise zu groß war. —

Nachdem er seine Schabbestoilette vollendet, verlangte ihn zum ersten Male in seinem Leben nach einem Spiegel. Es gab deren genug unter den Trödelwaaren des reichen Israel, und Schief-Levinche nahm keinen Anstand, obschon es Sabbat war, eine Niederlage aufzuschließen; zumal er kein weiteres Geschäft vorzunehmen hatte, als sich in einem Spiegel zu betrachten.

Wenn der Deutsche oder der Christ Ansprüche macht, so ist er von seinen eigenen Verdiensten und Fähigkeiten auf eine thörichte Weise eingenommen, und hält sich voll Hochmuth für besser als andere Menschen. Der polnische Jude hingegen ist niemals hochmüthig, doch immer frech. Er kennt seinen Unwerth und seine Armseligkeit, und macht dennoch Ansprüche. Er urtheilt folgendermaßen: Ich bin einmal auf der Welt, und bin auch ein Mensch; folglich bin ich eben so viel, und habe dieselben Ansprüche wie alle andern Menschen, die auch nur auf der Welt sind. Aus diesem Grunde that sich Schief-Levinche sogar auf seine Häßlichkeit und seine Gebrechen etwas zu Gute, denn sie zeichneten ihn vor allen anderen aus, und er bildete sich ein, um ein so geschickter Handels- und Geschäftsmann zu sein, wie er, dürfe man gar nicht anders aussehen. —

Beim ersten Blick in den Spiegel schlug er zwar die Hände zusammen, und rief: „Weihgeschrieen! — So auszusehen am Schabbes und auf seinem besten

Feiertage, möchte man faſt keinem Hunde wünſchen. Unter den Marktbuden darf ich mich nicht ſehen laſſen, oder die Lebkuchenkrämer machen von mir ein Roſinenmännchen. Eine Backbirne als Buckel vorn und hinten, drei Roſinen zum rechten und zwei zum linken Fuß, und Schief-Levinche iſt fertig. — Weihgeſchrieen! nun ich mir habe machen laſſen einen neuen, knappen Rock; nun ſehe ich erſt, wie ſchief und krumm ich bin. — Aber was thu ich damit," fügte er gleich wieder getröſtet hinzu. „Die Elle von dem Zeug koſtet 4 Thaler 12 Gutegroſchen, und darum wird kein Jude ſich unterſtehen heut zu mir zu ſagen: Schief-Levinche, und ich mache Ehre meiner geliebten Mariamne."

In dieſem hohen Bewußtſein beſchloß er, vor Anfang des Gottesdienſtes noch einen Beſuch bei ſeiner ſchönen Braut zu machen. —

„Schönes Menſch!" begann er zu Mariamne, indem er eintrat. „Wie gefalle ich dir heut? Sage mir aufrichtig! Bin ich ſchön angezogen, oder bin ich nicht ſchön angezogen?"

Mariamne gedachte ihres Traumes, und mußte ſo herzlich lachen, daß ſie nicht antworten konnte.

„Aber wie ſitzt mein Rock?" fragte Schief-Levinche weiter, und gab ſich mit dem linken Fuß einen Schwung, drehte ſich auf dem rechten Beine um, ſo daß er ſich von allen Seiten bewundern laſſen konnte; und ſank endlich wieder auf den kleineren, linken Fuß zurück. — „Er ſitzt wie angegoſſen! Gotteswunder! Es iſt ein Meiſterſtück, und ein jüdiſcher Schneider hat ihn gemacht. Ein chriſtlicher Schneider hat gar ſo viel Geſchick

nicht, um im Stande zu ſein, mir ein Rückentheil zuzuſchneiden, wie ich es gebrauche! — Mache ich ſo dir Ehre, ſchöne Braut.“

„Du biſt mein liebes Roſinenmännchen,“ lachte Mariamne.

„Roſinenmännchen? Roſinenmännchen? Mariamne-lieb! Noch haſt du mich doch nicht geſehen auf dem Markte, und haſt mich nicht gekauft in einer Lebkuchenbude.“

„Es iſt eine große Ehre für mich,“ erwiederte ſie gelaſſen, „daß du um meinetwillen dich neu gekleidet haſt, denn früher haſt du dergleichen nicht an dich gewendet.“ —

„Du Krone! du Perle! du Schatz! du Kleinod!“ rief Levinche, und hob ſich empor um ſie zu küſſen. Aber er war zu klein und konnte nicht anreichen, und lächelnd und erröthend verſicherte ſie: — „Nach der Synagoge.“

Es war Zeit nach der Synagoge zu gehen. Schief-Levinche mit ſeinen neuen Kleidern machte ein unglaubliches Aufſehen. Anfangs zwar lachten die Knaben, welche, wie gewöhnlich, um den Al-Memor (Altar) ſtanden, und die Mädchen oben auf der Frauenſchule kicherten. (Die Frauen nemlich ſitzen abgeſondert von den Männern, auf einem vergitterten Chor oder Galerie, wo ſie wenig geſehen werden können; ſo daß ihre Anweſenheit die Andacht nicht ſtört.) — Aber die Väter und Mütter unterdrückten augenblicklich dieſe Aufwallung kindiſcher Aeſthetik, indem ſie ſprachen: „Der Mann kann das thun! Er iſt ein fleißiger, geſchickter Handelsjude, warum ſoll er nicht einen guten Rock tragen? Er

heirathet das schönste Mädchen in der Gemeinde und nimmt uns allen die Sorge für die Zukunft der Rabbinersfamilie ab. Auch zu den Gemeindekassen und Wohlthätigkeitsanstalten wird er jetzt beisteuern, warum soll er nicht auch einmal an sich denken?"

Die Synagogennachbaren machten Schief-Levinche ehrerbietig Platz, damit er zu seiner Betstelle gelangen konnte, ohne seinen neuen Rock zu scheuern, und der kleine, bereits vorhin erwähnte Schamus, trat zu ihm, mit der Aufforderung, vor der Thora zu erscheinen. —

Die Thora sind die fünf Bücher Moses, aber nicht gedruckt, sondern, an die ältesten jüdischen Zeiten erinnernd, auf eine große Pergamentrolle geschrieben, welche mit einer kostbaren, golddurchwirkten Hülle versehen, und mit silbernen Kronen, Glöckchen und Schellen verziert, in der heiligen Bundeslade aufbewahrt wird. Diese geschriebenen fünf Bücher Moses sind anders eingetheilt, als die gedruckten, und zerfallen in Abschnitte (Cedderes) und Capitel (Paches). Als ein Theil des Sabbat Gottesdienstes wird jedesmal eine Ceddere feierlich verlesen, und zu jeder Pasche wird einer der Anwesenden auf den Al-Memer (Altar) gerufen, wo die heilige Thora ausgebreitet liegt, und der Vorleser einen silbernen, mit Diamanten besetzten Griffel in der Hand, auf jedes Wort hindeutet, wie er es ausspricht. Es gilt für eine besondere Ehre, auf den Al-Memor gerufen zu werden, und sich eine Pasche auf diese Weise vorlesen zu lassen, und man ertheilt diese Ehre mit großer Umsicht, und befolgt dabei streng und pünktlich eine gewisse Etiquette oder Rangordnung. Die erste

Paſche darf nur einem Prieſter (Cohen, Nachkömmling des Stammes Aaron) vorgeleſen werden. Die Zweite nur einem Leviten. Schief-Levinche gehörte nicht zu dieſen bevorzugten Stämmen, und hatte auch auf die dritte Paſche keinen Anſpruch, indem er ſeinem Vater den Vortritt laſſen mußte. Auch die vierte durfte ihm nicht angeboten werden, weil es gegen alte Sitte iſt, daß der Sohn unmittelbar ſeinem Vater vor die Thora folgt, damit es nicht ſcheine, als würde eine einzelne Familie mit dieſer Ehre begünſtigt. Endlich erhielt er die fünfte Paſche, womit er ſehr zufrieden ſein konnte. Denn nur in ſeiner Eigenſchaft als Bräutigam durfte ihm ein Vorzug vor alten, verheiratheten und gelehrten Juden zugeſtanden werden, welche in ziemlicher Anzahl noch nach ihm aufgerufen wurden, da er als Kaufmann und Junggeſelle, bei religiöſen Handlungen weit hinter denſelben zurückſtehen mußte.

Vor Ende des Gottesdienſtes verlaſſen die Frauen die Synagoge, und es iſt nicht Sitte, daß die Männer ſie auf dem Heimwege begleiten. Denn die eben empfangenen heiligen Eindrücke ſollen nicht unterwegs ſchon verloren gehen, ſondern hübſch mit nach Hauſe genommen werden.

Schief-Levinche, der, wie ein frommer Bräutigam, bis zu Ende geblieben war, fand daher, als er die Wohnung des Rabbi betrat. Mariamne und ihre Mutter ſchon zu Hauſe. Dießmal empfing ihn Mariamne wie einen Freund und Vertrauten, reichte ihm die Hand und neigte ſich zu ihm nieder, daß er ſie küſſen konnte. Ihre Mädchenſchüchternheit war beſiegt, denn ſie war

mit ihrem Bräutigam vor Gott und der Gemeinde erſchienen.

„Levinchelieb! du haſt Ehre gehabt,“ rief ſie ihm, mit dem ihr eigenthümlichen, bildſchönen Lächeln, entgegen. „Weiſt du aber auch, warum du vor die Thora gerufen biſt, und vielen Gelehrten, alten und verheiratheten Männern vorgegangen biſt? Weil du eine Rabbinerstochter heiratheſt, du biſt jetzt beinahe eben ſo viel wie ein Rabbi. — Ich habe auch Ehre gehabt. Man hat mir und der Mutter viel Gutes von dir und deinem Vater geſagt. Haſt du auch viel von mir gehört?“

„Nein!“ verſetzte Schief-Levinche.

„Nein?“ fragte ſie.

„Kein Wort!“

„Sagte von mir niemand etwas Gutes?“

„Das hätte ſich jemand unterſtehen ſollen!“

„Warum? Bin ich nicht deine Braut. Muß es dir nicht lieb ſein, die Leute gut von mir reden zu hören?“

„In der Synagoge? Gott ſoll bewahren! Mariamnelieb! Sprichſt du wie eine Rabbinerstochter? Wie darf ſich jemand unterſtehen in der Synagoge deiner zu erwähnen? Kann ich wie ein frommer Jude beten, wenn ich an dein reizendes Angeſicht erinnert werde. Kann ich vor der heiligen Thora erſcheinen mit den Gedanken an ſolch ein Prachtbild.“

Mariamne war feuerroth geworden und erwiederte: „Ich habe doch viel von dir geſprochen und mir ſagen laſſen.“

„Was thu ich damit, was ihr Weiber oben in der

Frauenſchule ſchwatzt; denn es ſteht geſchrieben: ein Frauenzimmer kann thun was ſie will, ſo ſchwatzt ſie dabei, und ſelbſt wenn ſie betet, betet ſie nur mit der halben Zunge, mit der anderen Hälfte ſchwatzt ſie. Und von mir darfſt du plaudern. Ich bin ſo appetitlich nicht, daß es deine Andacht ſtört, wenn du an mich denkſt.“

Der Rabbi kehrte heim, ſah ſich verdrießlich im Zimmer um und fragte unwirſch: „Warum iſt denn noch kein Tiſch gedeckt? die Schule iſt lange aus! der Zuſpruch wird gleich kommen.“

Mariamne eilte, einen wollenen Teppich über einen kleinen, runden Tiſch in der Mitte des Zimmers auszubreiten, denn der gewöhnliche große Tiſch, um welchen die Familie und die Gäſte zu ſitzen pflegen, war für heute bei Seite geſchafft worden, und an den Wänden rings ſtanden Stühle und Bänke. Die Rabbizin trug eine große Schüſſel mit Kuchen auf. Einige Flaſchen Branntewein, ſüßen für die Frauen, ſtarken für die Männer, und einige Gläſer und Becher, waren alle Vorbereitungen zu dem ſogenannten Zuſpruch.

Schief-Levinche hatte indeſſen auf einen Stuhl an der Wand ſich niedergelaſſen, und Mariamne ſetzte ſich zu ihn. So brachte es die Sitte mit, und Schief-Levinche ahnte heut zum erſten Male, daß es noch eine größere Wonne giebt, als ein ſchönes Mädchen zu lieben; die, von ihr geliebt zu werden; wo nicht, wenigſtens die Hauptfigur in ihrem Leben zu ſein. — Da ſaß er verſunken in der Ahnung ſeeliger Gefühle, die nicht für ihn geſchaffen waren, und ſchwelgte in einem ihm unbe-

greiflichen Glücke, welches ihn nur berauſchte, ohne ihn zu erquicken. Er begnügte ſich, ihre ſchlanken Hüften zu umfaſſen, küßte ihren vollen Arm, und manchmal auch ließ ſie ſich erbitten, und reichte ihm die friſchen Lippen zu einem Kuße. Der Zuſpruch erweckte ihn endlich aus ſeinen ſüßen Träumen. Er hatte lange auf ſich warten laſſen, jetzt kam alles auf einmal. Augenblicklich war das Zimmer gefüllt, und was nicht hinein konnte, wartete draußen auf dem Flur, bis einer oder der andere ſchwitzend ſich herausdrängte, und es Platz gab.

Die Männer alle behielten ihre Pelzmützen auf, und lüfteten ſie höchſtens einmal um ſich zu kratzen. Die verheiratheten Frauen entblößen niemals ihr Haar. Es iſt eine der weiblichen Zierden, welche ſie nur für ihre Männer beſitzen. Im Zimmer erzeugte ſich eine drückende Hitze, und der, durch Branntewein geſchärfte, von Zwiebeln- und Knoblauchduft geſchwängerte Athem, verdarb die Luft vollends. In der Mitte, um den kleinen runden Tiſch, ſtanden die ärmeren Gäſte, und aßen und tranken alles, was ſie auf gute Manier erreichen konnten. Den Reichern wurden die Stühle und Bänke an der Wand eingeräumt. Sie nippten an einem Glaſe Branntwein, biſſen an einen Kuchen an; ſtanden wieder auf und drängten ſich hinaus. Ihre Plätze wurden augenblicklich von anderen Gäſten eingenommen, die nur darauf gewartet hatten; und die Rabbizin goß die halbleeren Gläſer wieder in die Flaſchen zurück, und verſchenkte die angebiſſenen Kuchen an die armen Gäſte, oder an Kinder. — Schief-Levinche nahm ſchweigend und gedankenvoll die Glückwünſche an, die man ihm

ſpendete, und Mariamne antwortete darauf mit ihrem bildſchönen Lächeln. Ueberhaupt ſchien ſie in ihrer neuen Lage, nichts weiter zu erblicken, als ein verſtändiges Kinderſpiel. — Eine volle Stunde währte der Zuſpruch; dann ward mit einem Male Haus und Zimmer eben ſo plötzlich wieder leer, wie es ſich gefüllt hatte.

Das Sabbatmahl wartete, und der Rabbi, die Rabbizin und Mariamne waren heut beim reichen Israel zu Tiſche geladen, wo ſie auf einen beſonders fetten und koſcheren Sabbatſchmaus rechnen durften; denn ein Rabbi ſpeiſt nicht leicht an fremden Tiſchen.

Sie begaben ſich auf den Weg, und überließen die Hütung des Hauſes der chriſtlichen Aufwärterin, oder Schabbesgoie, welche indeß nicht ſonderlich viel zu hüten hatte, denn außer den werthvollen hebräiſchen Büchern des Rabbi hatte die ganze Familie ihre beſten Habſeligkeiten von Kleidern und Schmuckſachen auf dem Leibe.

Der Rabbi und die Rabbizin gingen voran. Das Brautpaar folgte. Wo ſie vorüber kamen, eilte alles an die Fenſter. Die muntere, geſchmeidige Mariamne grüßte rechts und links, aber Schief-Levinche ging ſtolz und ernſt, wie ein König, vorüber, ohne ſich umzuſehen.

Mariamne war mit aller Welt befreundet und hatte ein Glück gemacht, um welches eigentlich niemand ſie beneidete. Aber die ungeheuchelte Theilnahme, die jedermann ihr erwies, rührte und erfreute ſie. Schief-Levinche hingegen verachtete die Juden, die ihm nichts zu verdienen gaben. Er führte heut ein armes, aber bildſchönes Mädchen über die Straße. Er konnte nach

ſeiner Phantaſie leben, denn er machte die beſten Geſchäfte. Er konnte diejenige heirathen, die ihm am beſten gefiel. Er war der Sohn des reichen Mannes, und kein anderer konnte ihm das nachmachen.

III.

Der Maler.

Etwa zwanzig Schritte weit vom Hauſe des reichen Israel kam ihnen ein feiner Herr entgegen, wohlgepudert und friſirt, in einem braunen Rock mit ſilbernen Stickereien, und ein ſpaniſches Rohr mit goldenem Knopfe in der Hand.

Er faßte Schief-Levinche ſcharf in's Auge, und begann nicht eben unfreundlich: „Iſt er Schief-Levinche? Oder giebt es noch mehr ſolcher krummbucklicher Juden hier herum?“

Schief-Levinche empfand wie ein Nachtwandler, den man beim Namen ruft. Er hatte dieſes Wort den ganzen Tag über noch nicht gehört. Mariamne blickte ſtolz und zornig den alten Herrn an, der jetzt erſt ſie gewahrte und mit Erſtaunen betrachtete.

Schief-Levinche übergab Mariamne ihren Eltern, die er bat, vorauszugehen, dann ſprach er zu dem alten

Herrn. „Ich bin der, den Sie ſuchen, aber heute mache ich keine Geſchäfte, denn ich habe meinen Schabbes.“

„Und wer iſt dieſer Engel?“ fragte der feine alte Mann, indem er Mariamne mit den Augen verfolgte, bis ſie im Hauſe des reichen Israel verſchwand.

„Wie heißt Engel?“ fragte Schief-Levinche, bei dem ſich etwas wie Eiferſucht zu regen begann. „Ein armes Judenmädchen! Es giebt auch ſchöne Judenmädchen! Mit Engeln geht man nicht auf der Straße ſpazieren, und wenn Eure Gnaden mich mit einem Frauenzimmer über die Straße gehen ſehen; ſo iſt es meine Frau oder meine Braut.“

— „Iſt er ſchon verheirathet?“

— „Noch nicht?“

— „Er Schelm! er iſt ein glücklicher Kerl, wenn dieſer Engel ſeine Braut iſt. Grüße er ſie von mir und ſage er ihr, ſie ſei das ſchönſte Judenmädchen auf der Welt. Dafür erkläre ich ſie, ich, der Maler Anderſen. Sie wird von mir gehört haben, oder wird in Zukunft von mir hören. Was ihn betrifft, ſo iſt er mir gerühmt worden, als ein redlicher, zuverläſſiger und dienſtfertiger Jude. Ich brauche Geld, hundert Louis'dor, auf zwei Monate, kann er mir das ſchaffen?“

— „Verzeihen Ihre Gnaden! Es iſt heut mein Schabbes, und ich darf keine Geſchäfte machen; meine Religion leidet das nicht! Aber wie die Sterne am Himmel ſtehen, Punkt neun Uhr, will ich zu Eure Gnaden in's Haus kommen, und Geld mit bringen.“

— „Komme er morgen früh um neun Uhr. Ich

wohne St. Marienplatz, im geiſtlichen Hauſe. Aber ſei er pünktlich.“

— „Wie heißt pünktlich! Ich ſeh mir doch meine Leute an? Es iſt mir doch zu thun um galante Kundſchaft!“

— „Ich kann mich alſo auf ihn verlaſſen?“

— „Verzeihen Ihre Gnaden! Wenn ſie ſich auf einen Juden in der ganzen Stadt verlaſſen können, ſo bin ich's. Erkundigen Sie ſich bei wem Sie wollen, ob ein anderer Jude thun kann, was ich thu. Morgen, mit dem Glockenſchlag neun, bin ich bei Ihm mit den Louisd'ors.“

— „Es wird ſein Schaden nicht ſein,“ verſetzte ſtolz der alte Herr, und wandte ihm den Rücken.

Schief-Levinche blieb einen Augenblick ſtehen, zog die ſpitzen Achſeln hoch, ſpreizte die langen Finger aus, zog ein bedenkliches Geſicht und ſprach: — „Ein Maler? Wie kömmt ein Maler dazu, hundert Louisd'or zu gebrauchen.“ — —

Anderſen war ein Portraitmaler, der ſehr glücklich traf, und die reichen bunten Trachten, welche in der damaligen Zeit noch Mode waren, fleißig und mit vieler Geſchicklichkeit ausführte. Bei dieſen Anlagen konnte es ihm nicht fehlen ſein Glück zu machen. Sein Ruf war gegründet und ſein Name verbreitet, und der Dechant, der von ihm, als von einem der erſten, jetzt lebenden Künſtler reden hörte, und ſich für einen Kenner hielt, ohne das Mindeſte von der Kunſt zu verſtehen, hatte es für gut erachtet, das Altarblatt für den Hoch-

altar der ſeit Kurzem renovirten Marienkirche bei ihm zu beſtellen.

Anderſen ſpürte weder Neigung noch Beruf, einen ſolchen Auftrag anzunehmen. Er war nur Portraitmaler und alt, und hatte ſich in ſeinem ganzen Leben nicht mit eigenem Erfinden und Componiren befaßt. — Dergleichen aber geſteht ein Maler ungern ein, und ſtatt einen ſo ehrenvollen Auftrag abzuweiſen, ſtellt er in ſolchen Fällen lieber ſeine Foderungen ſo hoch, daß zu vermuthen iſt, man wird ſich nicht darauf einlaſſen. Anderſen begehrte 300 Louisd'or, und während der ſechs Monate, die auf Vollendung des Altarblattes hingehen würden, (es war funfzehn Fuß hoch und neun bis zehn Fuß breit) freie Koſt und Wohnung. Man würde ſich vielleicht nicht darauf eingelaſſen haben, hätte er lediglich die Geldfoderung unverſchämt geſtellt. Allein Koſt und Wohnung gewährt die katholiſche Geiſtlichkeit nur allzugern. Sie hat Häuſer genug, und Ueberfluß in Küche und Keller, und will jeder Zeit mit ihrer üppigen Gaſtfreundſchaft prahlen. Zu Anderſens größtem Erſtaunen wurden ſeine Bedingungen ohne Weiteres angenommen, und er höflichſt gebeten, ſo bald wie möglich einzutreffen.

Bei ſeiner Ankunft wurde er vom Dechant auf's glänzendſte empfangen, und in alle vornehme Familien eingeführt; auch Portraits wurden bei ihm beſtellt, und nachdem das erſte gelungen war, wollte alle Welt von ihm gemalt ſein. Da er zu dem Altarbild ſechs volle Monat Zeit hatte, beſchäftigte er ſich einſtweilen nur mit portraitiren, ging ſeinem Vergnügen nach, und machte

ſich wenig Sorge darum, ob er ſeinen eingegangenen Verpflichtungen auf rechtſchaffene Weiſe genügen würde, oder nicht.

Da führte ihm ſein gutes Glück Mariamne entgegen: das Bild des Hochaltars ſtellt gewöhnlich eine Scene aus dem Leben desjenigen Heiligen dar, dem die Kirche geweiht iſt, und Mariamne war eine ganz eigenthümliche Madonna. Daher das Erſtaunen des Malers, als er ſie erblickte. Gewohnt, ſich auf ſeine Kunſtfertigkeit, aber nicht auf ſeine Phantaſie zu verlaſſen, hatte er mit einem Male ſein Ideal gefunden, und brauchte nur zu portraitiren.

„Es giebt Madonnen die Menge!“ dachte er. „Italieniſche, deutſche, ſpaniſche, franzöſiſche, niederländiſche; aber eine ächt jüdiſche giebt es noch nicht. Beim St. Lucas! am Ende war die heilige Jungfrau, wenn auch nicht die Tochter eines Juden, in ſo fern ſie unbefleckt empfangen wurde*), doch immer die Tochter einer Jüdin. Eben ſo gewiß iſt dieſe Judentochter eine leibhaftige Madonna, und wo die Natur ſo fein und regelmäßig gearbeitet hat, wie bei dieſem Weibe, da bleibt der Kunſt nichts übrig, als Zug für Zug abzuſchreiben. — Dieſe Jüdin wird für gutes Geld mir ſitzen — laß ſehen! Ich wage etwas daran, und portraitire ſie als heilige Jungfrau.“

*) Bei den Katholiken gilt die heilige Jungfrau für unbefleckt Empfangen, eben ſo wie Jeſus Chriſtus.

IV.

Bräutigamsträume.

Indeß ſaß Schief-Levinche höchſt glücklich neben ſeiner Braut beim Sabbatmahl, aß und trank und freute ſich über Mariamne, welche die Speiſen kaum berührte. „Gerechter Gott,“ dachte er. Dies ſchöne Weib zu ernähren, koſtet doch gar nichts. Ich thue eine unerhörte Parthie.“

Als das Sabbatmahl verzehrt war, und der Rabbi den Segen geſprochen, der eigentlich dem reichen Israel zu kam, welcher ihn aber aus Ehrfurcht dem Rabbi übertragen hatte; ſtand man vom Tiſche auf. — Schief-Levinche küßte ſeiner ſchönen Braut höflich die Hand und ſprach: „Gott ſegne dein Mahl, du Engelsangeſicht.“

Mariamne antwortete: „Schönen Dank! mein liebes Nußknackerche!“ —

„Nußknackerchen!“ wiederholte Schief-Levinche in ſeinen Gedanken, „Sie hat Recht, das reizende Geſicht! Sie will mir zu verſtehen geben, daß ich ſchöne Zähne habe, und einen ſchönen ſchwarzen Kinnbart. Warum muß ein Nußknacker juſt ein Zwerg ſein, mit dickem Kopf und baumwollenem Bart? — Ich bin ein junger, ein koſcherer Nußknacker.“

Aber keine Freude währt ewig. Auch der Schabbes ging zu Ende, der glücklichſte in Schief-Levinches Leben. Er geleitete die ſchöne Braut heim, ließ ſich vor der Thür ihres Hauſes noch einen Kuß geben, und ſprach:

„Mariamnelieb! du haſt mir heute ſchon zwei ſüße Wörtchen geſagt. Dieſen Morgen haſt du geſagt: Guten Morgen mein liebes Roſinenmännchen; dieſen Mittag haſt du geſagt: Geſegnete Mahlzeit mein liebes Nußknackerchen. Jetzt ſage mir gute Nacht, mit einem eben ſo ſüßen Wörtchen.“

Worauf Mariamne ſich lächelnd zu ihm niederbeugte, und leiſe und zärtlich ihm in's Ohr flüſterte:

„Gute Nacht mein liebes Ducatenſch.....chen.“

— Es war daſſelbe Wort, welches in guter Geſellſchaft Anſtoß erregen würde, und welches der Erzähler nicht ausſprechen kann, da er ein zu gebildeter Mann, und zu ſehr an die Sitten der vornehmen Welt gewöhnt iſt; nur mit dem Unterſchiede, daß Mariamne diesmal ein Diminutiv daraus gemacht hatte.

Schief-Levinche aber war ganz glücklich. „Dieſes Mädchen liebt mich,“ dachte er, „denn ſie ſchwärmt für mich und muthet mir in ihrem zärtlichen Gedanken übermenſchliche Dinge zu. Ich bin doch nur ein polniſcher Handelsjude, ich kann höchſtens goldene Dukaten beſchneiden.“ — — —

Schief-Levinche hatte ſich entkleidet, und war nicht übel Willens, in's große Himmelbett ſich ſchlafen zu legen, in die Kiſſen von Seide, mit durchbrochenen Spitzenbezügen; ſo groß, ſo außerordentlich kam er ſich heute vor. „Aber nein!“ dachte er: „Mariamne muß dieſes Bett einweihen,“ und war es nun ehrfürchtige Liebe, oder geizige Gewohnheit, oder eine Miſchung von Beidem. — Er kroch wieder in ſeine Schieblade.

Aber der Aermſte konnte nicht ſchlafen. Mariamne

ſtand vor ſeinen Augen, lächelte bildſchön, ſpitzte ihr Purpurmündchen zum Kuſſe, und neigte ſich zu ihm nieder, und er erinnerte ſich der verhängnißvollen Worte, die ſie ihm zugeflüſtert hatte, und jeder Augenblick, in welchem ſie an ſeiner Seite geſeſſen, wo er ſie umſchlungen oder berührt hatte, kehrte in ſein Gedächtniß wieder. Er wunderte ſich, daß er gar nicht müde ward an ſie zu denken. —

Er wendete ſich der Wand zu, ſchloß die Augen, und nahm ſich feſt vor, jetzt einzuſchlafen. — Da fiel ihm ein, daß Mariamne zum nächſten Lauberhüttenfeſte ſchon ſeine Frau ſein würde, und er freute ſich, mit ihr in der Lauberhütte zu ſitzen, welche voll Lichter, und mit grünen Zweigen, Papierblumen, vergoldeten Apfeln und Nüſſen, und langen Netzen und Streifen von buntem Papier verziert war, während man oben, durch das Flechtwerk, die Sterne ſehen konnte.

Dann fiel ihm wieder ein: zu Purim, (der jüdiſchen Faſtnacht) wollte er mit Mariamne ſich verkleiden. Sie ſollte die Königin Batſeba vorſtellen, und dazu ſeine Ringe und Schmuckſachen geliehen bekommen. Er ſelbſt, mit einer Harfe und einer Krone von Goldpapier, wollte den kleinen David machen, den Ueberwinder des Goliath; und im Voraus ſchon war er glücklicher, als der König David, welcher mit der Wittwe des Urias vorlieb nehmen mußte, während ſeine Mariamne noch eine Jungfer war. Vor Freude darüber hätte er tanzen mögen, wie der König David vor der Bundeslade.

Endlich gedachte er auch des Paſſahfeſtes, wo jeder jüdiſche Familienvater vorſchriftsmäßig ſich wie ein

König vorkommen ſoll. Denn Gott hat an dieſem Tage die Juden frei gemacht, und ſeinem auserwählten Volke alle anderen Völker der Erde unterworfen. Im Geiſte ſah ſich Schief-Levinche am Oſtertiſche ſitzen — ſeinen Sterbekittel an, denn in dieſer Nacht geht der Todesengel herum. Als Königin ihm zur Seite ſaß Mariamne, gleichfalls in Sterbekleidern, in einem reizenden, ſchneeweißen Nachtgewande.

Bei dem Gedanken an dieſes ſchneeweiße Nachtgewand ward ihm gar ſchwül und beklommen, in ſeiner Schieblade. Er ſtreifte ſich die Decke ab, allein das wollte nichts helfen. Er ſtand auf, tappte nach dem Feuerzeug, ſchlug Feuer, und zündete ſein Licht an, dann ſetzte er ſich im bloßen Hemde und barfuß, aber eine tüchtige wollene Mütze auf dem Kopfe, an den runden Tiſch.

Ohne dieſe Mütze wäre ihm vielleicht beſſer geworden, und die Gedanken an das ſchneeweiße Nachtgewand hätten ihn vielleicht minder beunruhigt. Allein der fromme Jude darf zu keiner Zeit ſein Haupt entblößen. Die reizenden Vorſtellungen behielten daher die Oberhand; und in ſeinem Kopfe, den er allzu warm hielt, während er ſeinen Rumpf der Kälte ausſetzte — blieb es Oſtern.

Um ſich die Sache noch beſſer zu vergegenwärtigen, rückte er einen zweiten Stuhl an den Tiſch, holte ein großes, ſeidenes Kiſſen aus dem Himmelbette, und breitete es auf dieſen Stuhl aus. Dieß Kiſſen ſollte Mariamne vorſtellen. Ach! es war weich und ſanft anzufühlen, wie ſie, und doch war es nicht Mariamne.

Darauf holte er einen Quartband mit Holzſchnitten aus einem Schrank, ſetzte ſich damit an den Tiſch, ſchlug ihn auf auf und fing an, dem Kiſſen, welches Mariamne bedeutete, den Auszug der Kinder Iſrael aus Aegypten vorzuleſen; die ſieben Plagen; den Tod Pharaos und ſeine Heerſchaaren, u. ſ. w. — Dabei ward ihm recht wohl. Anfangs murmelte er alles ganz leiſe vor ſich hin, doch bald erhob er ſeine Stimme lauter und immer lauter, und je lauter er ſang und betete, deſto glücklicher fühlte er ſich. Endlich begann er mit lauter Stimme auch die Feſtgeſänge von dem Zickelein und dem Tempel Zion.

Aus voller Bruſt ſang er das El Benei, erſt in hebräiſcher, dann in deutſcher Sprache.

„Lieber Gott! Guter Gott!
Bau meinen Tempel Schiere! (Zion)
Alſo ſchier und alſo bald
Bau meinen Tempel Schiere.
Lieber Gott!
Schöner Gott!
Niedlicher Gott!
Prächtiger Gott!
Jüdiſcher Gott!
Süßer Gott!
Ziemlicher Gott!
Du allein bleibſt Gott, kein anderer neben dir!
Nun bau! nun bau! nun bau! nun bau! nun bau!
nun bau! nun bau
Bau meinen Tempel Schiere!“

Die verſchiedenen Verſe dieſes Oſterfeſtgeſanges

bleiben ſich durchweg ziemlich ähnlich. Nur die Eigenſchaftsworte, zu Ehren des lieben Gottes, verändern ſich.

Schief-Levinche hielt bei dieſem Verſe, als ſich die Thür ſeines Zimmers öffnete, und ſein Vater, ebenfalls im bloſſen Hemde, barfuß, die wollene Mütze auf dem Kopfe und ein Licht in der Hand, eintrat, und ausrief:

„Biſt du Meſchugge! Mitten in der Nacht, im bloſſen Hemde ſitzeſt du am Tiſche und machſt Paſſah? (Oſtern)“

„Was ſoll ich thun?“ rief Schief-Levinche, „ich kann nicht ſchlafen.“

— „Mach meinetwegen Paſſah und Purim (Faſtnacht), aber laß die Leute ſchlafen, du ſingſt El Benei, daß ich kein Auge zu thun kann.“

Nach dieſer väterlichen Ermahnung wollte der reiche Israel wieder zu Bette gehen, aber Schief-Levinche rief: „Vaterlieb! Vaterlieb!“

— „Nu? Was ſoll's? ich ſtehe im bloſſen Hemde.“

— „Vaterlieb! der Maler hat geſagt: Meine Mariamne iſt das ſchönſte Judenmädchen auf der Welt, er muß das verſtehen:“

„Mach Schabbes davon!“ verſetzte der reiche Israel. „Ich ſtehe hier in bloſſen Füßen, ich werde mich erkälten.“ Nach dieſen Worten wollte er in ſein Bett zurück. Aber Schief-Levinche ergriff ihn beim Arme.

„Vaterlieb! habe ich nicht geſagt, meine Mariamne iſt ſo dumm, wie ein Vieh.“

— „Sie iſt klüger als du, ſie wird jetzt zu Bette liegen und ſchlafen.“

„Klüger als ich?“ rief Schief-Levinche mit einem glücklichen Lächeln, indem er ſeinen Vater immer noch eiſenfeſt hielt. „Die reizende Maße Beheme ſagt mir alles wieder, was von mir Gutes geſprochen wird. Warum? — Ich ſoll mit aller Gewalt ſtolz werden. Und ich habe ihr nichts geſagt von dem Maler, und nichts von allem, was ich in der Synagoge gehört habe, und ich ſage ihr auch nicht, wie mir zu Muthe iſt, wenn ich nur an ſie denke.“

Der reiche Israel, der ſich vergebens bemühte, aus den Händen ſeines Sohnes, welche ihn krampfhaft umſchloſſen hatten, ſich loszureißen, fing mit einem Male an laut zu ſchreien: „Weihgeſchreien! Was hältſt du mich ſo feſt? Ich kriege den Kribbel in den Füßen, ich kriege den Huſten, ich kriege den Schnupfen, ich kriege das Fieber! Mich rührt der Schlag. Laß mich los und kriege die Schwerenoth!“ —

Erſchrocken ließ Schief-Levinche ſeinen Vater los, der davon rannte, als brenne ihm der Kopf, und fröſtelnd und ſchaudernd zu Bette eilte.

Ueber das Angſtgeſchrei ſeines Vaters kam auch Schief-Levinche zur Beſinnung, und da ſeine Aufregung und fieberiſche Unruhe dem Schreck gewichen war, fühlte auch er Kälte und Müdigkeit, und kroch in ſeine Schieblade.

Dießmal gelang es ihm einzuſchlafen, und er erwachte erſt ſpät am andern Morgen. Er ſtand auf, und es war ihm beinahe fatal, daß er ſeine Hauſirerkleider wieder anlegen, und auf den Handel gehen ſollte. Es ſchien, als habe die Zärtlichkeit, die Mariamne ihm

einflößte, ſeinen Handelsgeiſt getödtet; ſein Trödelgenie, das ehemals nach allem möglichen Beſitze ſtrebte, und nicht den geringſten Plunder ausſchloß, ſchwärmte jetzt nur für den Beſitz der Geliebten, und war für alles andere gleichgültig. Wirklich dachte er ernſtlich daran, ſeine Schabbeskleider wieder anzulegen, und zu Mariamne zu gehen. Aber dies war platterdings unmöglich.

„Es iſt heute Sonntag;“ dachte er, „wo jeder Chriſt ſeine Feierkleider trägt. Der Rabbi hat geſehen, wie der Maler mich beſtellt hat. Geh ich nun heut zu dem Rabbi, mache keine Geſchäfte, und trage meine Schabbeskleider, ſo könnte er auf den Gedanken kommen, ich will, Gott bewahre, ein Chriſt werden.“

Während er noch unentſchloſſen daſtand, trat ſein Vater eiligſt in's Zimmer, und es begab ſich ein kleiner Auftritt zwiſchen Vater und Sohn, der zwar an ſich ſehr unbedeutend war, aber dieſem ſeinen ganzen Trödelſtolz und Hauſirerbewußtſein zurückgab.

V.

Der Gaſt.

Nach der nächtlichen Störung, welche der reiche Israel ſeinem Sohne verdankte, hatte er gleich am frühen Morgen einen neuen Verdruß. Der erſte Fremde, der zu ihm kam, war kein Kundmann, mit dem er Geſchäfte machen konnte; ſondern ein Gaſt oder Bettler, der einen Almoſen verlangte.

Gaſt und Bettler iſt bei den Juden gleichbedeutend. Der Jude iſt ſo ſtolz auf Haus und Heerd, daß nur Armuth ihn bewegen kann, bei ſeinen Glaubensbrüdern zu Gaſte zu gehen. Auch ſind die Gäſte oder fahrende Bettler gewöhnlich arme Rabbinen ohne Anſtellung, oder Talmudſchüler, welche neben der Gaſtfreundſchaft, die man ihnen erweiſet, auch auf eine kleine Gabe Anſpruch machen. Für Beides danken ſie, indem ſie ihre talmudiſche Weisheit auskramen, oder, wie es bei den Juden heißt: indem ſie „ein Wörtchen ſagen.“ Der jüdiſche Geiſt beſchäftigt ſich alſo nicht nur mit den kleinlichſten Spitzfindigkeiten, er geht vielmehr betteln im ſtrengſten Sinne des Wortes.

Der junge Gaſt, welcher bei dem reichen Israel bettelte, war ein Talmudſchüler, der in den hebräiſchen Schriften ziemlich bewandert ſchien. Vergebens aber bot er heut ſeine Weisheit auf, und verſchwendete alle möglichen Wörtchen, um eine kleine Gabe zu erlangen. — Der reiche Israel pflegte ſonſt mit Almoſen nicht

zu kargen; aber heute wollte er ſich die Woche nicht verderben, und Geld verſchenken, ehe er welches verdient hatte.

Als der junge Gaſt ſah, daß alle ſeine Bemühungen vergeblich blieben, ſprach er: „Ihr ſollt mir nichts geben, und obendrein ſage ich Euch noch ein Wörtchen, worüber Ihr eine große Freude haben werdet.“

„Laßt hören!“ verſetzte der reiche Israel. —

„Der Talmud ſagt: Ein fauler Bote iſt ein halber Prophet. — Wie iſt das zu verſtehen und was bedeutet das? — Eines Tages trafen ſich zwei Boten auf derſelben Straße, und hatten einen Weg zu einem und demſelben Herrn. Aber der eine Bote war müde und erſchöpft von den Anſtrengungen des vorigen Tages, und hatte die vergangene Nacht wenig geſchlafen. Er konnte daher nicht gleichen Schritt halten mit dem anderen, welcher die Nacht zuvor gut geſchlafen hatte, und munter und rüſtig war. Da ſprach der muntere Bote zu dem trägen. „Beſchleunige deine Schritte, denn, wenn wir an Ort und Stelle ſind, wird gewiß ein jeder von uns einen Becher guten Weines erhalten.“ — Der Träge aber ſprach: „Wir werden auch nicht einen Tropfen Waſſer bekommen, um unſere Lippen zu netzen.“ — Als ſie nun an Ort und Stelle waren, und ihre Botſchaft verrichtet hatten, erhielten ſie weder einen Becher Wein, noch einen Tropfen Waſſer, um ſich die Lippen zu netzen. Da ſprach der muntere Bote zu dem Trägen. „Du biſt ein Prophet.“ — „Das bin ich nicht;“ antwortete der Träge, „denn ſo ſprach ich nicht im Geiſte, ſondern, weil es mir um deine Geſellſchaft zu thun war, ſuchte

ich dir eine falſche Hoffnung zu benehmen, welche deine Schritte beflügelte.“ — „Aber du haſt doch wahr geſagt?“ — „Ja, denn der Rabbi Ruben Ben Jochiel wohnt in einer Wüſte. Ich weiß, das Waſſer in der Wüſte theuer iſt, um wie viel theurer alſo iſt der Wein.“ — Ein andermal trafen ſich beide Boten wieder, und hatten wieder einen Weg zu demſelben Herrn. Aber ihr Weg ging diesmal nicht durch eine Wüſte, ſondern nach einer großen Stadt, zu einem reichen Manne, und der Bote, welcher damals träge war, hatte diesmal die Nacht gut geſchlafen, und war munter und rüſtig, der andere hingegen war erſchöpft von den Anſtrengungen des vorigen Tages, und hatte die Nacht nicht geſchlafen. Da ſprach der Bote, der heute munter war, zu ſeinem Gefährten: „Beſchleunige deine Schritte, denn, wenn wir an Ort und Stelle ſind, werden wir gewiß ein gutes Trinkgeld bekommen.“ Der Bote aber, welcher heute träge war, antwortete: „Wir werden auch nicht einen rothen Heller ſehen, um ihn in die Taſche zu ſtecken.“ Als ſie an Ort und Stelle waren, bekamen ſie weder ein gutes Trinkgeld, noch einen rothen Heller, und der Bote, welcher heute munter war, ſprach zu ſeinem Gefährten: — „Du biſt ein Prophet.“ — „Das bin ich nicht, denn ich habe nicht im Geiſte geſprochen, ſondern es war mir um deine Geſellſchaft zu thun. Deshalb nahm ich dir eine Hoffnung, welche deine Schritte beflügelte.“ — „Aber du haſt doch wahr geſagt? — „Ja! du wußteſt, daß Rabbi Ruben Ben Jochiel, zu den wir damals gingen, in einer Wüſte wohnte

und ich kannte den Herrn, zu dem wir heute gingen: den reichen Israel Levin. Die Wüste hat nur dürren Sand, und kein Tropfen Waſſer iſt in derſelben zu finden. Der reiche Israel Levin hingegen hat Geld, wie Sand in der Wüſte, allein das Herz dieſes Menſchen iſt dürrer als brennender Sand, und wenn du den Sand der Wüſte auspreſſen willſt, in der Hoffnung, einen Tropfen Waſſer zu gewinnen; ſo iſt dieſe Hoffnung ſicherer, als wenn du denkſt, von dem reichen Israel einen rothen Heller zu beſehen, den du in die Taſche ſtecken kannſt."

Nach dieſen Worten wollte ſich der junge Gaſt aus dem Staube machen. Allein der reiche Israel nahm dieſes Wörtchen keineswegs übel, vielmehr fühlte er ſich geſchmeichelt, weil es hieß: Der reiche Israel hat Geld, wie Sand in der Wüſte. Er rief den jungen Gaſt zurück, und gab ihm einen halben polniſchen Gulden, damit er dieſe Geſchichte aller Welt erzählen möge.

„Dieß gebe ich Euch;" ſprach er, „nicht, weil ich Mitleid mit Euch habe, ſondern, weil mir dies Wörtchen gefällt. Mehr wie einen halben Gulden kann ich nicht geben für ein gutes Wörtchen. Warum? Ich bin nur ein polniſcher Jude. Wäre ich aber Friedrich der Große, ſo würde ich Euch machen zu einem Lieutenant."

Der junge Gaſt bedankte ſich und ging; aber den reichen Israel verdroß dennoch der halbe polniſche Gulden; er ging daher zu ſeinen Sohn, um ſeinen Aerger auszulaſſen.

Er fand hiezu die beſte Gelegenheit, denn Schief-

Levinche war noch nicht angekleidet. „Was iſt dermehr mit dir?“ begann er. „Bei Tag und bei Nacht ſtehſt du im bloſſen Hemde.“

— „Vaterlieb! Das ſchadet mir nichts, ich kann das vertragen.“

— „Es iſt aber halb neun Uhr, du mußt doch zu dem Maler gehen.“

— „Nun, ich gehe ſchon!“

— „Wie heißt du gehſt ſchon? Willſt du ſo über die Straße gehen?“

— „Ja, die Geſchäfte, die ich mit dem Maler mache, ſind der Mühe werth, daß ich mich deshalb ankleide. Er braucht hundert Louisd'or ſagt er. Wenn ich ihm fünf gebe, wird er zufrieden ſein.“

„Nun bleib nur zu Hauſe;“ rief der reiche Israel. „Du biſt auch ein fauler Bote, welcher wahrſagt. Du wirſt keine Geſchäfte machen heut; und keine Geſchäfte die ganze Woche.“

— „Wie heißt? Ich werde keine Geſchäfte machen? Ich bin Schief-Levinche, und wenn ich noch ſo ſehr ein fauler Bote bin, mache ich doch gute Geſchäfte.“

— „Ich ſage dir, du wirſt heut keine Geſchäfte machen, und die ganze Woche nicht, denn es iſt eine unglückliche Woche.“

— „Und ich ſage dem Vater, ich mache heute gute Geſchäfte, und mache die ganze Woche gute Geſchäfte, denn ich bin Schief-Levinche.“

Dieſe Worte wiederholten Vater und Sohn unaufhörlich mit immer größerem Eifer, bis Schief-

Levinche ſich in die Kleider geworfen hatte, und voll Verdruß das Haus verließ, aber mit dem feſten Vorſatz, ſeinem Vater Lüge zu ſtrafen. —

VI.

Das Attelier.

Anderſen bewohnte vier Gemächer im Vordergebäude des geiſtlichen Hauſes, welche ſämmtlich reich ausgeſchmückt und elegant meublirt waren. Schief-Levinche wurde in's Attelier geführt und erſtaunte nicht wenig über die vielen ſchönen Bilder, in prachtvollen, goldenen Rahmen.

Eines derſelben feſſelte die Aufmerkſamkeit des kleinen Hauſirers ganz beſonders. Es war das lebensgroße Portrait einer pariſer Schauſpielerin, welche ſich einſt durch ihr Talent eben ſo berühmt gemacht hatte, wie durch ihre unzähligen Liebſchaften. Auch Anderſen hatte in ſeiner Jugend dieſer reizenden Perſon eine vorübergehende Zuneigung gewidmet, und aus Dankbarkeit für ihre Gegengunſt hatte er ſie gemalt.

Im Schäferkoſtum, nach damaliger Mode, den kleinen Strohhut auf der ungeheuren gepuderten Friſur, voll Blumen und Perlen, in einem geblümten Reifrock voll

Schleifen, Roſetten und Litzen, die Lilien und Roſen ihres Antlitzes durch Schönpflästerchen gehoben, trat ſie aus einer mit blühenden Schlingpflanzen umrankten Hütte. In der einen Hand hielt ſie den, mit bunten Bändern umwundenen Schäferſtab, mit der anderen führte ſie ein milchweißes Lämmchen an einem purpurrothen Bande. Ihre Füßchen waren von ſcharlachrothen Pantöffelchen mit hohen Abſätzen knapp umſchloſſen. Der rechte ſtand noch auf der Schwelle, der andere betrat einen blumenreichen Raſen. Das Bild war entſetzlich geziert und überladen. Wie konnte das auch anders ſein? Ein phantaſieloſer Maler hatte alle Magazine der Putz-, Mode- und Geſchmeidehändler ausgeplündert, um ſeiner Herzenskönigin in allen Farben und Nuancen zu huldigen, und die zahlloſen kleinen Einzelheiten waren mit merkwürdigem Fleiße ausgeführt; hinſichtlich der, bis zur äußerſten Buntheit gehäuften Farbeneffecte, hatte der verliebte Künſtler faſt das Unmögliche geleiſtet. — Freilich ſtand die Dauer ſeines Liebesglückes in keinem Verhältniß zu der Zeit, welche die Vollendung ſolch eines Bildes ihm koſtete. Dafür iſt aber auch der Kunſtfleiß eines deutſchen Malers ausdauernder, als die verliebte Laune einer pariſer Couliſſenheldin. Eh Anderſen mit ihrem Bilde fertig wurde, hatte ſie drei, vier mal ihre Liebhaber gewechſelt, und dachte nicht mehr an den Maler, der mit deutſchem Fleiß und deutſcher Treue ihr Bild vollendete, — um ſich nie davon zu trennen. Er nahm es auf allen ſeinen Reiſen mit, und in der That diente es, ihn zu empfehlen und darzuthun, was er als Portraitmaler zu leiſten vermogte.

Levinche ſich in die Kleider geworfen hatte, und voll Verdruß das Haus verließ, aber mit dem feſten Vorſatz, ſeinem Vater Lüge zu ſtrafen. —

VI.

Das Attelier.

Anderſen bewohnte vier Gemächer im Vordergebäude des geiſtlichen Hauſes, welche ſämmtlich reich ausgeſchmückt und elegant meublirt waren. Schief-Levinche wurde in's Attelier geführt und erſtaunte nicht wenig über die vielen ſchönen Bilder, in prachtvollen, goldenen Rahmen.

Eines derſelben feſſelte die Aufmerkſamkeit des kleinen Hauſirers ganz beſonders. Es war das lebensgroße Portrait einer pariſer Schauſpielerin, welche ſich einſt durch ihr Talent eben ſo berühmt gemacht hatte, wie durch ihre unzähligen Liebſchaften. Auch Anderſen hatte in ſeiner Jugend dieſer reizenden Perſon eine vorübergehende Zuneigung gewidmet, und aus Dankbarkeit für ihre Gegengunſt hatte er ſie gemalt.

Im Schäferkoſtum, nach damaliger Mode, den kleinen Strohhut auf der ungeheuren gepuderten Friſur, voll Blumen und Perlen, in einem geblümten Reifrock voll

Schleifen, Roſetten und Litzen, die Lilien und Roſen ihres Antlitzes durch Schönpflästerchen gehoben, trat ſie aus einer mit blühenden Schlingpflanzen umrankten Hütte. In der einen Hand hielt ſie den, mit bunten Bändern umwundenen Schäferſtab, mit der anderen führte ſie ein milchweißes Lämmchen an einem purpurrothen Bande. Ihre Füßchen waren von ſcharlachrothen Pantöffelchen mit hohen Abſätzen knapp umſchloſſen. Der rechte ſtand noch auf der Schwelle, der andere betrat einen blumenreichen Raſen. Das Bild war entſetzlich geziert und überladen. Wie konnte das auch anders ſein? Ein phantaſieloſer Maler hatte alle Magazine der Putz-, Mode- und Geſchmeidehändler ausgeplündert, um ſeiner Herzenskönigin in allen Farben und Nuancen zu huldigen, und die zahlloſen kleinen Einzelheiten waren mit merkwürdigem Fleiße ausgeführt; hinſichtlich der, bis zur äußerſten Buntheit gehäuften Farbeneffecte, hatte der verliebte Künſtler faſt das Unmögliche geleiſtet. — Freilich ſtand die Dauer ſeines Liebesglückes in keinem Verhältniß zu der Zeit, welche die Vollendung ſolch eines Bildes ihm koſtete. Dafür iſt aber auch der Kunſtfleiß eines deutſchen Malers ausdauernder, als die verliebte Laune einer pariſer Couliſſenheldin. Eh Anderſen mit ihrem Bilde fertig wurde, hatte ſie drei, vier mal ihre Liebhaber gewechſelt, und dachte nicht mehr an den Maler, der mit deutſchem Fleiß und deutſcher Treue ihr Bild vollendete, — um ſich nie davon zu trennen. Er nahm es auf allen ſeinen Reiſen mit, und in der That diente es, ihn zu empfehlen und darzuthun, was er als Portraitmaler zu leiſten vermogte.

zu kargen; aber heute wollte er ſich die Woche nicht verderben, und Geld verſchenken, ehe er welches verdient hatte.

Als der junge Gaſt ſah, daß alle ſeine Bemühungen vergeblich blieben, ſprach er: „Ihr ſollt mir nichts geben, und obendrein ſage ich Euch noch ein Wörtchen, worüber Ihr eine große Freude haben werdet.“

„Laßt hören!“ verſetzte der reiche Israel. —

„Der Talmud ſagt: Ein fauler Bote iſt ein halber Prophet. — Wie iſt das zu verſtehen und was bedeutet das? — Eines Tages trafen ſich zwei Boten auf derſelben Straße, und hatten einen Weg zu einem und demſelben Herrn. Aber der eine Bote war müde und erſchöpft von den Anſtrengungen des vorigen Tages, und hatte die vergangene Nacht wenig geſchlafen. Er konnte daher nicht gleichen Schritt halten mit dem anderen, welcher die Nacht zuvor gut geſchlafen hatte, und munter und rüſtig war. Da ſprach der muntere Bote zu dem trägen. „Beſchleunige deine Schritte, denn, wenn wir an Ort und Stelle ſind, wird gewiß ein jeder von uns einen Becher guten Weines erhalten.“ — Der Träge aber ſprach: „Wir werden auch nicht einen Tropfen Waſſer bekommen, um unſere Lippen zu netzen.“ — Als ſie nun an Ort und Stelle waren, und ihre Botſchaft verrichtet hatten, erhielten ſie weder einen Becher Wein, noch einen Tropfen Waſſer, um ſich die Lippen zu netzen. Da ſprach der muntere Bote zu dem Trägen. „Du biſt ein Prophet.“ — „Das bin ich nicht;“ antwortete der Träge, „denn ſo ſprach ich nicht im Geiſte, ſondern, weil es mir um deine Geſellſchaft zu thun war, ſuchte

— „Wenn ich mir weniger Mühe gebe als hiebei, wird das Bild für ihn auch noch gut genug ſein.“

— „Verzeihen Eure Gnaden! hier ſind Bilder ohne Arme und Beine; andere ſind wieder zu klein. Wenn ich meine Braut malen laſſe, ſo will ich ſie haben mit Armen und Beinen, und ſo groß, wie ſie iſt.“

— „Er meint ganze Figur und Lebensgröße.“

— „Ja! Aber es muß ſein Alles ſo natürlich, daß ich glaube, meine Mariamne tritt mir entgegen, gerade ſo, wie dieſe ſchöne Perſon, daß man ſchwören muß, ſie lebt.“

— „Habe er keine Sorge, ich verſtehe zu malen. Aber was wendet er an das lebensgroße Bild ſeiner Braut?“

— „Wie heißt, was ich daran wende? Ich wende daran, was es koſtet!“

— „Hat er mir die hundert Louisd'or mitgebracht, wovon wir geſtern ſprachen?“ —

— „Ja! Eure Gnaden, hundert Louisd'or auf zwei Monate.“

— „So zähle er mir das Geld auf, und er hat das Portrait ſeiner Braut im Voraus bezahlt.“

Schief-Levinche machte vor Schreck eine Capriole. „Hundert Louisd'or!“ rief er. „Höre Volk Israel. Hundert Louisd'or für ein Bild!“

— „Nun! Was ſoll's?“

— „Wie können Eure Gnaden fodern hundert Louisd'or!“

— „Dummer Jude! Die Kunſt muß bezahlt werden.“

— „Eure Gnaden ſind ſehr klug. Es iſt ſehr klug von einem Maler, daß er ſagt: „die Kunſt muß bezahlt werden.“ Aber der Jude iſt doch noch klüger.“

— „Wie ſo?“

— „Der Jude bezahlt die Kunſt nicht. Ich behalte meine hundert Louisd'or; ich laſſe meine Braut nicht malen.“

„Wie er will!“ entgegnete Anderſen verdrießlich. „Kommen wir zur Hauptſache. Hat er mir Geld mitgebracht.“

„Ja! Eure Gnaden, hundert Louisd'or auf zwei Monate. Was können mir Eure Gnaden für Sicherheit geben?“

— „Einen Wechſel!“

— „Was thue ich mit einem Wechſel, ein Wechſel iſt keine Sicherheit.“

Anderſen zeigte ihm den Brief des Dechanten, aus welchem ſich ergab, daß er nach Vollendung des Altarbildes 300 Louisd'or zu fodern habe, und verſchiedene andere Schriften und ſchriftliche Beſtellungen auf Portraits, welche hinreichend darthaten, daß ſeine Geldverlegenheit nur eine augenblickliche ſei. Indeſſen Schief-Levinche blieb dabei: „Ein Wechſel iſt keine Sicherheit. Eure Gnaden ſind hier fremd. Sie können abreiſen wann ſie wollen. Ich weiß, Sie werden es nicht thun, aber, was nutzt mir dann mein Wechſel? Zwei Monate iſt eine lange Zeit. Eure Gnaden können inzwiſchen ſterben; Eure Gnaden können krank werden; Eure Gnaden können bekommen einen ſchlimmen Finger, daß Sie nicht können malen.“

„Mach er's kurz Jude! Was verlangt er von mir.“

„Ein Unterpfand! Eure Gnaden haben ſchöne Ringe, ſchöne Uhren, ſchöne Bruſtnadeln!“ Er ſprach nicht weiter, denn der zornige Maler verſetzte ihm einen derben Fußtritt mit den Worten: „Da hat er ein Unterpfand.“

Schief-Levinche war der Mißhandlungen gewohnt, er rieb ſich die getretene Stelle und fragte? „Verzeihen Eure Gnaden, iſt das ein Unterpfand, worauf ich leihen ſoll Geld?“

„Wenn es ihm nicht gut genug iſt, kann er beſſere bekommen.“

„Incomodiren Sie ſich nicht. Als das ſein ſoll ein Unterpfand, gebe ich lieber Geld auf Wechſel.“

„Das dachte ich wohl,“ verſetzte Anderſen. „Auf ſolche Weiſe muß man einen Juden zur Raiſon bringen.“ Er eilte den Wechſel auszuſtellen, und reichte ihn Schief-Levinche, der ihn einer ſorgfältigen Prüfung unterwarf, und hierauf ſagte: „Das Wechſelchen will ich bezahlen. Aber was ſoll ich machen mit dem Unterpfand. Ich kann doch nicht behalten Wechſel und Pfand. Das Pfand will ich Eure Gnaden zurückgeben! Haben Sie die Güte und nehmen Sie in Empfang;“ Und im ganzen Geſichte lächelnd erhob er ſich auf ſeinem größeren rechten Fuße und ſtreckte den kleineren linken, drohend gegen Anderſen aus.

Zu einem Spaße aber gehören zwei, einer der ihn macht und einer der ihn verſteht. Den ſtolzen Maler verdroß der freche Scherz, und Schief-Levinche bekam eine ſo derbe Ohrfeige, daß er dießmal laut weinte. „Weihgeſchrieen! was ſind Eure Gnaden für ein

Levinche ſich in die Kleider geworfen hatte, und voll Verdruß das Haus verließ, aber mit dem feſten Vorſatz, ſeinem Vater Lüge zu ſtrafen. —

VI.

Das Attelier.

Anderſen bewohnte vier Gemächer im Vordergebäude des geiſtlichen Hauſes, welche ſämmtlich reich ausgeſchmückt und elegant meublirt waren. Schief-Levinche wurde in's Attelier geführt und erſtaunte nicht wenig über die vielen ſchönen Bilder, in prachtvollen, goldenen Rahmen.

Eines derſelben feſſelte die Aufmerkſamkeit des kleinen Hauſirers ganz beſonders. Es war das lebensgroße Portrait einer pariſer Schauſpielerin, welche ſich einſt durch ihr Talent eben ſo berühmt gemacht hatte, wie durch ihre unzähligen Liebſchaften. Auch Anderſen hatte in ſeiner Jugend dieſer reizenden Perſon eine vorübergehende Zuneigung gewidmet, und aus Dankbarkeit für ihre Gegengunſt hatte er ſie gemalt.

Im Schäferkoſtum, nach damaliger Mode, den kleinen Strohhut auf der ungeheuren gepuderten Friſur, voll Blumen und Perlen, in einem geblümten Reifrock voll

„Ich muß aber doch auch etwas ſchriftlich haben!“ fuhr Schief-Levinche dem unerachtet fort.

— „Nein! dergleichen ſtelle ich nicht ſchriftlich aus.“

— „Was thun Eure Gnaden damit? Bei mir ſieht es Niemand. Und wie lange dauert es, haben Eure Gnaden es wieder eingelöſt.“

Wie ſchimpflich es auch Anderſen erſchien, für zweimonatliche Zinſen von hundert Louisd'or ein lebensgroßes Bild zu verſprechen, ſo erreichte er dadurch ſeine Wünſche doch. Er bedurfte des Geldes ſehr dringend, und zugleich lag ihm an dem Modell zu ſeiner heiligen Jungfrau. Er ſäumte daher nicht, den Contract aufzuſetzen und doppelt auszufertigen, und als Schief-Levinche ſeinerſeits Schwierigkeiten machte, zu unterzeichnen, verſetzte er:

„Obſchon er mir als ehrlich empfohlen iſt, halte ich dieſe Vorſicht nicht für überflüſſig, er könnte Luſt zu den anderen hundert Louisd'or bekommen, und mir ſo viel Hinderniſſe in den Weg legen, daß ich das Bild zur geſetzten Zeit nicht vollenden kann.“

Schief-Levinche konnte dawider nichts einwenden, unterzeichnete, und zählte das Geld auf.

„Das ſind erſt ſechs und neunzig Louisd'or!“ rief Anderſen.

„Verzeihen Eure Gnaden,“ ſchmunzelte Schief-Levinche: „Ein Louisd'or geht ab für den Patſch. Es iſt Schmerzensgeld.“

„So fehlen immer noch drei!“

„Verzeihen Eure Gnaden! ich habe bekommen einen

Patſch, der mir kurirt hat mein zart Gehör, ich muß einen Doctor annehmen, der mir mein Ohr courirt.“

— „Und die anderen zwei Louisd'or?“

— „Der dritte iſt für den Fußtritt,“ verſetzte Schief-Levinche immer dreiſter.

— „Und der Letzte?“

„Den bekommt der Wundarzt für eine Bandage. Eure Gnaden haben mir einen Bruch getreten.“

Haſtig ſtrich Anderſen das Geld ein. „Er iſt ein gefährlicher Gauner und man muß auf ſeiner Hut ſein, wenn man es mit ihm zu thun hat. Jetzt packe er ſich und komme er morgen um dieſe Zeit mit ſeiner Braut.“

„Verzeihen Eure Gnaden! meine Braut iſt eine Rabbinerstochter, die zu keinem Chriſten in's Haus geht. Am allerwenigſten aber kann ſie hieher kommen, denn dies iſt ein geiſtliches Haus.“

— „Hölle und Teufel! So muß ich zu ihr gehen?“

— „Verzeihen Eure Gnaden! der Vater meiner Braut iſt ein Rabbiner, zu dem kein Chriſt in's Haus kommen darf.“

— „Dummkopf! wie ſoll ich ſeine Braut denn malen?“

— „In meinem Hauſe.“

— „Hat er auch helle Zimmer?“

— „Ich habe alles. Fragen Eure Gnaden wonach Sie wollen, ich habe alles. — Helle Zimmer? — Ich habe helle Zimmer.“

Sie trennten ſich, beide höchſt zufrieden mit einander, und Schief-Levinche ſprach draußen triumphirend: „Der Vater ſoll mir nur noch einmal ſagen, ich mache

keine gute Geſchäfte. Ich verdiene einen Louisd'or in der Geſchwindigkeit, mit der man einen Patſch kriegt, und obendrein bekomme ich ein großes Bild von meiner Mariamnelieb, mit einem großen goldenen Ramen."

Nicht minder einträchliche Geſchäfte machte Schief-Levinche noch im Laufe des Tages und des Abends, denn Sonntags beſuchte er die Wirthshäuſer, die ſeine Glaubensgenoſſen inne hatten, und unterſtützte die Geſchäfte derſelben mit Schleichhändlern und Dieben, durch beträchtliche Darlehne.

VII.

Das Portrait.

Schief-Levinche wunderte ſich nicht wenig über die Anſtalten, welche der Maler zu treffen für gut fand. Er ſuchte ſich das hellſte Zimmer im Hauſe aus, verhing in demſelben alle Fenſter, bis auf eins, und vor dieſes mußte Mariamne in ihrem gelben, violett- und brauncarrirtem Kleide, mit bloſſen Armen und Schultern hintreten, um das volle Licht zu empfangen, während hinter ihr, um die nöthigen Lokaltöne hervorzubringen, ein bläulicher Teppich aufgehängt wurde.

— „Eure Gnaden ſind ſehr klug. Es iſt ſehr klug von einem Maler, daß er ſagt: „die Kunſt muß bezahlt werden.“ Aber der Jude iſt doch noch klüger.“

— „Wie ſo?“

— „Der Jude bezahlt die Kunſt nicht. Ich behalte meine hundert Louisd'or; ich laſſe meine Braut nicht malen.“

„Wie er will!“ entgegnete Anderſen verdrießlich. „Kommen wir zur Hauptſache. Hat er mir Geld mitgebracht.“

„Ja! Eure Gnaden, hundert Louisd'or auf zwei Monate. Was können mir Eure Gnaden für Sicherheit geben?“

— „Einen Wechſel!“

— „Was thue ich mit einem Wechſel, ein Wechſel iſt keine Sicherheit.“

Anderſen zeigte ihm den Brief des Dechanten, aus welchem ſich ergab, daß er nach Vollendung des Altarbildes 300 Louisd'or zu fodern habe, und verſchiedene andere Schriften und ſchriftliche Beſtellungen auf Portraits, welche hinreichend darthaten, daß ſeine Geldverlegenheit nur eine augenblickliche ſei. Indeſſen Schief-Levinche blieb dabei: „Ein Wechſel iſt keine Sicherheit. Eure Gnaden ſind hier fremd. Sie können abreiſen wann ſie wollen. Ich weiß, Sie werden es nicht thun, aber, was nutzt mir dann mein Wechſel? Zwei Monate iſt eine lange Zeit. Eure Gnaden können inzwiſchen ſterben; Eure Gnaden können krank werden; Eure Gnaden können bekommen einen ſchlimmen Finger, daß Sie nicht können malen.“

„Mach er's kurz Jude! Was verlangt er von mir.“

„Ein Unterpfand! Eure Gnaden haben ſchöne Ringe, ſchöne Uhren, ſchöne Bruſtnadeln!“ Er ſprach nicht weiter, denn der zornige Maler verſetzte ihm einen derben Fußtritt mit den Worten: „Da hat er ein Unterpfand.“

Schief-Levinche war der Mißhandlungen gewohnt, er rieb ſich die getretene Stelle und fragte? „Verzeihen Eure Gnaden, iſt das ein Unterpfand, worauf ich leihen ſoll Geld?“

„Wenn es ihm nicht gut genug iſt, kann er beſſere bekommen.“

„Incomodiren Sie ſich nicht. Als das ſein ſoll ein Unterpfand, gebe ich lieber Geld auf Wechſel.“

„Das dachte ich wohl,“ verſetzte Anderſen. „Auf ſolche Weiſe muß man einen Juden zur Raiſon bringen.“ Er eilte den Wechſel auszuſtellen, und reichte ihn Schief-Levinche, der ihn einer ſorgfältigen Prüfung unterwarf, und hierauf ſagte: „Das Wechſelchen will ich bezahlen. Aber was ſoll ich machen mit dem Unterpfand. Ich kann doch nicht behalten Wechſel und Pfand. Das Pfand will ich Eure Gnaden zurückgeben! Haben Sie die Güte und nehmen Sie in Empfang;“ Und im ganzen Geſichte lächelnd erhob er ſich auf ſeinem größeren rechten Fuße und ſtreckte den kleineren linken, drohend gegen Anderſen aus.

Zu einem Spaße aber gehören zwei, einer der ihn macht und einer der ihn verſteht. Den ſtolzen Maler verdroß der freche Scherz, und Schief-Levinche bekam eine ſo derbe Ohrfeige, daß er dießmal laut weinte. „Weihgeſchrieen! was ſind Eure Gnaden für ein

unbarmherziger Cavalier, daß Sie ſchlagen und treten einen armen Juden, der Ihnen Geld anbietet mit einem kleinen Spaß."

„Auch im Scherze laſſe ich mir keine Fußtritte anbieten," zürnte Anderſen, „und am wenigſten von einem Juden."

„Gott! Eure Gnaden," weinte Schief-Levinche. „Sie ſollen haben hundert Louisd'or auf Wechſel, und ich will keine Intereſſen, aber Sie ſollen malen meine Braut."

Anderſen beruhigte ſich mit einem Male wieder.

Schief-Levinche fuhr fort: „Aber das Bild muß in zwei Monaten fertig ſein."

— „In zwei Wochen!"

— „Und es muß ein gutes Bild ſein."

— „Was denkt er von mir?"

— „Wollen ſich Eure Gnaden zu einer Geldbuße verſtehen, wenn das Bild in vierzehn Tagen nicht fertig iſt, oder unähnlich wird?"

— „Zu jeglicher."

— „In dieſem Falle alſo wollen mir Eure Gnaden noch hundert Louisd'or ſchuldig ſein?"

— „Meinetwegen!"

— „Ferner verpflichten ſich Eure Gnaden mir zu dem Bilde auch einen ſchönen goldenen Rahmen zu liefern!"

„Es ſei;" verſetzte Anderſen, „aber dies iſt das letzte, was ich bewillige. Seine Braut iſt ſchön, es macht mir Spaß ſie zu malen. Doch er iſt auf dem beſten Wege, ſich und mir den Spaß zu verleiden."

„Ich muß aber doch auch etwas ſchriftlich haben!“ fuhr Schief-Levinche dem unerachtet fort.

— „Nein! dergleichen ſtelle ich nicht ſchriftlich aus.“

— „Was thun Eure Gnaden damit? Bei mir ſieht es Niemand. Und wie lange dauert es, haben Eure Gnaden es wieder eingelöſt.“

Wie ſchimpflich es auch Anderſen erſchien, für zweimonatliche Zinſen von hundert Louisd'or ein lebensgroßes Bild zu verſprechen, ſo erreichte er dadurch ſeine Wünſche doch. Er bedurfte des Geldes ſehr dringend, und zugleich lag ihm an dem Modell zu ſeiner heiligen Jungfrau. Er ſäumte daher nicht, den Contract aufzuſetzen und doppelt auszufertigen, und als Schief-Levinche ſeinerſeits Schwierigkeiten machte, zu unterzeichnen, verſetzte er:

„Obſchon er mir als ehrlich empfohlen iſt, halte ich dieſe Vorſicht nicht für überflüſſig, er könnte Luſt zu den anderen hundert Louisd'or bekommen, und mir ſo viel Hinderniſſe in den Weg legen, daß ich das Bild zur geſetzten Zeit nicht vollenden kann.“

Schief-Levinche konnte dawider nichts einwenden, unterzeichnete, und zählte das Geld auf.

„Das ſind erſt ſechs und neunzig Louisd'or!“ rief Anderſen.

„Verzeihen Eure Gnaden,“ ſchmunzelte Schief-Levinche: „Ein Louisd'or geht ab für den Patſch. Es iſt Schmerzensgeld.“

„So fehlen immer noch drei!“

„Verzeihen Eure Gnaden! ich habe bekommen einen

Patſch, der mir ledirt hat mein zart Gehör, ich muß einen Doctor annehmen, der mir mein Ohr courirt.“

— „Und die anderen zwei Louisd'or?“

— „Der dritte iſt für den Fußtritt,“ verſetzte Schief-Levinche immer dreiſter.

— „Und der Letzte?“

„Den bekommt der Wundarzt für eine Bandage. Eure Gnaden haben mir einen Bruch getreten.“

Haſtig ſtrich Anderſen das Geld ein. „Er iſt ein gefährlicher Gauner und man muß auf ſeiner Hut ſein, wenn man es mit ihm zu thun hat. Jetzt packe er ſich und komme er morgen um dieſe Zeit mit ſeiner Braut.“

„Verzeihen Eure Gnaden! meine Braut iſt eine Rabbinerstochter, die zu keinem Chriſten in's Haus geht. Am allerwenigſten aber kann ſie hieher kommen, denn dies iſt ein geiſtliches Haus.“

— „Hölle und Teufel! So muß ich zu ihr gehen?“

— „Verzeihen Eure Gnaden! der Vater meiner Braut iſt ein Rabbiner, zu dem kein Chriſt in's Haus kommen darf.“

— „Dummkopf! wie ſoll ich ſeine Braut denn malen?“

— „In meinem Hauſe.“

— „Hat er auch helle Zimmer?“

— „Ich habe alles. Fragen Eure Gnaden wonach Sie wollen, ich habe alles. — Helle Zimmer? — Ich habe helle Zimmer.“

Sie trennten ſich, beide höchſt zufrieden mit einander, und Schief-Levinche ſprach draußen triumphirend: „Der Vater ſoll mir nur noch einmal ſagen, ich mache

keine gute Geſchäfte. Ich verdiene einen Louisd'or in der Geſchwindigkeit, mit der man einen Patſch kriegt, und obendrein bekomme ich ein großes Bild von meiner Mariamnelieb, mit einem großen goldenen Ramen.“

Nicht minder einträchtliche Geſchäfte machte Schief-Levinche noch im Laufe des Tages und des Abends, denn Sonntags beſuchte er die Wirthshäuſer, die ſeine Glaubensgenoſſen inne hatten, und unterſtützte die Geſchäfte derſelben mit Schleichhändlern und Dieben, durch beträchtliche Darlehne.

VII.

Das Portrait.

Schief-Levinche wunderte ſich nicht wenig über die Anſtalten, welche der Maler zu treffen für gut fand. Er ſuchte ſich das hellſte Zimmer im Hauſe aus, verhing in demſelben alle Fenſter, bis auf eins, und vor dieſes mußte Mariamne in ihrem gelben, violett- und brauncarrirtem Kleide, mit bloſſen Armen und Schultern hintreten, um das volle Licht zu empfangen, während hinter ihr, um die nöthigen Lokaltöne hervorzubringen, ein bläulicher Teppich aufgehängt wurde.

Schon am zweiten Tage war Anderſen mit ſeinem Carton zufrieden und am dritten fing er an zu malen. Schief-Levinche, der ab und zu nach Hauſe kam, um nach ſeiner Braut und dem Bilde zu ſehen, hatte jetzt häufiger Anlaß zu ſagen: „Gotteswunder! was Menſchenhände doch vermögen.“ Denn Anderſen gehörte zu den Malern, die keinen vergeblichen Pinſelſtrich machen. Künſtler, die ſich nicht durch ihre Genialität auszeichnen, haben ihre geringeren Fähigkeiten um ſo mehr ausgebildet, und was Anderſen an Phantaſie fehlte, erſetzte ſeine vollkommene Technik, ſeine reiche Erfahrung und ſein gebildeter Geſchmack. Er konnte nichts erfinden, war aber um ſo glücklicher in der Praxis.

Dießmal hatte er ein Modell, wie er es ſich nicht beſſer wünſchen konnte. Ein Modell voll Jugendpracht und weiblicher Anmuth. Die Vollkommenheit der Jugendblüthe hat etwas Göttliches, und die in zarter Regelmäßigkeit prangende Weiblichkeit etwas Heiliges. Auch war Mariamne fügſam und geduldig. Ihr Bräutigam und ihr Schwiegervater hatten ihr geſagt, ſie müſſe thun, was der Maler verlange, denn ein großes Stück Geld ſtände auf dem Spiele, und kein Gehorſam war zu ſchwer für ſie, ſie unterzog ſich willig jeder Mühe und Anſtrengung.

In den beiden erſten Tagen mußte ſie in einer faſt ſchwebenden Stellung, mit vor der Bruſt zuſammengefügten Händen und gen Himmel erhobenen Augen verweilen. Es giebt nichts ermüdenderes und angreifenderes als das; auch iſt es ohne häufige Unterbrechung faſt unmöglich. Mariamne ward bleich vor Mattigkeit

und Langerweile, ihre holden Züge entſtellten ſich. Aber wenn Anderſen ſagte: „Mariamne! Sie ſind zu ernſt;“ ſo lächelte ſie wieder. Wenn er ſagte: „Mariamne! Sie blicken trübe;“ ſo gewannen ihre Augen wieder Feuer und Glanz.

Als Anderſen mit der Zeichnung fertig war, durfte Mariamne freilich ſitzen. Er quälte ſie aber deshalb nicht minder, und ließ ſie ſitzen, ſitzen, bis ſie wieder bleich und leidend wurde. Denn für ein hiſtoriſches Bild war ſie faſt zu zierlich; — die Augenbrauen einer Madonna dürfen nicht zu fein gepinſelt ſein, ihre Lippen nicht ganz korallenroth, und ihre Wangen nicht ganz roſenfarb. In der That, Mariamne war zu ſehr Püppchen; doch ein Maler weiß ſich zu helfen. Wenn ſie recht matt und leidend wurde, dann erſt zeigte ſich auf's wunderbarſte die Zartheit und ſtrenge Regelmäßigkeit ihrer Züge; das Allzuzierliche verſchwand, und das Leidende in den feinen, jugendlichen Formen, gewann etwas Rührendes und Heiliges. — Je mehr ſie litt, deſto mehr begeiſterte ſie den Maler, und um ſo herrlicher und merkwürdiger ward das Bild. —

Aber Anderſen hatte Eile, und vierzehn Tage ſind eine geringe Friſt für ein lebensgroßes Portrait in ganzer Figur Er kam täglich und malte a la prime. Die Augen hatte er bis zuletzt geſpart, aber das Bild lebte und prangte ſchon ohne Augen. Endlich kamen auch dieſe an die Reihe, und Mariamne ſollte lächelnd und verzückt gen Himmel ſchauen. Allein ſie war zu erſchöpft und angegriffen und fing an zu weinen. —

fragte Andersen. „Giebt es davon eine ungefähre Beſchreibung.“

Mariamne war ſehr glücklich, wenn ſie wieder geben konnte, was ſie aus den Reden und den Studien ihres Vaters erlernt hatte: aber dieſe Frage ſetzte ſie in Verlegenheit. Wie ſollte ſie einem Chriſten, der ihres Glaubens ſpottete, und dem die heiligen Bücher der Juden völlig unbekannt waren, eine verſtändliche Beſchreibung vom Schooße Abrahams geben? Aber weiblicher Takt findet überall einen Ausweg, und ſie ſprach: „Ich will Ihnen etwas erzählen, damit Sie ſich einigermaßen einen Begriff davon machen können.“ und ſie begann:

VIII.

Ein jüdiſches Mährchen.

„Die Frömmigkeit des Rabbi Chanina Ben Dotha war ſo groß, daß die Seeligen in Abrahams Schooß ihre Freude daran hatten; allein er war arm, und hatte oft für ſich und ſeine Frau kaum den Biſſen trocknen Brodes. Ja oft mußten beide mit einem einzigen Laibe Brod die ganze Woche haushalten.

Ihn kümmerte das wenig, denn er lebte ganz seinen Büchern und Andachtsübungen. Aber Frummit, so hieß seine Gattin, stammte aus einer, vormals reichen Familie, und war eben so stolz auf ihre Abkunft, als auf die weit und breit berühmte Frömmigkeit ihres Gatten, und es verdroß sie, daß ihre Nachbarinnen besser als sie lebten, da sie weder Rabbinerfrauen, noch Töchter reicher Familien waren. — Wochentags, wenn sie nichts zu kochen hatte, diente die Frömmigkeit ihres Mannes ihr zum Vorwande, und sie sprach: „Mein Mann fastet von einem Sabbat zum anderen, und ist so strenge, daß ich nie vor Freitags etwas kochen darf. Nahte aber der Sabbat, so that sie sehr geschäftig, um die Nachbarinnen glauben zu machen, sie koche Wunder welch ein Mahl. — Sie machte ein großes Feuer an, daß die Funken zum Schlotte herausstoben, lief mit einem großen Korbe auf den Markt, fragte nach allem, ließ sich alles zeigen, und fand nichts was ihr anstand. Wenn sie dann heim kehrte, ohne etwas gekauft zu haben, so stellte sie sich vor die Thür und rief die Höker an, welche ihre Waaren durch die Straßen feil boten, mit denen sie es eben so machte, wie auf dem Markt. Den größten Theil des Schabbes aber stand sie vor der Thür und stocherte sich die Zähne, und wenn sich eine Nachbarin blicken ließ, so sprach sie: „Es giebt Menschen, die niemals Fleisch zwischen die Zähne kriegen, weil ihnen entweder die Zähne oder das Fleisch fehlt. Wer beides hat, muß Gott danken und sich die Zähne stochern.“

Es war an einem Freitag, und Frummit hatte ein

Feuer angemacht, daß eine dunkle Rauchwolke aus ihrem Schlotte, wie von dem Opferaltar Abels, gerade gen Himmel ſtieg. Ihre Hausthür war offen, und ſie hatte ſich dahinter verborgen, um die Nachbarinnen zu beobachten, und zu erlauſchen, was ſie wohl ſagen würden.

Dieſe ſprachen unter einander; „Unſere Rabbizin macht heut einen großen Schabbes.“

— „Wie ſie mir geſagt, hat ſie nur zwei Hühnchen und eine Torte, dazu braucht ſie ein ſolches Feuer nicht.“

„Die Hühnchen und die Torte ſind auch nur Gerüchte, die ihr zum Munde herausgehen, wovon aber auch kein Biſſen ihr zum Munde hineingeht. Und mit dem Feuer, da macht ſie uns nur einen blauen Dunſt vor.“

„Ich habe ſie nichts auf dem Markte kaufen ſehen.“

„Ich habe ſie nichts vor der Thüre kaufen ſehen.“

„Wovon ſoll ſie auch etwas kaufen, um Schabbes zu machen? Ihr Vater iſt arm geſtorben und ihr Mann hat nichts als ſeine Frömmigkeit.“

Frummit, die jedes Wort gehört hatte, eilte weinend vor Verdruß zu ihrem Manne, welcher in Erwartung des Sabbat ſich aller Gedanken entſchlagen, und ausgeſtreckt im bequemen Lehnſeſſel, ſich dem ſüßen Schlummer überlaſſen hatte.

Dreimal mußte ſie ihn rütteln, eh er erwachte und fragte: „Weib! warum rüttelſt du mich!“

— „Wir können nicht länger unſere Armuth verbergen, alle Kunſtgriffe, deren ich mich bis heute bediente, ſind entdeckt.“

— „Liebes Weib! wir müſſen unſere Noth ertragen, ſo lange Gott es will.“

— „Gott iſt dir gnädig und erhört alle deine Gebete, warum beteſt du nicht, daß er deine Lage verbeſſern möge.“ —

„Das hieße um meinen Tod bitten. Gott hat mir alle Freuden des Paradieſes zugedacht, nachdem ich hier vollendet habe.“

„So bete zu ihm, daß er dir von den Freuden des Paradieſes, welche er dir zugedacht, hienieden einen kleinen Vorſchuß gebe. Nach deinem Tode kann er ſich bezahlt machen, und du wirſt der Freuden ſo viele haben, daß du den Abzug gar nicht merkſt.“

„Liebes Weib! Das eben träumte mir in eben dem Augenblick, wo du mich weckteſt, indem du mich dreimal rütteltеſt, höre zu! —“

„Mir träumte, der Sabbat habe begonnen, und wir hatten nur Salz und Brod, und ein Tröpfchen Wein zum Segen. Das war wenig, um Schabbes davon zu machen, und du fühlteſt dich ſehr unglücklich. Deshalb ſagte ich, ich wolle zu Gott beten, nicht um meinetwillen, ſondern um deinetwillen, weil du dich unglücklich fühlſt, daß er mir von den großen Paradieſesfreuden, die droben auf mich warten, hienieden eine Kleinigkeit vorſchießen möge, die er nachmals, wenn ich derſelben theilhaftig ſein werde, mir wieder abziehen möge. Darauf fing ich an zu beten, und als ich mein Gebet vollendet, ſtreckte ich mich in behaglicher Sabbatruh wieder auf meinem Seſſel aus, und ſchlief ein.

Da rütteltest du mich zum ersten Male, und ich fragte: „Weib! was rüttelst du mich.“ — „Horch diesen Lärm!“ sagtest du. — Es rollte etwas im Schlott; es kollerte durch die Röhren; es fiel endlich zur Ofenthüre heraus; und glich einer großen feurigen Kohle. Als wir es aber näher besahen, war es ein goldener Tischfuß, so schwer, daß wir beide ihn nicht heben konnten. „Gott sei Dank,“ sagte ich, „jetzt bist du glücklich und ich habe Frieden,“ und von neuem, so träumte mir, streckte ich in behaglicher Sabbatruh mich auf den Sessel aus, und schlief wieder ein, und träumte wieder, das heißt: mein Traumschlaf versetzte mich in einen zweiten Traum, und dieser Traum im Traume zeigte mir das Paradies, und ich saß darin mit allen Frommen und Rabbinen, jeder hatte seine Rabbizin bei sich, und speiste mit ihr an einem goldenen Tische. Aber die Frommen flüsterten unter einander, und ihre Weiber betrachteten uns mit spöttischen Blicken, denn siehe, unser Tisch hatte nur drei Beine, das vierte fehlte; es war das goldene Tischbein, welches Gott uns im ersten Traume vorgeschossen, und was er uns jetzt wieder abgezogen hatte, um sich bezahlt zu machen. Ich hatte ein gut Gewissen und sprach zu dir: „Liebes Weib! dies ist nicht meine, sondern deine Schuld, denn um deinetwillen habe ich gebetet, weil du dich unglücklich fühltest.“ — Du aber fühltest dich jetzt weit unglücklicher und sprachst: „Da du dein Leben lang studirt hast, hättest du wissen und mir sagen können, daß das Spott- und Hohngelächter der Rabbiner Frauen, die meines Gleichen sind, mir

empfindlicher und kränkender ſein muß, als der Spott meiner Nachbarinnen, die nicht meines Gleichen ſind.“ — „O rief ich aus, das iſt noch nicht alles. Auf Erden entgeht man nicht ſo leicht dem Spotte und dem Gelächter; aber dort iſt alles eitel und flüchtig, und wird auch bald wieder vergeſſen. Aber im Paradieſe hier iſt alles ewig. Weh dem! der hier ſich lächerlich macht.“ — „Und das ſagteſt du mir nicht auf Erden,“ riefſt du, wie in Verzweiflung, und faßteſt mich an und rütteltest mich zum zweiten male, ſo daß ich aus meinem zweiten Traum wieder in meinem erſten erwachte und fragte: „Weib! was rüttelſt du mich?“ —

Du ſagteſt: „Es iſt Zeit zu Bette zu gehen.“

„Gut!“ verſetzte ich. „Warte einen Augenblick.“ Hierauf fing ich wieder an zu beten, daß der hochgelobte Gott mir hienieden doch die Gnade wieder entziehen möge, die er mir im Voraus ertheilt, damit ich ſie da genieße, wo ſie mir beſtimmt ſei. Und ſiehe! der Allgütige erhörte auch mein zweites, dem erſten ganz entgegengeſetztes Gebet, und der goldene Tiſchfuß verſchwand. Du aber riefſt troſtlos: „Was haſt du gethan, o Mann?“

Ich ſagte: „Es iſt beſſer, du fühlſt dich hienieden unglücklich, unter den Nachbarinnen, die nicht deines Gleichen ſind, als daß du droben dich ärgerſt über deines Gleichen, die Frauen und Töchter der Rabbinen. Auf Erden entgeht man nicht leicht dem Spotte und dem Gelächter, doch auf Erden iſt alles flüchtig und eitel, und wird bald vergeſſen. Im Paradieſe aber

iſt alles ewig, und weh dem, der dort ſich lächerlich macht.“

Du aber warſt ſehr zornig und rütteltest mich wieder, daß ich von neuem erwachte, und zwar aus jenem Traum in die Wirklichkeit. Ich fragte: „Weib! was rüttelſt du mich?“ Da klagteſt du mir, unſere Noth ſei groß, daß wir ſie nicht länger geheim halten können! — Was ich dir darauf zu erwiedern habe, kannſt du dir jetzt denken: Beſſer, du fühlſt dich hienieden unglücklich unter den Nachbaren und Nachbarinnen, welche nicht meines und deines Gleichen ſind, als droben im Himmel, unter meines und deines Gleichen. — Nicht leicht entgeht man dem Geſpötte und dem böſen Leumund auf Erden, doch auf Erden iſt alles eitel und flüchtig und wird leicht vergeſſen. Doch weh dem, der im Paradieſe Geſpötte und böſe Nachrede ſich zuzieht, dort iſt alles ewig und nichts kann vergeſſen werden.“

Frummit beherzigte dieſe Lehre, und wenn der Sabbat kam, that ſie nicht mehr geſchäftig, prahlte nicht mehr von Leckerbiſſen und ausgeſuchten Speiſen, ſondern wenn die Nachbaren ſie fragten, womit ſie ſich eine Güte gethan, antwortete ſie beſcheiden: „Wir ſind leider arm, und haben kaum Salz und Brod, und nur ein Tröpfchen Wein zum ſegnen.“

Gott hat das Herz des Menſchen mitleidig geſchaffen, und als man in der Stadt vernahm, der fromme Chanina Ben Dotha habe nichts, wovon er Schabbes mache, gab ihm jeder von ſeinem Ueberfluſſe ab. Er erhielt Speiſen in Hülle und Fülle, und einer

wetteiferte mit dem anderen, ihm das Schönſte und Beſte zu ſenden, und rühmte ſich deſſen."

So endete Mariamne ihr Mährchen, und Anderſen, der inzwiſchen die Augen gemalt, legte zufrieden jetzt Pinſel und Palette hin, und ſprach:

„Ich glaube, ich bin fertig; den Hintergrund und die Gewänder werde ich zu Hauſe malen. Sie ſchicken mir wohl dieſes ihr Kleid mit, nicht weil ich nicht aus der Idee ein ſolches Kleid vollenden könnte, aber beſſer iſt beſſer; Ich habe was ich male gern vor Augen."

Gerührt betrachtete Mariamne ihr wildentzücktes, trotzigglückſeliges Bildniß. „Ich bin es, ſprach ſie, und bin es auch nicht. Wenn ich ſo ausſähe, wäre ich ein Geſchöpf voll Glück und Glückſeligkeit. Ich glaube, Sie haben mich gemalt, wie ich einſt im Paradieſe ausſehen werde."

„In der That," ſprach Anderſen, betroffen über dieſe Bemerkung. „Ich habe mich bemüht, Sie recht heilig und überirdiſch aufzufaſſen. Bleiben Sie fromm und gut, Mariamne, damit Sie ſtets Ihres Bildes würdig ſind."

Mariamne reichte ihm gerührt die Hand. „Sie haben ſich ſo viele Mühe gegeben, mein Bild zu malen," ſprach ſie. „Wie kann die arme Judentochter Ihnen ihre Dankbarkeit zu erkennen geben, außer durch das Verſprechen, ſich nie dieſes Bildes, Ihrer Kunſt und Ihres Fleißes unwürdig zu zeigen." — Ihre ſchönen Augen füllten ſich mit Thränen. „Ja!" rief ſie, „ich

will fromm und gut bleiben, um ſo im Paradieſe auf-zuſtehen."

Am folgenden Morgen ließ Anderſen das naſſe Bild nach ſeinem Atelier transportiren, um es hier zu vollenden. Auch Mariannens gelbes, braun- und violett-carrirtes Taffetkleid hat er ſich aus; ſo ſehr hielt er ſich an das Vorhandene, und liebte dasjenige, was er malte, vor Augen zu haben.

Indeß ward dem Dechanten die Zeit lang, und er theilte ſein Befremden darüber dem Paſtor Bitepsky mit. „Was ſoll daraus werden," ſprach er. „Bisher hat Anderſen die Portraits vornehmer Damen gemalt, ohne auch nur im entfernteſten an das Altarbild zu denken, und jetzt geht er morgen für morgen nach dem Juden-quartier und bleibt dort den ganzen Tag."

„Hochwürdiger Herr," antwortete der Paſtor, „Ich war in ſeinem Atelier, aber ich werde es niemals wieder betreten. — Dieſer Maler iſt für mich ein ent-ſetzlicher Menſch! — Wie kann man, ohne mit dem Schwarzen verbrüdert zu ſein, eine ſchneeweiße Glieder-pracht ſo natürlich dahin zaubern, daß der ahnungsloſe Zuſchauer den friſchen Duft des jugendlichen Fleiſches wahrzunehmen glaubt, daß der volle blendende Buſen ſich zu blähen, und der feuchte Kelch des Purpurmundes den ſüßen Lebensathem hinzuhauchen ſcheint, während

die blauen Augen albern und verliebt funkeln oder unverschämt und wollüſtig blitzen. — Dieſer Menſch übt eine wahre Satanskunſt. Er fodert alle fleiſchlichen Gelüſte heraus. Er legt der muthwilligen Jugend Fallſtricke, um ſie toll zu machen. Und alle ſeine Bilder haben etwas Uebermenſchliches. Mich dünkt, Frauensperſonen können gar ſo ſchön nicht ſein. Es ſind friſche junge Heilige, die ſich weltliche Kleider angelegt haben, um die thörichte Putzſucht und den eitlen, irdiſchen Tand zu Ehren zu bringen. Und wahrhaftig, ſie blicken uns an voll thörichter Huld, voll alberner Barmherzigkeit, als wollten ſie uns die Hand reichen, als wollten ſie mit ihrem ganzen verführeriſchen Weſen in uns überfließen. Ich fürchte, Eure Hochwürden haben den Bock zum Gärtner beſtellt. Er wird uns ein Altarbild liefern, vor dem kein Prieſter, und hat er ſeinen Leib auch noch ſo ſehr ertödtet, im Stande ſein wird, eine Meſſe zu leſen. Ich habe große Luſt, in meiner nächſten Predigt gegen dieſe Bilder zu eifern, und das ganze Atelier mit ſammt der hölliſchen Portraitirkunſt in den tiefſten Pfuhl der Hölle zu verdammen.“

„Lieber Paſtor,“ erwiederte der Dechant. „Wenn ich auch dieſen keuſchen Eifer loben muß, ſo iſt doch Ihre Anſicht eine durchaus verkehrte. Sie ſind jung, Sie haben noch nicht viel geſehen, und Bilder vielleicht noch niemals. Die Heiligenbilder und Altarſtücke, die Sie in Kirchen und Klöſtern gefunden, waren, wenn auch nicht ſchlecht, doch meiſtens alt und unſcheinbar. Sie hatten alſo bisher noch keinen Begriff von dem, was

will fromm und gut bleiben, um ſo im Paradieſe auszuſehen.“

Am folgenden Morgen ließ Anderſen das naße Bild nach ſeinem Atelier transportiren, um es hier zu vollenden. Auch Mariamnens gelbes, braun- und violettcarrirtes Taffetkleid bat er ſich aus; ſo ſehr hielt er ſich an das Vorhandene, und liebte dasjenige, was er malte, vor Augen zu haben.

Indeß ward dem Dechanten die Zeit lang, und er theilte ſein Befremden darüber dem Paſtor Vitepsky mit. „Was ſoll daraus werden,“ ſprach er. „Bisher hat Anderſen die Portraits vornehmer Damen gemalt, ohne auch nur im entfernteſten an das Altarbild zu denken, und jetzt geht er morgen für morgen nach dem Judenquartier und bleibt dort den ganzen Tag.“

„Hochwürdiger Herr,“ antwortete der Paſtor, „Ich war in ſeinem Atelier, aber ich werde es niemals wieder betreten. — Dieſer Maler iſt für mich ein entſetzlicher Menſch! — Wie kann man, ohne mit dem Schwarzen verbrüdert zu ſein, eine ſchneeweiße Gliederpracht ſo natürlich dahin zaubern, daß der ahnungsloſe Zuſchauer den friſchen Duft des jugendlichen Fleiſches wahrzunehmen glaubt, daß der volle blendende Buſen ſich zu blähen, und der feuchte Kelch des Purpurmundes den ſüßen Lebensathem hinzuhauchen ſcheint, während

die blauen Augen albern und verliebt funkeln oder unverschämt und wollüſtig blitzen. — Dieſer Menſch übt eine wahre Satanskunſt. Er fodert alle fleiſchlichen Gelüſte heraus. Er legt der muthwilligen Jugend Fallſtricke, um ſie toll zu machen. Und alle ſeine Bilder haben etwas Uebermenſchliches. Mich dünkt, Frauensperſonen können gar ſo ſchön nicht ſein. Es ſind friſche junge Heilige, die ſich weltliche Kleider angelegt haben, um die thörichte Putzſucht und den eitlen, irdiſchen Tand zu Ehren zu bringen. Und wahrhaftig, ſie blicken uns an voll thörichter Huld, voll alberner Barmherzigkeit, als wollten ſie uns die Hand reichen, als wollten ſie mit ihrem ganzen verführeriſchen Weſen in uns überfließen. Ich fürchte, Eure Hochwürden haben den Bock zum Gärtner beſtellt. Er wird uns ein Altarbild liefern, vor dem kein Prieſter, und hat er ſeinen Leib auch noch ſo ſehr ertödtet, im Stande ſein wird, eine Meſſe zu leſen. Ich habe große Luſt, in meiner nächſten Predigt gegen dieſe Bilder zu eifern, und das ganze Atelier mit ſammt der hölliſchen Portraitirkunſt in den tiefſten Pfuhl der Hölle zu verdammen."

„Lieber Paſtor," erwiederte der Dechant. „Wenn ich auch dieſen keuſchen Eifer loben muß, ſo iſt doch Ihre Anſicht eine durchaus verkehrte. Sie ſind jung, Sie haben noch nicht viel geſehen, und Bilder vielleicht noch niemals. Die Heiligenbilder und Altarſtücke, die Sie in Kirchen und Klöſtern gefunden, waren, wenn auch nicht ſchlecht, doch meiſtens alt und unſcheinbar. Sie hatten alſo bisher noch keinen Begriff von dem, was

Einige Jahre ſpäter erſchien das Breve Clemens des Vierzehnten: Dominus ac Redemtor noster, wodurch der Orden der Jeſuiten aufgehoben wurde. Joſeph Alexander vollendete ſeine Studien, und widmete ſich als Weltgeiſtlicher dem Beichtſtuhl und der Kanzel. Von Jugend auf gewohnt, wachend zu träumen, und in ſüßen und ſchauerlichen Vorſtellungen von Himmel und Hölle zu ſchwelgen, wurde er als Prediger bald weit und breit berühmt. — Aber für Männer hatte er keine Beredſamkeit. Nur weibliche Seelen ſind aufgelegt, die Wonnen und Entzückungen der Andacht zu genießen, und die wollüſtigen Beängſtigungen und Schrecken der Unſeligkeit und Verdammniß zu fühlen. Wenn der Paſtor Vitepsky daher predigte, und gut predigte, ſo hatte er gewiß eine junge und ſchöne Zuhörerin im Auge, die er feſſelte, indem ſie ihn gefeſſelt hatte, und mit der er von der Kanzel herab andächtig ſchwelgte, Auge in Auge, und Seele in Seele. Ihr malte er den Himmel ſo rein und blau, daß man die Heiligen im ſonnenhellen Paradieſe Hoſianna ſingen zu hören glaubte; ihr malte er die Hölle ſo ſchwefelblau und pechſchwarz, daß man den Qualm und Brodem der Verdammniß zu wittern vermeinte; und ſein Eifer erſchütterte die ganze Gemeinde, und ſeine Salbung gereichte ihm zum Lobe und zum Ruhme weit und breit. Eben ſo machte er es im Beichtſtuhle. Wo eine männliche Stimme ſprach, hörte er kaum mit halbem Ohre hin. Ganz anders aber war's, wenn ein weibliches Stimmchen ſich erhob, und

süßflüsternd ihre liebenswürdigen Sündlein beichtete. Die Frauen sind ja nicht nur zarter geformt und reizender gebaut, als die Männer, sie haben auch eine viel zartere und hellere Stimme. Die Stimme kömmt aus dem Inneren; folglich ist ihr Inneres auch reiner und frommer, und es sind lichtere, seligere Geschöpfe, als die Männer. — Für den guten Pastor hatten sie alle etwas von der himmlischen Jungfrau, wenigstens das Geschlecht, und er verliebte sich in ihre Stimmen auf die Gefahr hin, daß sie alt und häßlich sein konnten. Er war im Beichtstuhl noch glückseliger als auf der Kanzel. Hier verbrauchte er nur seinen altvätrischen katholischen Hausrath, woran in der geistlichen Wirthschaft eines wohlstudirten Priesters kein Mangel ist; dort aber fühlte, lebte und genoß er; dort fand seine Seele andächtigen Zeitvertreib und zärtliche Erbauung. — —

Dieser galante Priester zählte jetzt acht und zwanzig Jahr, hatte noch keine Sünde wider den heiligen Geist begangen, und noch keine Bilder gesehen. Daher machten die üppigschönen Frauenbilder in Andersens Atelier einen so wunderbaren Eindruck auf ihn. — Die Träume erhitzter Einbildungskraft stehen weit zurück gegen die bewußte Phantasie des Malers, und die heilige Jungfrau, welche Joseph Alexander als siebzehnjährigen Knaben in Fiebergluth, Inbrunst und Höllenangst erblickte, war minder schön und klar als Andersens weibliche Portraits. Eben so erklärlich ist aber auch sein Gelächter, weil Andersen ein Judenmädchen als Himmelskönigin für den

IX.

Pastor Vitepsky.

Joseph Alexander Vitepsky war der älteste Sohn einer fürstlichen Familie. Seine Geburt kostete der Mutter das Leben, und sein Vater vermählte sich zum zweiten Male mit einem reichen, aber eben so selbstsüchtigen, wie stolzen Fräulein, die ihren Gatten plagte und ihren Stiefsohn unterdrückte. Dieser verlebte demnach eine trostlose, freudenleere Kindheit; finstre Schwärmereie und Melancholie bemächtigten seine Seele; er sehnte sich nach der Stille und Abgeschiedenheit des Klosters, und seine Mutter bestärkte ihn in dem Vorsatze, der Welt zu entsagen, und das Majorat seinem ältesten Stiefbruder abzutreten.

In seinem funfzehnten Jahre kam er in ein Collegium der Jesuiten. Die Ruhe und Abgeschiedenheit, nach welcher sich der melancholische Knabe sehnte, fand er hier in vollem Maße. Ueberhaupt kann der Weltliche kaum sich einen Begriff von der Todtenstille machen, die in einem solchen geistlichen Gebäude herrscht. — Jedes unnütze Geräusch zieht einen Verweis oder eine Buße nach sich. Man darf nicht laut sich schneutzen, nicht schnauben, indem man Athem holt, beim Gehen nicht stark auftreten, nicht schlürfen, wenn man Suppe ißt, nicht mit Messer und Gabel auf dem Teller klappern u. s. w. Während der Dauer der Exercitia spiritualia

— „Die Einzelheiten ſind nicht ſo fleißig behandelt, wie bei der Schäferin, allein das Bild iſt dennoch ſauberer, und bei weitem beſſer.“

— „Das kann ich dem Künſtler ſelbſt unmöglich glauben, und muß mich mit Kenneraugen davon überzeugen.“

— „Das können Sie auf der Stelle.“

Der Paſtor Vitepsky war gegenwärtig, und bat ſich die Erlaubniß aus, mitzugehen. —

Es war ein kunterbuntes Bild, voll katholiſchen Spectakel. Rechts von der heiligen Jungfrau erblickte man Engel mit Lilien und Palmen; links von derſelben ſangen zwei Engel fromm und ämſig aus einem Notenbuche, und ein dritter ſchaute über ihre Köpfe hinweg mit in's Buch, und ſtrich zartlächelnd zu ihrem Geſang die Geige. Unten blickte der Rand der Erdkugel aus dunkelblauem Gewölk; oben war der Himmel roſenfarbig, und Engel mit Harfen und Geigen ſaßen ſingend und muſicirend auf einem goldgelben Regenbogen. — So weit die Ausſtaffirung, welche weder etwas Ausgezeichnetes noch Originelles hatte, was ſich von Anderſens Compoſitionen auch nicht erwarten ließ. Ganz anders aber war es mit der Hauptfigur, welche voll Kunſtwahrheit und Leben aus der farbenbunten Umgebung hervortrat. Ein wunderbares junges Mädchen, ſtrahlend von Jugend und Anmuth, glänzend von Schön-

heit, lächelte glückſelig verzückt und ſchaute begeiſtert gen Himmel, und die Stellung war ſo glücklich, das Colorit ſo durchſichtig, die Haltung ſo leicht, der Fallenwurf ſo gelungen, daß, je länger man ſie betrachtete, deſto mehr ſchien ſie empor zu ſchweben. — Es war Schade, daß Anderſen dieſe Figur nicht allein und ohne weitere Umgebung gemalt hatte; aber die Erdkugel, die Engel und der roſenrothe Himmel waren beſtellt worden, und ſolche Beſtellungen haben ſchon manches Bild verunſtaltet.

Der Dechant wußte nicht, ſollte er ſich mehr wundern über das Bild an ſich, oder, daß es in ſo kurzer Zeit vollendet war.

Der Paſtor aber fragte mit athemloſem Staunen: „Und dieſes bezaubernde Geſchöpf lebt wirklich und iſt kein Künſtlertraum?“

„Sehen Sie dort ihr Kleid, welches ich noch nicht zurückgeſchickt habe;“ ſprach Anderſen, und deutete auf Mariamne's gelbes, blau- und violettcarrirtes Taffetkleid, welches er, um den Faltenwurf herauszubringen, einem ſeiner Mannequins umgehängt hatte, der in der ſchwebenden Stellung ſich gar wunderlich darin ausnahm.

Der Paſtor aber nahte ſich dieſer ſonderbaren Geſtalt voll Ehrfurcht, kniete nieder, ergriff das Gewand und küßte es inbrünſtig.

Anderſen lachte laut.

„Lachen Sie ſo viel Sie wollen,“ ſprach der Paſtor auf ſeinen Knieen. „Aber ſelbſt das Gewand eines ſo vollkommenen Geſchöpfes iſt jeder Huldigung werth.“

„Stehen Sie auf!“ rief der Dechant unwillig.

Der Paſtor gehorchte und ſprach: „Sie iſt eine Jüdin; aber im Namen der heiligen Jungfrau, welche ich ferner in ihrer Geſtalt verehren werde, gelobe ich, ihre Seele zu retten, ihr den Weg des Himmels kennen zu lehren, und ſie an meiner Hand einzuführen in den Schooß der allein ſeligmachenden Kirche.“

Dawider konnte der Dechant nichts haben. Doch Anderſen verſetzte: „Das wird Ihnen ſehr ſchwer werden. Sie iſt die gehorſame Tochter eines langnäſigen, langbärtigen Rabbi, und die glückliche Braut des garſtigſten, elendeſten Schacherjuden, der je einen Packen unter dem Arme trug. Ihr Vater überwacht ſie mit frommem Eifer, damit kein Blick aus Chriſtenaugen die Unſchuld ſeiner Tochter entweihe, und ihr mißgeſtalteter Bräutigam hat die Argusaugen der Eiferſucht; ſie ſoll nur für ihn ſchön ſein, und er mißgönnt ihren Anblick jedem Anderen. Für Chriſten iſt ſie unzugänglich.“

„Wie gelang es Ihnen denn, ſie zu portraitiren?“

Anderſen erzählte, durch welche Liſt er ihren Bräutigam dazu vermogt hatte, und der Dechant konnte nicht umhin, herzlich darüber zu lachen.

„Aber dieſe Blicke heiliger, gen Himmel ſchwebender Begeiſterung, dieſes Lächeln der Glückſeligkeit iſt Ihr Werk?“ fragte der Paſtor.

„Ich könnte ja ſagen, aber dieſes Geſchöpf iſt zu merkwürdig, darum will ich geſtehen, ich habe alles Zug für Zug abgeſchrieben. Es ſind ihre Augen, ihre Haare, ihr Mund, ihr Hals, ihre Bruſt, ihre Arme,

ihre Hände, ihr Kleid, ja selbst ihre Füße; weil der Contract lautete, daß ich sie von Kopf bis Fuß malen sollte, so bestand ich darauf, daß sie Schuh und Strümpfe ausziehen mußte. Sie sehen, ich habe wohl gethan, auch diese schwebenden Füßchen nach der Natur zu malen."

„Und ein solches Wesen," fragte der Dechant, „gehorcht dem Blödsinn und begnügt sich mit dem Garstigen?"

„Ich habe nie ein sanfteres Geschöpf gesehen," antwortete der Maler. „Sie kennt nicht die Welt und das Leben, und ihr ganzes Glück besteht darin, gehorsam zu sein. Mit Freuden gehorcht sie ihren Eltern, ihrem Bräutigam, und jedem, in dem sie einen Vorgesetzten erblickt. So ist das jüdische Weib eine Magd, die Sklavin in einem, seit Jahrhunderten in Sklaverei versunkenem Volke. Ihr Bräutigam befahl ihr, sich portraitiren zu lassen, und wer vom Modellstehen lebt, hat nicht die Geduld, Ausdauer und Gewalt über seine Mienen und Blicke, wie dieses Mädchen. — Für eine Heilige ist sie ein wenig zu blühend, aber ich ließ sie sitzen, ohne daß sie sich erholen und erquicken durfte, und wenn sie bleich, matt und hinfällig war, suchte ich sie durch religiöse Gespräche aufzuregen. So entstand dieses Heiligenbild, das Portrait einer leibhaftigen Jüdin."

„Sie suchten sie durch religiöse Gespräche aufzuregen?" fragte der Pastor. „Haben Sie ihr die Wahrheiten unserer heiligen Kirche mitgetheilt."

— „Nein. Ich ließ sie reden. Sie schwärmt für

den Glauben ihres Volkes, und ist stolz auf die Weisheit ihrer Väter. Sie hat mir viel Schönes von den Schriften und Sagen der Juden mitgetheilt. — Als das Bild sich aber seiner Vollendung nahte; als sie gewahrte, wie rührend schön die Bläße und Mattigkeit ihr ließen, und wie sehr Begeisterung und Verzückung sie kleideten, da brauchte ich zu keinen künstlichen Mitteln mehr meine Zuflucht zu nehmen; sie schwärmte für ihr Bild, sie war entzückt davon, sie hätte sich zur Märtyrin desselben gemacht. Und als es endlich vollendet war, und ich es ihr zeigte, fragte sie: „Werde ich im Paradiese so aussehen?“ und weinte Thränen der Rührung und Dankbarkeit.“

Mit vieler Theilnahme hatte der Dechant zugehört. „In der That,“ sprach er, „wenn sie nur portraitirt und nicht erfunden haben, so weiß man nicht, soll man das Bild oder das Original mehr bewundern.“

Der Pastor aber murmelte vor sich hin: „Gehorsam, — schwärmerisch, — leichtgläubig, — verliebt in ihr Bild. — Es muß gelingen.“

Einige Jahre ſpäter erſchien das Breve Clemens des Vierzehnten: Dominus ac Redemtor noster, wodurch der Orden der Jeſuiten aufgehoben wurde. Joſeph Alexander vollendete ſeine Studien, und widmete ſich als Weltgeiſtlicher dem Beichtſtuhl und der Kanzel. Von Jugend auf gewohnt, wachend zu träumen, und in ſüßen und ſchauerlichen Vorſtellungen von Himmel und Hölle zu ſchwelgen, wurde er als Prediger bald weit und breit berühmt. — Aber für Männer hatte er keine Beredſamkeit. Nur weibliche Seelen ſind aufgelegt, die Wonnen und Entzückungen der Andacht zu genießen, und die wollüſtigen Beängſtigungen und Schrecken der Unſeligkeit und Verdammniß zu fühlen. Wenn der Paſtor Vitepsky daher predigte, und gut predigte, ſo hatte er gewiß eine junge und ſchöne Zuhörerin im Auge, die er feſſelte, indem ſie ihn gefeſſelt hatte, und mit der er von der Kanzel herab andächtig ſchwelgte, Auge in Auge, und Seele in Seele. Ihr malte er den Himmel ſo rein und blau, daß man die Heiligen im ſonnenhellen Paradieſe Hoſianna ſingen zu hören glaubte; ihr malte er die Hölle ſo ſchwefelblau und pechſchwarz, daß man den Qualm und Brodem der Verdammniß zu wittern vermeinte; und ſein Eifer erſchütterte die ganze Gemeinde, und ſeine Salbung gereichte ihm zum Lobe und zum Ruhme weit und breit. Eben ſo machte er es im Beichtſtuhle. Wo eine männliche Stimme ſprach, hörte er kaum mit halbem Ohre hin. Ganz anders aber war's, wenn ein weibliches Stimmchen ſich erhob, und

süßflüsternd ihre liebenswürdigen Sündlein beichtete. Die Frauen sind ja nicht nur zarter geformt und reizender gebaut, als die Männer, sie haben auch eine viel zartere und hellere Stimme. Die Stimme kömmt aus dem Inneren; folglich ist ihr Inneres auch reiner und frommer, und es sind lichtere, seligere Geschöpfe, als die Männer. — Für den guten Pastor hatten sie alle etwas von der himmlischen Jungfrau, wenigstens das Geschlecht, und er verliebte sich in ihre Stimmen auf die Gefahr hin, daß sie alt und häßlich sein konnten. Er war im Beichtstuhl noch glückseliger als auf der Kanzel. Hier verbrauchte er nur seinen altvätrischen katholischen Hausrath, woran in der geistlichen Wirthschaft eines wohlstudirten Priesters kein Mangel ist; dort aber fühlte, lebte und genoß er; dort fand seine Seele andächtigen Zeitvertreib und zärtliche Erbauung. — —

Dieser galante Priester zählte jetzt acht und zwanzig Jahr, hatte noch keine Sünde wider den heiligen Geist begangen, und noch keine Bilder gesehen. Daher machten die üppigschönen Frauenbilder in Andersens Atelier einen so wunderbaren Eindruck auf ihn. — Die Träume erhitzter Einbildungskraft stehen weit zurück gegen die bewußte Phantasie des Malers, und die heilige Jungfrau, welche Joseph Alexander als siebzehnjährigen Knaben in Fiebergluth, Inbrunst und Höllenangst erblickte, war minder schön und klar als Andersens weibliche Portraits. Eben so erklärlich ist aber auch sein Gelächter, weil Andersen ein Judenmädchen als Himmelskönigin für den

Hochaltar malen wollte. Was gab es ſüßeres und heiligeres für ihn als die himmliſche Maria, und was ſchien ihm garſtiger und verworfener, als ein Judenmädchen.

X.

Das Altarbild.

Vier Wochen waren etwa verſtrichen, als Anderſen an einem ſonnenhellen Vormittage ſich beim Dechanten melden ließ. Er wurde augenblicklich angenommen und meldete, daß das Altarbild vollendet und in ſeinem wiedergeöffneten Atelier ausgeſtellt ſei für jeden, der es in Augenſchein zu nehmen Luſt habe.

„Geliebter Freund!“ rief der Dechant. „Wie kann das Bild vollendet ſein? Das iſt unmöglich!“

— „Ich bitte um Verzeihung; es iſt factiſch.“

— „Dann kann es aber unmöglich viel taugen!“

— „Bitte um Verzeihung; es iſt das Beſte aller meiner bisherigen Bilder.“

— „Geben Sie Acht, Sie werden ſich übereilt haben.“

— „Die Einzelheiten ſind nicht ſo fleißig behandelt, wie bei der Schäferin, allein das Bild iſt dennoch ſauberer, und bei weitem beſſer.“

— „Das kann ich dem Künſtler ſelbſt unmöglich glauben, und muß mich mit Kenneraugen davon überzeugen.“

— „Das können Sie auf der Stelle.“

Der Paſtor Vitepsky war gegenwärtig, und bat ſich die Erlaubniß aus, mitzugehen. —

Es war ein kunterbuntes Bild, voll katholiſchen Spectakel. Rechts von der heiligen Jungfrau erblickte man Engel mit Lilien und Palmen; links von derſelben ſangen zwei Engel fromm und ämſig aus einem Notenbuche, und ein dritter ſchaute über ihre Köpfe hinweg mit in's Buch, und ſtrich zartlächelnd zu ihrem Geſang die Geige. Unten blickte der Rand der Erdkugel aus dunkelblauem Gewölk; oben war der Himmel roſenfarbig, und Engel mit Harfen und Geigen ſaßen ſingend und muſicirend auf einem goldgelben Regenbogen. — So weit die Ausſtaffirung, welche weder etwas Ausgezeichnetes noch Originelles hatte, was ſich von Anderſens Compoſitionen auch nicht erwarten ließ. Ganz anders aber war es mit der Hauptfigur, welche voll Kunſtwahrheit und Leben aus der farbenbunten Umgebung hervortrat. Ein wunderbares junges Mädchen, ſtrahlend von Jugend und Anmuth, glänzend von Schön-

heit, lächelte glückſelig verzückt und ſchaute begeiſtert gen Himmel, und die Stellung war ſo glücklich, das Colorit ſo durchſichtig, die Haltung ſo leicht, der Fallenwurf ſo gelungen, daß, je länger man ſie betrachtete, deſto mehr ſchien ſie empor zu ſchweben. — Es war Schade, daß Anderſen dieſe Figur nicht allein und ohne weitere Umgebung gemalt hatte; aber die Erdkugel, die Engel und der roſenrothe Himmel waren beſtellt worden, und ſolche Beſtellungen haben ſchon manches Bild verunſtaltet.

Der Dechant wußte nicht, ſollte er ſich mehr wundern über das Bild an ſich, oder, daß es in ſo kurzer Zeit vollendet war.

Der Paſtor aber fragte mit athemloſem Staunen: „Und dieſes bezaubernde Geſchöpf lebt wirklich und iſt kein Künſtlertraum?“

„Sehen Sie dort ihr Kleid, welches ich noch nicht zurückgeſchickt habe;“ ſprach Anderſen, und deutete auf Mariamne's gelbes, blau- und violettcarrirtes Taffetkleid, welches er, um den Faltenwurf herauszubringen, einem ſeiner Mannequins umgehängt hatte, der in der ſchwebenden Stellung ſich gar wunderlich darin ausnahm.

Der Paſtor aber nahte ſich dieſer ſonderbaren Geſtalt voll Ehrfurcht, kniete nieder, ergriff das Gewand und küßte es inbrünſtig.

Anderſen lachte laut.

„Lachen Sie ſo viel Sie wollen,“ ſprach der Paſtor auf ſeinen Knieen. „Aber ſelbſt das Gewand eines ſo vollkommenen Geſchöpfes iſt jeder Huldigung werth.“

„Stehen Sie auf!“ rief der Dechant unwillig.

Der Paſtor gehorchte und ſprach: „Sie iſt eine Jüdin; aber im Namen der heiligen Jungfrau, welche ich ferner in ihrer Geſtalt verehren werde, gelobe ich, ihre Seele zu retten, ihr den Weg des Himmels kennen zu lehren, und ſie an meiner Hand einzuführen in den Schooß der allein ſeligmachenden Kirche.“

Dawider konnte der Dechant nichts haben. Doch Anderſen verſetzte: „Das wird Ihnen ſehr ſchwer werden. Sie iſt die gehorſame Tochter eines langnäſigen, langbärtigen Rabbi, und die glückliche Braut des garſtigſten, elendeſten Schacherjuden, der je einen Packen unter dem Arme trug. Ihr Vater überwacht ſie mit frommem Eifer, damit kein Blick aus Chriſtenaugen die Unſchuld ſeiner Tochter entweihe, und ihr mißgeſtalteter Bräutigam hat die Argusaugen der Eiferſucht; ſie ſoll nur für ihn ſchön ſein, und er mißgönnt ihren Anblick jedem Anderen. Für Chriſten iſt ſie unzugänglich.“

„Wie gelang es Ihnen denn, ſie zu portraitiren?“

Anderſen erzählte, durch welche Liſt er ihren Bräutigam dazu vermogt hatte, und der Dechant konnte nicht umhin, herzlich darüber zu lachen.

„Aber dieſe Blicke heiliger, gen Himmel ſchwebender Begeiſterung, dieſes Lächeln der Glückſeligkeit iſt Ihr Werk?“ fragte der Paſtor.

„Ich könnte ja ſagen, aber dieſes Geſchöpf iſt zu merkwürdig, darum will ich geſtehen, ich habe alles Zug für Zug abgeſchrieben. Es ſind ihre Augen, ihre Haare, ihr Mund, ihr Hals, ihre Bruſt, ihre Arme,

ihre Hände, ihr Kleid, ja selbst ihre Füße; weil der Contract lautete, daß ich sie von Kopf bis Fuß malen sollte, so bestand ich darauf, daß sie Schuh und Strümpfe ausziehen mußte. Sie sehen, ich habe wohl gethan, auch diese schwebenden Füßchen nach der Natur zu malen."

„Und ein solches Wesen," fragte der Dechant, „gehorcht dem Blödsinn und begnügt sich mit dem Garstigen?"

„Ich habe nie ein sanfteres Geschöpf gesehen," antwortete der Maler. „Sie kennt nicht die Welt und das Leben, und ihr ganzes Glück besteht darin, gehorsam zu sein. Mit Freuden gehorcht sie ihren Eltern, ihrem Bräutigam, und jedem, in dem sie einen Vorgesetzten erblickt. So ist das jüdische Weib eine Magd, die Sklavin in einem, seit Jahrhunderten in Sklaverei versunkenem Volke. Ihr Bräutigam befahl ihr, sich portraitiren zu lassen, und wer vom Modellstehen lebt, hat nicht die Geduld, Ausdauer und Gewalt über seine Mienen und Blicke, wie dieses Mädchen. — Für eine Heilige ist sie ein wenig zu blühend, aber ich ließ sie sitzen, ohne daß sie sich erholen und erquicken durfte, und wenn sie bleich, matt und hinfällig war, suchte ich sie durch religiöse Gespräche aufzuregen. So entstand dieses Heiligenbild, das Portrait einer leibhaftigen Jüdin."

„Sie suchten sie durch religiöse Gespräche aufzuregen?" fragte der Pastor. „Haben Sie ihr die Wahrheiten unserer heiligen Kirche mitgetheilt."

— „Nein. Ich ließ sie reden. Sie schwärmt für

den Glauben ihres Volkes, und ist stolz auf die Weisheit ihrer Väter. Sie hat mir viel Schönes von den Schriften und Sagen der Juden mitgetheilt. — Als das Bild sich aber seiner Vollendung nahte; als sie gewahrte, wie rührend schön die Bläſſe und Mattigkeit ihr ließen, und wie sehr Begeisterung und Verzückung sie kleideten, da brauchte ich zu keinen künstlichen Mitteln mehr meine Zuflucht zu nehmen; sie schwärmte für ihr Bild, sie war entzückt davon, sie hätte sich zur Märtyrin desselben gemacht. Und als es endlich vollendet war, und ich es ihr zeigte, fragte sie: „Werde ich im Paradiese so aussehen?“ und weinte Thränen der Rührung und Dankbarkeit.“

Mit vieler Theilnahme hatte der Dechant zugehört. „In der That,“ sprach er, „wenn sie nur portraitirt und nicht erfunden haben, so weiß man nicht, soll man das Bild oder das Original mehr bewundern.“

Der Pastor aber murmelte vor sich hin: „Gehorsam, — schwärmerisch, — leichtgläubig, — verliebt in ihr Bild. — Es muß gelingen.“

Drittes Buch.

Die Folgen.

I.

Der Brief.

Der reiche Israel hatte ſich ſehr freigebig erwieſen. Mariamne beſaß an Schmuck und Kleidern mehr, als ſie wünſchen konnte. Manchmal fand ſie die Gaben ihres Schwiegervaters zu koſtbar; dann aber ſagte er: „Bedenke wer du biſt: Die Tochter des Rabbi, die Schwiegertochter des erſten Vorſtehers der Gemeinde, die Braut des einzigen Sohnes des reichen Israels; alſo biſt du die erſte Jüdin in unſerem Quartier und für dich kann gar nichts zu gut ſein.“

Gleich früh Morgens mußte ſie ſich putzen und zu ihrem Schwiegervater gehen, wo ſie den ganzen Tag blieb, vor dem Fenſter ſaß, und ſich mit weiblicher Handarbeit beſchäftigte. Das ämſige und anhaltende

Arbeiten aber war ihre Sache nicht, und zu mal wenn ſie allein war, ſanken ihre Hände in den Schooß, ihr Kopf fiel hinten über, und ſie fing an zu ſinnen und zu träumen.

Sie war aber häufig allein. Schief-Levinche war meiſtentheils auf den Handel; der reiche Israel in ſeinem Lager, und die Muhme bei der Magd in der Küche. Auch hatte ſie viel zu ſinnen und zu träumen, denn ſie war nicht glücklich. Nicht weil ſie an ſich dachte, Wünſche hegte, oder Anſprüche machen wollte. Nein! Ihre ganze Umgebung war nicht mehr die heitere und zufriedene von ehemals; ſie konnte Niemandem mehr Freude machen und Gutes thun. Auch war Schief-Levinche eiferſüchtig auf ſeinen Vater, und erwies ſie dieſem Ehrfurcht und Dankbarkeit, ſo war er hämiſch und boshaft gegen ſie. Oft verwies ihn dies ſein Vater und es entſtanden Zwiſtigkeiten und Zänkereien, deren ganz unſchuldige Veranlaſſung ſie war.

Noch viel bunter ging es jetzt im Hauſe des Rabbi zu. Die Rabbizin führte die Wirthſchaft und den Befehl über die Talmudſchüler. Aber niemand that, was ſie ſagte, und ſie ſelbſt konnte nichts angreifen, und war überhaupt nicht mehr gewohnt, etwas zu thun. Der Rabbi weinte alle Tage, weil er entweder Mittags oder Abends nichts zu eſſen hatte, oder die Speiſen nicht gar oder auch verbrannt waren. Nichts wurde mehr rein gemacht, und die Schüler murrten laut und weigerten ſich, das Geringſte zu verrichten. Kurz, die Seele des Hauſes fehlte, und fühlte ſich da, wo ſie war, unbehaglich.

„Was ſoll ich in dieſem Hauſe?“ dachte Mariamne oft. „Hier iſt eine Muhme und eine Magd und nur zwei Männer, welche Geſchäfte haben, und mit allem was geſchieht, zufrieden ſind. Aber der Rabbi iſt eigen, und meine Mutter iſt noch eigener. Es iſt eine Kunſt, bei ihnen zu wirthſchaften, denn es iſt wenig vorhanden, aber zu thun giebt es dort immer, denn den ganzen Tag wird das Haus nicht leer. — In dieſes Haus gehört ein reiches Mädchen, welche viele tauſende mitbringt. Ein reiches Mädchen mag die Dame ſpielen, müſſig vor dem Fenſter ſitzen und ſich bedienen laſſen, ich aber habe kein Herz dazu; wenn ich bedenke, daß meine Eltern in Armuth, Staub und Koth umkommen. — Wehe, Wehe! Ich bin eine Fremde in dieſem Hauſe, ein Kind, dem man nichts anvertraut und aufträgt, eine Puppe, die man aufputzt und vor's Fenſter ſetzt, damit die Vorübergehenden ſie anſehen. Ich habe nichts zu thun, als mich zu ſchmücken und mich in den Spiegel zu ſehen. Ich werde eitel und thöricht werden und Gott wird mich ſtrafen. Gott ſtraft nur die Sünden der Menſchen und eine Thorheit iſt keine Sünde. Aber der Talmud ſagt: „Gott verzeiht wohl die Thorheiten der Menſchen; wenn der Menſch aber ſeiner Thorheiten halber das Gute verſäumt, was er zu üben Gelegenheit findet, ſo ſtraft Gott auch die Thorheiten der Menſchen.“ — Wehe! wehe! Mein ganzes Hierſein iſt eine Thorheit, und ich unterlaſſe alles Gute, was ich zu Hauſe bei meinen Eltern verrichten konnte. Strafe

mich deshalb nicht, mein Herrgott! Du haſt mich zum Frauenzimmer gemacht, welches keinen Willen haben ſoll."

Am Tage nach Maria Himmelfahrt war Mariamne unterwegs nach dem Hauſe ihres Schwiegervaters, als ſie von einem Fremden angehalten wurde, der verſtohlen ihr ein Papier in die Hand ſchob, und eiligſt weiter ging. Es war feines, wohlriechendes Velinpapier mit einer Goldborte, und mit zierlichen, hebräiſchen Buchſtaben ſauber beſchrieben. Arglos faltete Mariamne es auseinander, aber kaum hatte ſie die erſten Zeilen flüchtig durchlaufen, als ſie erröthete, das Schreiben verſteckte, und ſorgfältig umherſchaute, ob ſie nicht etwa aus irgend einem Fenſter beobachtet worden ſei. Erſt als ſie darüber ſich völlig beruhigt hatte, ſetzte ſie mit leichtem Herzen ihren Weg nach dem Hauſe ihres Schwiegervaters fort. —

Das Zimmer, in welchem ſie nähte, war zugleich das Wohn-, Speiſe- und Putzzimmer. Die beſten Möbeln ſchmückten es: das heißt, werthvolle Möbel, welche aber, wie immer bei einem Trödler, nicht zu einander paßten, und in jüngeren Tagen ſchon dieſem und jenem Herrn gedient hatten. Die Fenſter gingen nach der Straße. Rechts an der Wand hing ein großer Spiegel; aber der Thür gegenüber prangte Mariamne's lebensgroßes Portrait, und überſtrahlte alles andere durch ſeinen Glanz und ſeine Neuheit; durch das prachtvolle Colorit und den blitzenden, goldenen Rahmen. Keine andere jüdiſche Familie hatte einen ähnlichen Zimmerſchmuck aufzuweiſen. Jeder Eintretende mußte

unwillkührlich ſeine Augen auf das ſchöne Bild richten, und wohin er ſich auch wandte, ſeine Blicke kehrten immer wieder zurück zu dieſem Wunderwerke, dem Glanzpunkte des ganzen Zimmers.

In dieſer Umgebung hatte Mariamne Gelegenheit, das empfangene Schreiben wieder hervorzuziehen, es zu entfalten und zu leſen. Es lautete folgendermaßen:

"Schöne Mariamne!"

„Du biſt beſtohlen, ohne etwas zu vermiſſen; was man Dir genommen, haſt Du noch, und Dein Dieb iſt ein feiner edler Herr, voll Seele und Geſchmack. — Kannſt Du dieß Räthſel löſen? — Es iſt leicht: — Du biſt und bleibſt das ſchönſte Mädchen auf der Welt; aber Deine unvergleichliche Schönheit hat man zu frommen Zwecken entwendet. — Ein Maler kam hieher, dem viel Geld geboten ward, damit er ein Altarbild male für unſere Marienkirche; die heilige Jungfrau, wie ſie in ihrer Verklärung gen Himmel fährt. Aber welche irdiſche Farben, welche menſchliche Einbildungskraft erreicht die heilige Majeſtät und Holdſeligkeit der himmliſchen Jungfrau? Wer kann ſich einen Begriff machen von den Reizen der auserwählten Braut des heiligen Geiſtes, von der Seligkeit ihres Leibes, den Gott ſelbſt ſich auserſah, um in ihren ſüßen Eingeweiden Menſch zu werden, und Tod und Sünde zu tilgen? — Selig, ſelig iſt der Leib, der den Herrn getragen, und an Leib und Seele ſelig iſt die heilige Jungfrau, die lebendigen Leibes gen Himmel fuhr. Dieſe Verklärung ſollte der Maler darſtellen. Aber vergebens

zermarterte er ſein Gehirn; vergebens durchſtöberte er alle Schätze der menſchlichen Einbildungskraft! Alles, was Maler und Bildner je geleiſtet, war nicht hold, nicht zart genug.

Da führte ſein gutes Glück oder das Schickſal vielmehr, welches Deine Schönheit nicht unerkannt und unbewundert verblühen laſſen wollte, dich ihm entgegen — und die Himmelskönigin war gefunden.

Der Maler wußte ſchlau und liſtig Deinen Bräutigam zu bereden, daß er Dich malen ließ. Und dieſer willigte ein, in Hoffnung eines anſehnlichen Gewinnſtes. — Der Maler quälte Dich ſehr durch Stilleſitzen in einer ſchwierigen Stellung, nur damit Du recht bleich und leidend ausſähſt, um Dich, wie Du leibſt und lebſt, als Heilige und in Verklärung darzuſtellen. Dann malte er Dich noch einmal für unſeren Hochaltar. Beide Bilder gleichen ſich ſehr. Nur das unſrige iſt viel größer, und eine ſtrahlende Glorie ſchmückt dein holdſeliges Haupt. Engel umgeben Dich liebend und anbetend, und Roſenwolken tragen Dich gen Himmel!"

„Geſtern wurde unſer Hochaltar geweiht. Der hochwürdige Biſchof ſalbte ihn mit Chryſam; denn der Altar bedeutet unſeren Heiland, welcher der Geſalbte des Herrn iſt, und deshalb auch wird das Gebein eines Heiligen in demſelben vermauert, zum Zeichen, daß alle Heilige, Fromme und Gerechte im Heilande fortleben. Der Altar war geſchmückt mit vielen Lichtern auf hohen ſilbernen Leuchtern, mit koſtbaren goldenen Gefäßen, und Sonnen und Sternen von Diamanten, deren Werth

unbezahlbar ist; allein der Hauptschmuck war und bleibt Dein Bild! — Wir spendeten ihm köstlichen Weihrauch, der aus silbernen Gefäßen quoll, und der Bischof im goldgestickten Gewande, Chorknaben, ähnlich den Engeln, die auf dem Bilde Dich umgeben, lagen davor auf ihren Knieen. Alles kniete, — vornehme Herrschaften, geistliche und weltliche Herrschaften; schöne Jünglinge und stolze Jungfrauen, Adel und Volk, Armuth und Reichthum, alles war hingerissen von Deiner Schönheit, und berauscht von Deinen Reizen; und wir beteten zu Deinem Bilde:

Heilige Jungfrau aller Jungfrauen, bitte für uns!
Geistliche Rose! bitte für uns!
Königin der Engel! bitte für uns!
Königin der Patriarchen! bitte für uns!
Königin der Propheten! bitte für uns!
Königin der Apostel! bitte für uns!
Königin der Märtyrer! bitte für uns!
Königin der Jungfrauen! bitte für uns!
Königin aller Heiligen! bitte für uns!
Königin des heiligen Rosenkranzes! bitte für uns!

„Dein Bräutigam, ehrt und feiert er Dich auf gleiche Weise? Weiß er Deine Schönheit zu würdigen, und Dein Bild zu schätzen? — Schwerlich! — Heil und Segen aber dem Maler, der Dir Gerechtigkeit wiederfahren ließ, und Deine Schönheit unsterblich machte, indem er sie dahin stellte, wo sie nach hundert und aber hundert Jahren noch von allen Menschen bewundert und angebetet werden wird. Denn zu etwas Besserem bist

Du geboren, als in der engen, finstern Judengasse zu verblühen. Mariamne! ein fürstliches Loos harret Deiner! Du aber kannst einem Sterblichen ein göttliches Loos bereiten.“ —

Ein Christ.

Mariamne war wie im Traume. — Sie ließ die Hände mit dem Briefe sinken — und hatte nun ihr herrliches, lebensgroßes Contrefei vor Augen, welches, viel zu prächtig für ein Judenhaus, gar nicht hieher zu gehören schien, und erhaben und fremdartig-kostbar das ganze Zimmer gleichsam in eine Kapelle verwandelte.

Von bangen Schauern durchdrungen, sprach sie bei sich:

„Bin ich denn wirklich so schön? — Andere junge Mädchen sind doch auch schön? Uebertreffe ich sie alle? Bin ich die Ausgezeichnete, Seltene, Einzige?“

Sie wandte sich zum Spiegel und fand sich bleich vor Aufregung, wie auf dem Bilde, und eben so blitzten ihre Augen vor innerer Wonne. Sie konnte nicht umhin, über die erstaunliche Aehnlichkeit zu lächeln, und wieder fand sie, daß ihr Lächeln ganz das des Bildes sei. —

„Hochgelobter Gott!“ betete sie stille. „Du hast einen Abglanz von deiner Allmacht an einzelne Menschen übertragen! Gelobt seist du! — Du hast dem Einzelnen wunderthätige Fähigkeiten verliehen, daß sie nachbilden können die Geschöpfe, die du geschaffen; daß sie fesseln können das bewegliche Leben, und festhalten die flüchtige

Schönheit und hinfällige Blüthe des Mädchens. Gelobt ſeiſt du! — Aber was du zum Guten den Menſchen verleihſt, mißbrauchen ſie zum Böſen, und ſtatt dich anzubeten und zu verehren, du hochgelobter Gott, du Herr der Welten und König der Engel, mißbrauchen ſie ihre Wundergaben, um Götzenbilder zu errichten und Abgötterei zu treiben. — Hochgelobter Gott! Du haſt dem Maler erlaubt, von der Tochter deines auserwählten Volkes ein Götzenbild zu machen, zürne ihr deswegen nicht! Sie will nicht Königin der Engel und der Patriarchen ſein; denn das ſind deine Namen. Du biſt der einzige Gott, und deine Namen bleiben deine Namen, und preiſen und loben will ich dich ſtets, du einziger Gott, wie meine Erzväter Abraham, Iſaak und Jakob dich gelobt und geprieſen haben, und wie die Rabbinen es vorſchreiben, denen du einen Abglanz von deinem göttlichen Geiſte verliehen haſt. — Amen.“

Nachdem ſie ſo gebetet, fielen ihre Augen wieder auf den Spiegel, — und ſie ſtieß einen Schrei aus und verbarg haſtig den Brief in ihren Buſen. — Schief-Levinche, in ſeiner ganzen Häßlichkeit, ſtand in der weitgeöffneten Thür auf der Schwelle, und hatte ſie belauſcht. Er hinkte näher.

„Haſt du nichts zu thun?“ fragte er. „Was ſtehſt du mitten im Zimmer? Was ſchauſt du dich im Spiegel? Was beguckſt du dein Portrait? Was verſteckſt du da für ein Papier? Gieb dir keine Mühe, ich habe alles geſehen!“

— „Levinchelieb! das Papier geht Dich nichts an.“

— „Aber ich will es ſehen!“

— „Ich werde es dir aber nicht zeigen!“

— „Aber du mußt, und ich gebe dir noch kein gutes Wort darum!“

— „Ich bin ja noch nicht deine Frau, daß ich dir gehorchen muß!“

— „Du ißt hier, du trinkſt hier, du biſt den ganzen Tag hier im Hauſe, deine Eltern kümmern ſich nicht mehr um dich, und ich gebe dir alles, alſo mußt du mir gehorchen!“

— „Schrei nur nicht ſo!

— „Zeig mir das Papier, oder ich ſchreie, daß die Leute auf der Straße ſtille ſtehen.“

— „Willſt du mir Verdruß machen?“

— „Ich will das Papier ſehen!“

— „Schwöre mir erſt, daß niemand, weder dein noch mein Vater, noch meine Mutter, noch ſonſt jemand etwas von dieſem Brief erfahren ſollen.“

Schief-Levinche ſchwur: „Bei meiner Geſundheit und bei meinem Leben, bei meines Vaters koſcheren Bart, und bei der Seele meiner Mutter!“ Wobei ſoll ich noch ſchwören? —

Mariamne war befriedigt und reichte ihm den Brief.

Er durchlas ihn und rief ein mal über das andere: „Gott! welche Bosheit! Gott! welche Verruchtheit! Gott! welch ein Scheuel und Grauel! Gott! welche Gemeinheit! Gott! welche Verworfenheit!“

In proteſtantiſchen Ländern erblicken die Juden den Urheber aller ihrer Leiden und Verfolgungen in Jeſus

Chriſtus; in katholiſchen Ländern gilt ihnen die heilige Jungfrau als das verächtlichſte, haſſenswertheſte Geſchöpf, und man kann einer Jüdin daſelbſt keinen größeren Schimpf, keine empfindlichere Beleidigung anthun, als, indem man ſie eine Mutter Maria nennt. —

Mariamne aber war mehr als beſchimpft und beleidigt durch dieſen Brief. — Abgötterei gilt bei den Juden für den ſchändlichſten Frevel, auf welchem die ſchrecklichſten Flüche und Strafen ruhen, und das unreinſte und ſcheuſeligſte iſt ein Götzenbild; man darf nicht daran denken, ohne ſich ſchwer zu verſündigen. — Und die ſchöne, fromme Rabbinerstochter war laut jenem Briefe zu einem Götzenbild gemacht worden, mit welchem Abgötterei getrieben wurde. — — Leichenblaß und mit zitterndem Munde fragte er: „Mariamnelieb! Wie kommſt du zu dem Brief?“

— „Als ich zu euch ging, rannte jemand eilig mir vorüber, und ſchob mir das Papier in die Hand.“

— „War's ein Chriſt?“

— „Welche Frage! Juden beſtellen doch ſolche Briefe nicht!“ —

— „Und von Chriſten nimmſt du ſolche Briefe an?“

— „Wußte ich, was es war? Ich dachte, es ſei ein amtliches Schreiben an den Rabbi, ich nehme dem Gerichtsboten öfters die Briefe für meinen Vater ab.“

— „Mariamnelieb! Du lügſt mir voll den Hals. Schreiben die Gerichte auf feinem, wohlriechendem Papier? Sind ſie ſo galant und zuvorkommend gegen uns arme Juden?“ —

— „Ich ſage dir ja, ich wußte nicht, was es war!“

— „Und ſolche Briefe lieſt du und wirfſt ſie nicht von dir mit Abſcheu und Entſetzen?“

„Was mit hebräiſchen Buchſtaben geſchrieben iſt, darf ich leſen. Mein Vater hat es mir erlaubt, denn es ſind die Schriftzüge unſerer heiligen Sprache.“

Schief-Levinche verlor die Geduld. Voll Verdruß, ihr nichts anhaben zu können, hinkte er zur Thür und ſchrie aus vollem Halſe:

Vater! Vaterlieb! Komm der Vater! Hört der Vater nicht? Der Vater ſoll den Augenblick kommen!“

Der reiche Israel eiligſt herbeirennend, ſchrie eben ſo, und faſt zugleich mit ſeinem Sohne: „Nu! Nu! Was giebts? Was iſt dermehr? Was iſt los? Was iſt geſchehen? Was ſchreiſt du? Was ärgerſt du dich? Was ſoll ich?“

Schief-Levinche reichte ihm den Brief: „Vaterlieb! ſolche Briefe nimmt meine Braut auf offener Straße von Chriſten an, das ſind die Freuden, die dir deine liebe Schwiegertochter macht, und obendrein will ſie noch Recht haben!“

„Du haſt falſch geſchworen!“ ſprach Mariamne mit Entſetzen.

— „Habe ich falſch geſchworen?“ entgegnete er höhniſch. — „Ich bin doch kein Rabbi und kein Gelehrter, der allemal ſchwören kann richtig. Ich bin doch nur ein Handelsjude und kann auch Mal ſchwören falſch.“ Ich ſchwöre falſch das ganze Jahr, mein Geſchäft bringt das ſo mit ſich. Du aber biſt eine Rabbinerstochter

und ſprichſt wie ein Gelehrter! Nun? Was biſt du jetzt. Eine Mutter Maria, ein böſes Götzenbild in einer unreinen Chriſtenkirche. Pfui über dich, pfui! pfui!“

— „Gott iſt gerecht, er wird mir nicht entgelten laſſen, wenn andere ſich an ihn verſündigen; du aber hüte dich, daß er deine Meineide nicht ſtraft.“

— „Gott hat auch mehr zu thun, als ſich darum zu kümmern, ob ich falſch oder richtig ſchwöre.“

Indeß hatte der reiche Israel den Brief durchleſen. „Gott ſoll doch behüten und bewahren;“ rief er, indem er mit Abſcheu den Brief auf den Tiſch warf. „Welch ein Abſchaum von Sünde! Welch ein Bodenſatz von Verruchtheit! Man verunreinigt ſich die Hände, die das Papier halten und die Augen, die die Buchſtaben leſen. — Mariamnelieb! Gott ſei dir gnädig! Weißt du, wer die heilige Jungfrau iſt? Das iſt die Mutter Maria, die Mutter jenes gekreuzigten, verſpieenen, ausgepeitſchten Baſtards, den die Chriſten zu ihrem Abgott gemacht! — Mariamnelieb! Gott hat dich doch geſtraft! Er hat dich geſtraft grauſamlich!“ —

„Was thut der Vater damit?“ rief Schief-Levinche. — „Sie freut ſich darüber! Ich habe ſie belauert, wie ſie ſich freute! — Hier ſtand ſie, mitten im Zimmer, mit dem Brief in der Hand. Bald ſchaute ſie dahin auf das Bild, bald dorthin in den Spiegel, um zu vergleichen von Wort zu Wort den Brief mit Zug für Zug ihres Bildes, ob ſie auch wirklich iſt eine Mutter Maria, und als ſie geſehen hat, ſie iſt eine Mutter

Maria, hat ſie zuſammengelegt die Hände, und die Lippen bewegt, und hat angebetet ſich ſelbſt als die Mutter Maria. —

„Pfui über dich du böſer Lügner!“ rief die zärtliche Marianne, die gar nicht wußte, wie ihr geſchah, und womit ſie ſolch eine feindſelige Behandlung verdient hatte.

„Still! ſtill Kinder!“ rief der reiche Israel.“ Was zankt ihr Euch, was ärgert ihr Euch? Ich glaube noch gar nicht die ganze Sache. Schweigt um Gotteswillen, damit nicht ruchbar werde, was uns allen zur Schande gereicht.“

— „Was glaubt der Vater nicht?“

— „Es iſt kein Götzenbild von ihr gemacht; es iſt eine Bosheit von dem Chriſten, der den Brief geſchrieben. Er wollte ſich über ſie luſtig machen; er wollte ſie zum Narren haben.“

— „Wenn man ein Judenmädchen zum Narren haben will,“ wandte Marianne ein, ſo malt man nicht ſo feine hebräiſche Buchſtaben auf feines wohlriechendes Papier mit goldener Borte.

„Da ſieht es der Vater! rief Schief-Levinche. — Sie freut ſich darüber, die Maſſe Behema; ſie ſchätzt es ſich zur Ehre, die Mutter Maria zu ſein! — Was habe ich dem Vater geſagt? Sie iſt dumm, dumm wie ein Vieh! — So groß wie ſie iſt, ſo dumm iſt ſie! Sie iſt dumm zum Erbarmen! Sie iſt ſo dumm, daß ſie nicht weiß, ob ſie lebt! Es iſt eine Strafe von Gott, daß ein Weibsbild ſo dumm iſt! —

Zweierlei konnte Marianne nicht vertragen: wenn sich jemand frevelhafterweise versündigte, und wenn man sie für dumm erklärte; und ostegmatische Naturen, stört man sie aus ihrer Ruhe auf, sind einer wunderbaren Aufregung fähig. — Die sanfte schüchterne Marianne begann plötzlich mit glühenden Wangen und blitzenden Augen: „Ja! ich bin dumm; denn ich thue, was ihr von mir verlangt. — Ich habe stille gestanden und stille gesessen bis zum Ohnmächtig werden. Ich habe den Himmel geschaut, bis mir der Nacken weh that, und obendrein habe ich dazu lächeln müssen und munter schauen. — Wer bestand darauf, ich müßte mich malen lassen? — Das warst du, Lebinche! — Wer schärfte mir ein, alles zu thun, was der Maler von mir verlangte? — das war Ihr, Herr Israel. — Ihr beiden habt mich dem Christen Preis gegeben, daß er ein Götzenbild von mir mache. — Ihr könnt wohl das größte Wort haben gegen ein unwissendes Mädchen, da ihr zwei Männer seid: Ihr könnt schreien und mich behandeln, nicht als ob ich Braut und Schwiegertochter, sondern als ob ich eine fremde Person und Eure Magd sei. Meinem Vater aber bin ich keine fremde Person und keine Magd, und der Rabbi wird sich seiner Tochter schon annehmen, denn der Mann weiß, was er zu thun hat. — Auch habe ich hier den Brief — darin steht alles. — Hier steht: Der Maler wußte schlau und listig deinen Bräutigam zu bewegen, daß er dich malen ließ.

Also hat mein Bräutigam, welcher sich einbildet, ein kluger Kopf zu sein, sich von einem Christen betrügen

lassen. — Hier steht: Dem Maler wurde viel Geld geboten — und hier steht: Dein Bräutigam verstand sich dazu, in Hoffnung eines ansehnlichen Gewinstes! — Also bin ich verkauft und verhandelt worden! — Kann ich dafür? Ich bin nur ein Mädchen, ich muß thun, was diejenigen heißen, denen ich angehöre, und was mein Schwiegervater und mein Bräutigam von mir verlangen. Ich habe es gethan. Es steht auch in dem Brief. — Hier: Der Maler quälte dich sehr; in einer unbequemen Stellung mußtest du stundenlang verweilen, nur um recht bleich und leidend auszusehen um dich, wie du leibst und lebst, als Heilige in Verklärung darzustellen. — Endlich ist hier auch das Bild. — Es sieht bleich und leidend genug aus, obschon es lächelt und heiter schaut — und so kann jederman sehen, was ich dabei gelitten habe, indem ich that, was Ihr von mir verlangtet.

Mit Erstaunen hatte der reiche Israel ihr zugehört. Er blickte seinen Sohn mit einer Miene an, welche ungefähr auszudrücken schien: Also die hältst du für dumm? —

Schief-Levinche aber gerieth völlig außer sich. „Die Trauer über dich!“ fing er an zu fluchen. „Ein böses Fieber auf deine rothen Wangen, die schwarzen Blattern auf deine glatte Haut; geh mir aus den Augen, oder ich vergreife mich an dein Mutter Maria Gesicht.

Marianne antwortete stolz: — „Soll ich zu Hause gehen und meinem Vater sagen, daß du mich nicht mehr willst?“

„Kann er den Kauf bezahlen? hat er fünfhundert Thaler? Ich ruhe nicht und ſolle ich den Rabbi ſammt der Rabbinn von hier treiben, daß ſie wie heimathloſe Gäſte in der Welt herumziehen müſſen und betteln!“

„In meines Vaters Angelegenheiten,“ erwiederte ſie voll Würde, „habe ich kein Urtheil. Der Rabbi wird wiſſen, wer der Schuldige iſt und ich zeige ihm den Brief. Du haſt ihn geleſen und ich habe dir die Stellen genannt, auf die ich mich berufe. Vielleicht biſt du der Schuldige. Vielleicht ſpricht der Rabbi, er könne ſeine Tochter dem Manne nicht geben, der ſie leichtſinnigerweiſe den chriſtlichen Götzendienern preis giebt. — Vielleicht ſpricht er, ſeine Tochter ſolle Buße thun und du die Keſſen tragen. — Vielleicht verurtheilt er dich zu einer beträchtlichen Entſchädigung, weil ſeine Tochter jetzt gar keinen Mann bekommen kann. — Du ſagſt, ich bin dumm, aber ich kenne meine Rechte und ich weiß auch, daß, wenn du dich dem Urtheil des Rabbi widerſetzeſt, er dir die Synagoge verbieten und deinen Namen dort anſchlagen laſſen kann.“

Dies war keine leere Drohung, damals und dort hatte der Rabbi ſolche Macht. Der reiche Iſrael hielt daher für gerathen, ſich in das Geſpräch zu miſchen, und begann zu ſeinem Sohne:

„Du biſt doch ſo dumm wie ein Vieh; du biſt doch ſo dumm, ſo groß wie du biſt; du biſt doch dumm zum Erbarmen; du biſt doch dumm, daß es eine Strafe Gottes iſt!“

„Warum bin ich dumm wie ein Vieh?“ fragte Schief-Levinche. „Warum bin ich dumm, ſo groß wie ich bin?“ und ſo wiederholte er der Reihe nach alle dieſe ſchönen Redensarten.

„Was habe ich dir geſagt den Tag, wie der Gaſt zu mir gekommen iſt, betteln. — Ich habe dir geſagt; Levinche! bleibe zu Hauſe, es iſt ein unglücklicher Tag. Ich habe dir geſagt: Levinche! du wirſt machen ſchlechte Geſchäfte die ganze Woche, es iſt eine unglückliche Woche. — Nun! was haſt du gemacht für Geſchäfte? du haſt bekommen einen Patſch! du haſt bekommen einen Fußtritt und du haſt verſchimpfirt deine Braut. — Welch ein frommer Jude läßt malen ſeine Braut von Kopf bis Fuß in Lebensgröße? Welch ein kluger Jude läßt ſich betrügen von einem Chriſten, der ſagt: „Ich male dir deine Braut umſonſt;“ um ſie zu verkaufen als Mutter Maria. Schweig ſtille, da iſt das Bild und hier iſt der Brief, bitte deine Braut um Verzeihung; oder wie ſie zu ihrem Vater geht und den Mund aufthut — biſt du verloren, du biſt bankerot und ich helfe dir nicht.

Bleich und ſprachlos ſtand Schief-Levinche da und begnügte ſich, giftige Blicke auf ſeine Braut und ſeinen Vater zu werfen.

Allein Mariamne's Zorn war verſchwunden, ſobald ſie ſah, daß ſie Recht bekam, und ſie fing an zu weinen.

„Er hat an allem Schuld,“ klagte ſie „und hält doch nicht Friede. Ich wollte dieſen Brief unterdrücken und vernichten; aber er hat ihn mir abgedrungen. Es

iſt ein Geheimniß, welches ich ihm anvertraute, aber er hat es laut ausgeſchrieen. Ich habe ihm den Schwur des Stillſchweigens abgenommen, aber er hat ſeinen Eid gebrochen.

„Weißt du was? Mariannelieb!“ verſetzte der reiche Israel „wir können den Brief immer noch verbrennen. Ich ſchweige, das wirſt du mir zutrauen und er darf ſchon gar nicht den Mund aufthun.“

„Herr Israel!“ erwiederte ſie: „Ich werde gewiß niemals Zwiſtigkeiten erregen, ich werde meinen Eltern niemals Kummer machen und ſie aufhetzen gegen meinen Schwiegervater und Bräutigam, aber wenn ich jetzt den Brief vernichte, ſo verſündige ich mich. Sobald mir etwas Unreines begegnet und ich ſage es meinem Bräutigam, und er will ſchweigen, ſo iſt es ſeine Sache. So wie es aber ein dritter weiß, muß es auch der Rabbi wiſſen, damit er mir ſage, was ich thun muß, um wieder rein zu werden.“

— „Mariannelieb! du biſt zu fromm. Man kann nicht alles thun, was der Talmud befiehlt. Und zwiſchen zwei Uebeln wählt man das kleinſte.“

— „Wohl wahr! Aber was wird gewonnen, wenn ich nun den Brief zerreiße? Wird mein Vater nicht doch erfahren, was mir die Chriſten hier auf der Straße ſchriftlich geben? Und wer hat allen Verdruß, alle Qual davon? Von der Buße will ich gar nicht reden, doch wird es keine leichte ſein. Aber mein Vater wird weinen und klagen, daß ich ihm Gram und Kummer mache, und ich werde ſeine Thränen ſehen. Meine

Mutter wird mich ſchelten und ſchlagen, als ſei es Schade um den Schlag, der bei zu ginge, als ſei ich die Mutter Maria ſelbſt.“

— „Schlägt deine Mutter dich immer noch, obgleich du Braut biſt?“

Mariamne nahm ihr Tuch ab, zeigte den ſchneeweißen Nacken und die runden glänzenden Schultern, von blutrünſtigen Spuren entſtellt, die noch weit unter dem Kleide fort liefen. „So hat mich die Rabbizin erſt dieſen Morgen mit einem Scheitholz geſchlagen.“

Schief-Levinche fühlte bei dem Anblick dieſer reizenden, grauſam mißhandelten Formen ſeine ganze Zärtlichkeit wieder erwachen und rief, indem er ſich bald auf den langen rechten Fuß erhob, bald wieder auf den kleinen linken niederſank. „Du Engelsangeſicht, du bleibſt mein Schatz, mein Leben, meine Krone, meine Perle, mein Kleinod, mein Juvel.“

„Womit haſt du denn deine Mutter erzürnt?“ fragte der reiche Israel.

„Womit? — Ich?“ — entgegnete ſie befremdet. — „Die Rabbizin kann ſich mit den Talmudſchülern nicht vertragen, die ihr alle möglichen boshaften Streiche ſpielen, welches nur gar zu leicht angeht, weil meine Mutter nicht gut ſieht. Unter anderen — es iſt ſchrecklich zu denken, daß dergleichen im Hauſe eines Rabbi geſchieht — ſtellen ſie ihr das Milchgeſchirr dahin, wohin das Fleiſchgeſchirr, und das Fleiſchgeſchirr, wohin das Milchgeſchirr gehört. Dieſen Morgen, wie ich der Küche vorbei gehe, ſehe ich — man ſollte der-

gleichen gar nicht wieder erzählen — wie die Rabbizin Fleiſch in den Milchtopf legt, um es zu kochen. Vor Schreck zitterte ich am ganzen Leibe und rief außer mir: Mutter! was thuſt du? dies iſt ein Milchtopf. Der Topf und das Fleiſch ſind unrein! — die Rabbizin lief nach dem Zimmer und fragte: Wer hat den Fleiſchtopf vom Heerde genommen und den Milchtopf dafür hingeſetzt? Natürlich wollte es niemand gethan haben, da nahm ſie ein Stück Holz und ſchlug mich, weil ich an allem Schuld ſei, mich um gar nichts mehr kümmere und die Dame ſpiele, während ſie die Magd abgeben müſſe. — Bei allem dem iſt es noch ein Glück, daß ich es geſehen habe, ſonſt hätte mein Vater heute Mittag Unreines gegeſſen. Aber nun hat er gar nichts zu eſſen und ſitzt gewiß wieder da und weint. — „Ach Gott! Ach Gott! Wie geht es jetzt zu in unſerem Hauſe!“

Der reiche Israel eilte zur Thür, öffnete ſie und rief zur Küche „Brändel! Brändel!“

Die dicke alte Muhme, welche mit dem glühenden Geſichte und den vom Küchenfeuer gerötheten Augen ihrem Namen keine Schande machte, eilte herbei.

— „Was haben wir heute Mittag zu eſſen?“

— „Hammelfleiſch mit Zwiebeln.“

— „Iſt es rein koſcher, daß es ein Rabbi eſſen kann?“

— „Der Hammel war rein koſcher, Herr Israel? Simche Heimann hat ihn geſchlachtet.“

— „Brändel! füllt einen großen Topf, den größten den Ihr habt und ſchickt ihn dem Rabbi. — Was habt Ihr zum Abend?“

— „Fiſch mit Knoblauchſauce.“

— „Die beſten größten Mittelſtücke legt bei Seite, zu Abend für den Rabbi und Rabbizin.“

Brändel ging, um dieſer Aufträge ſich zu entledigen, und der reiche Israel ſprach zu Mariamne:

„Weine nicht mehr! denn du biſt ein braves, treues Mädchen, ganz ohne Arg und Falſch, und wenn Levinche ſo klug wäre, wie er zu ſein ſich einbildet, ſo würde er einſehen, welch eine gute Parthie er thut, und daß er mehr Glück hat als Verſtand. Arm wie du biſt, biſt du mir lieber, als wäreſt du das reichſte Mädchen von der Welt, die meinem Sohne Hunderttauſende zubringen kann. Warum? Du biſt friedſam, du läßt dir alles gefallen, nur um Zank zu vermeiden, und die Menſchen nicht aneinander zu hetzen. — Levinche iſt mit Blindheit geſchlagen, denn er klagt dich an und bereitet dir Verdruß. Ich aber bin dein Freund; ich halte viel von dir und ich will mich deiner annehmen; dir ſoll kein Haar gekrümmt werden, es ſoll dich niemand ſcheel anſehen, oder mein Name ſoll nicht Israel Levin ſein, das will ich dir ſchriftlich geben.“

„Ihr ſeid ſehr gut, Herr Israel,“ ſeufzte Mariamne; „aber die Schläge meiner Mutter ſind mir ſo gewiß, als hätte ich ſie ſchon.“

— „Sie darf dich nicht ſchlagen. Ich leide es nicht, und wenn ſie nicht Friede halten will, ſo bleibſt du hier und gehſt gar nicht wieder zu Hauſe zu deinen Eltern.“

Schönheit und hinfällige Blüthe des Mädchens. Gelobt ſeiſt du! — Aber was du zum Guten den Menſchen verleihſt, mißbrauchen ſie zum Böſen, und ſtatt dich anzubeten und zu verehren, du hochgelobter Gott, du Herr der Welten und König der Engel, mißbrauchen ſie ihre Wundergaben, um Götzenbilder zu errichten und Abgötterei zu treiben. — Hochgelobter Gott! Du haſt dem Maler erlaubt, von der Tochter deines auserwählten Volkes ein Götzenbild zu machen, zürne ihr deswegen nicht! Sie will nicht Königin der Engel und der Patriarchen ſein; denn das ſind deine Namen. Du biſt der einzige Gott, und deine Namen bleiben deine Namen, und preiſen und loben will ich dich ſtets, du einziger Gott, wie meine Erzväter Abraham, Iſaak und Jakob dich gelobt und geprieſen haben, und wie die Rabbinen es verſchreiben, denen du einen Abglanz von deinem göttlichen Geiſte verliehen haſt. — Amen.“

Nachdem ſie ſo gebetet, fielen ihre Augen wieder auf den Spiegel, — und ſie ſtieß einen Schrei aus und verbarg haſtig den Brief in ihren Buſen. — Schief-Levinche, in ſeiner ganzen Häßlichkeit, ſtand in der weitgeöffneten Thür auf der Schwelle, und hatte ſie belauſcht. Er hinkte näher.

„Haſt du nichts zu thun?“ fragte er. „Was ſiehſt du mitten im Zimmer? Was ſchauſt du dich im Spiegel? Was beguckſt du dein Portrait? Was verſteckſt du da für ein Papier? Gieb dir keine Mühe, ich habe alles geſehen!“

— „Levinchelieb! das Papier geht Dich nichts an.“

— „Aber ich will es ſehen!“

— „Ich werde es dir aber nicht zeigen!“

— „Aber du mußt, und ich gebe dir noch kein gutes Wort darum!“

— „Ich bin ja noch nicht deine Frau, daß ich dir gehorchen muß!“

— „Du ißt hier, du trinkſt hier, du biſt den ganzen Tag hier im Hauſe, deine Eltern kümmern ſich nicht mehr um dich, und ich gebe dir alles, alſo mußt du mir gehorchen!“

— „Schrei nur nicht ſo!

— „Zeig mir das Papier, oder ich ſchreie, daß die Leute auf der Straße ſtille ſtehen.“

— „Willſt du mir Verdruß machen?“

— „Ich will das Papier ſehen!“

— „Schwöre mir erſt, daß niemand, weder dein noch mein Vater, noch meine Mutter, noch ſonſt jemand etwas von dieſem Brief erfahren ſollen.“

Schief-Levinche ſchwur: „Bei meiner Geſundheit und bei meinem Leben, bei meines Vaters koſcheren Bart, und bei der Seele meiner Mutter!“ Wobei ſoll ich noch ſchwören? —

Mariamne war befriedigt und reichte ihm den Brief.

Er durchlas ihn und rief ein mal über das andere: „Gott! welche Bosheit! Gott! welche Verruchtheit! Gott! welch ein Scheuel und Grauel! Gott! welche Gemeinheit! Gott! welche Verworfenheit!“

In proteſtantiſchen Ländern erblicken die Juden den Urheber aller ihrer Leiden und Verfolgungen in Jeſus

Chriſtus; in katholiſchen Ländern gilt ihnen die heilige Jungfrau als das verächtlichſte, haſſenswertheſte Geſchöpf, und man kann einer Jüdin daſelbſt keinen größeren Schimpf, keine empfindlichere Beleidigung anthun, als, indem man ſie eine Mutter Maria nennt. —

Mariamne aber war mehr als beſchimpft und beleidigt durch dieſen Brief. — Abgötterei gilt bei den Juden für den ſchändlichſten Frevel, auf welchem die ſchrecklichſten Flüche und Strafen ruhen, und das unreinſte und ſcheuſeligſte iſt ein Götzenbild; man darf nicht daran denken, ohne ſich ſchwer zu verſündigen. — Und die ſchöne, fromme Rabbinerstochter war laut jenem Briefe zu einem Götzenbild gemacht worden, mit welchem Abgötterei getrieben wurde. — — Leichenblaß und mit zitterndem Munde fragte er: „Mariamnelieb! Wie kommſt du zu dem Brief?“

— „Als ich zu euch ging, rannte jemand eilig mir vorüber, und ſchob mir das Papier in die Hand.“

— „War's ein Chriſt?“

— „Welche Frage! Juden beſtellen doch ſolche Briefe nicht!“ —

— „Und von Chriſten nimmſt du ſolche Briefe an?“

— „Wußte ich, was es war? Ich dachte, es ſei ein amtliches Schreiben an den Rabbi, ich nehme dem Gerichtsboten öfters die Briefe für meinen Vater ab.“

— „Mariamnelieb! Du lügſt mir voll den Hals. Schreiben die Gerichte auf feinem, wohlriechendem Papier? Sind ſie ſo galant und zuvorkommend gegen uns arme Juden?“ —

— „Ich ſage dir ja, ich wußte nicht, was es war!“

— „Und ſolche Briefe lieſt du und wirfſt ſie nicht von dir mit Abſcheu und Entſetzen?“

„Was mit hebräiſchen Buchſtaben geſchrieben iſt, darf ich leſen. Mein Vater hat es mir erlaubt, denn es ſind die Schriftzüge unſerer heiligen Sprache.“

Schief-Levinche verlor die Geduld. Voll Verdruß, ihr nichts anhaben zu können, hinkte er zur Thür und ſchrie aus vollem Halſe:

Vater! Vaterlieb! Komm der Vater! Hört der Vater nicht? Der Vater ſoll den Augenblick kommen!“

Der reiche Israel eiligſt herbeirennend, ſchrie eben ſo, und faſt zugleich mit ſeinem Sohne: „Nu! Nu! Was giebts? Was iſt dermehr? Was iſt los? Was iſt geſchehen? Was ſchreiſt du? Was ärgerſt du dich? Was ſoll ich?“

Schief-Levinche reichte ihm den Brief: „Vaterlieb! ſolche Briefe nimmt meine Braut auf offener Straße von Chriſten an, das ſind die Freuden, die dir deine liebe Schwiegertochter macht, und obendrein will ſie noch Recht haben!“

„Du haſt falſch geſchworen!“ ſprach Mariamne mit Entſetzen.

— „Habe ich falſch geſchworen?“ entgegnete er höhniſch. — „Ich bin doch kein Rabbi und kein Gelehrter, der allemal ſchwören kann richtig. Ich bin doch nur ein Handelsjude und kann auch Mal ſchwören falſch.“ Ich ſchwöre falſch das ganze Jahr, mein Geſchäft bringt das ſo mit ſich. Du aber biſt eine Rabbinerstochter

nud ſprichſt wie ein Gelehrter! Nun? Was biſt du jetzt. Eine Mutter Maria, ein böſes Götzenbild in einer unreinen Chriſtenkirche. Pfui über dich, pfui! pfui!“

— „Gott iſt gerecht, er wird mir nicht entgelten laſſen, wenn andere ſich an ihn verſündigen; du aber hüte dich, daß er deine Meineide nicht ſtraft.“

— „Gott hat auch mehr zu thun, als ſich darum zu kümmern, ob ich falſch oder richtig ſchwöre.“

Indeß hatte der reiche Israel den Brief durchleſen. „Gott ſoll doch behüten und bewahren;“ rief er, indem er mit Abſcheu den Brief auf den Tiſch warf. „Welch ein Abſchaum von Sünde! Welch ein Bodenſatz von Verruchtheit! Man verunreinigt ſich die Hände, die das Papier halten und die Augen, die die Buchſtaben leſen. — Mariamnelieb! Gott ſei dir gnädig! Weißt du, wer die heilige Jungfrau iſt? Das iſt die Mutter Maria, die Mutter jenes gekreuzigten, verſpieenen, ausgepeitſchten Baſtards, den die Chriſten zu ihrem Abgott gemacht! — Mariamnelieb! Gott hat dich doch geſtraft! Er hat dich geſtraft grauſamlich!“ —

„Was thut der Vater damit?“ rief Schief-Levinche. — „Sie freut ſich darüber! Ich habe ſie belauert, wie ſie ſich freute! — Hier ſtand ſie, mitten im Zimmer, mit dem Brief in der Hand. Bald ſchaute ſie dahin auf das Bild, bald dorthin in den Spiegel, um zu vergleichen von Wort zu Wort den Brief mit Zug für Zug ihres Bildes, ob ſie auch wirklich iſt eine Mutter Maria, und als ſie geſehen hat, ſie iſt eine Mutter

Maria, hat ſie zuſammengelegt die Hände, und die Lippen bewegt, und hat angebetet ſich ſelbſt als die Mutter Maria. —

„Pfui über dich du böſer Lügner!“ rief die zärtliche Marianne, die gar nicht wußte, wie ihr geſchah, und womit ſie ſolch eine feindſelige Behandlung verdient hatte.

„Still! ſtill Kinder!“ rief der reiche Israel.“ Was zankt ihr Euch, was ärgert ihr Euch? Ich glaube noch gar nicht die ganze Sache. Schweigt um Gotteswillen, damit nicht ruchbar werde, was uns allen zur Schande gereicht.“

— „Was glaubt der Vater nicht?“

— „Es iſt kein Götzenbild von ihr gemacht; es iſt eine Bosheit von dem Chriſten, der den Brief geſchrieben. Er wollte ſich über ſie luſtig machen; er wollte ſie zum Narren haben.“

— „Wenn man ein Judenmädchen zum Narren haben will,“ wandte Marianne ein, ſo malt man nicht ſo feine hebräiſche Buchſtaben auf feines wohlriechendes Papier mit goldener Borte.

„Da ſieht es der Vater! rief Schief-Levinche. — Sie freut ſich darüber, die Maſſe Behema; ſie ſchätzt es ſich zur Ehre, die Mutter Maria zu ſein! — Was habe ich dem Vater geſagt? Sie iſt dumm, dumm wie ein Vieh! — So groß wie ſie iſt, ſo dumm iſt ſie! Sie iſt dumm zum Erbarmen! Sie iſt ſo dumm, daß ſie nicht weiß, ob ſie lebt! Es iſt eine Strafe von Gott, daß ein Weibsbild ſo dumm iſt! —

Zweierlei konnte Marianne nicht vertragen: wenn ſich jemand frevelhafterweiſe verſündigte, und wenn man ſie für dumm erklärte; und phlegmatiſche Naturen, ſtört man ſie aus ihrer Ruhe auf, ſind einer wunderſamen Aufregung fähig. — Die ſanfte ſchüchterne Marianne begann plötzlich mit glühenden Wangen und blitzenden Augen: „Ja! ich bin dumm; denn ich thue, was ihr von mir verlangt. — Ich habe ſtille geſtanden und ſtille geſeſſen bis zum ohnmächtig werden. Ich habe gen Himmel geſchaut, bis mir der Nacken weh that, und obendrein habe ich dazu lächeln müſſen und munter ſchauen. — Wer beſtand darauf, ich müßte mich malen laſſen? — Das warſt du, Levinche! — Wer ſchärfte mir ein, alles zu thun, was der Maler von mir verlangte? — das war't Ihr, Herr Israel. — Ihr beiden habt mich dem Chriſten Preis gegeben, daß er ein Götzenbild von mir mache. — Ihr könnt wohl das größte Wort haben gegen ein unwiſſendes Mädchen, da ihr zwei Männer ſeid; Ihr könnt ſchreien und mich behandeln, nicht als ob ich Braut und Schwiegertochter, ſondern als ob ich eine fremde Perſon und Eure Magd ſei. Meinem Vater aber bin ich keine fremde Perſon und keine Magd, und der Rabbi wird ſich ſeiner Tochter ſchon annehmen, denn der Mann weiß, was er zu thun hat. — Auch habe ich hier den Brief — darin ſteht alles. — Hier ſteht: Der Maler wußte ſchlau und liſtig deinen Bräutigam zu bewegen, daß er dich malen ließ. — Alſo hat mein Bräutigam, welcher ſich einbildet, ein kluger Kopf zu ſein, ſich von einem Chriſten betrügen

laſſen. — Hier ſteht: Dem Maler wurde viel Geld geboten — und hier ſteht: Dein Bräutigam verſtand ſich dazu, in Hoffnung eines anſehnlichen Gewinſtes! — Alſo bin ich verkauft und verhandelt worden! — Kann ich dafür? Ich bin nur ein Mädchen, ich muß thun, was diejenigen heißen, denen ich angehöre, und was mein Schwiegervater und mein Bräutigam von mir verlangen. Ich habe es gethan. Es ſteht auch in dem Brief. — Hier: Der Maler quälte dich ſehr; in einer unbequemen Stellung mußteſt du ſtundenlang verweilen, nur um recht bleich und leidend auszuſehen um dich, wie du leibſt und lebſt, als Heilige in Verklärung darzuſtellen. — Endlich iſt hier auch das Bild. — Es ſieht bleich und leidend genug aus, obſchon es lächelt und heiter ſchaut — und ſo kann jederman ſehen, was ich dabei gelitten habe, indem ich that, was Ihr von mir verlangtet.

Mit Erſtaunen hatte der reiche Israel ihr zugehört. Er blickte ſeinen Sohn mit einer Miene an, welche ungefähr auszudrücken ſchien: Alſo die hältſt du für dumm? —

Schief-Levinche aber gerieth völlig außer ſich. „Die Trauer über dich!“ fing er an zu fluchen. „Ein böſes Fieber auf deine rothen Wangen, die ſchwarzen Blattern auf deine glatte Haut; geh mir aus den Augen, oder ich vergreife mich an dein Mutter Maria Geſicht.

Marianne antwortete ſtolz: — „Soll ich zu Hauſe gehen und meinem Vater ſagen, daß du mich nicht mehr willſt?“

„Kann er den Knaß bezahlen? hat er fünfhundert Thaler? Ich ruhe nicht und ſollte ich den Rabbi ſammt der Rabbizin von hier treiben, daß ſie wie heimathloſe Gäſte in der Welt herumziehen müſſen und betteln!“

„In meines Vaters Angelegenheiten,“ erwiederte ſie voll Würde, „habe ich kein Urtheil. Der Rabbi wird wiſſen, wer der Schuldige iſt und ich zeige ihm den Brief. Du haſt ihn geleſen und ich habe dir die Stellen genannt, auf die ich mich berufe. Vielleicht biſt du der Schuldige. Vielleicht ſpricht der Rabbi, er könne ſeine Tochter dem Manne nicht geben, der ſie leichtſinnigerweiſe den chriſtlichen Götzendienern preis giebt. — Vielleicht ſpricht er, ſeine Tochter ſolle Buße thun und du die Koſten tragen. — Vielleicht verurtheilt er dich zu einer bedeutenden Entſchädigung, weil ſeine Tochter jetzt gar keinen Mann bekommen kann. — Du ſagſt, ich bin dumm, aber ich kenne meine Rechte und ich weiß auch, daß, wenn du dich dem Urtheil des Rabbi widerſetzeſt, er dir die Synagoge verbieten und deinen Namen dort anſchlagen laſſen kann.“

Dies war keine leere Drohung, damals und dort hatte der Rabbi ſolche Macht. Der reiche Israel hielt daher für gerathen, ſich in das Geſpräch zu miſchen, und begann zu ſeinem Sohne:

„Du biſt doch ſo dumm wie ein Vieh; du biſt doch ſo dumm, ſo groß wie du biſt; du biſt doch dumm zum Erbarmen; du biſt doch dumm, daß es eine Strafe Gottes iſt!“

„Warum bin ich dumm wie ein Vieh?“ fragte Schief-Levinche. „Warum bin ich dumm, ſo groß wie ich bin?“ und ſo wiederholte er der Reihe nach alle dieſe ſchönen Redensarten.

„Was habe ich dir geſagt den Tag, wie der Gaſt zu mir gekommen iſt, betteln. — Ich habe dir geſagt; Levinche! bleibe zu Hauſe, es iſt ein unglücklicher Tag. Ich habe dir geſagt: Levinche! du wirſt machen ſchlechte Geſchäfte die ganze Woche, es iſt eine unglückliche Woche. — Nun! was haſt du gemacht für Geſchäfte? du haſt bekommen einen Patſch! du haſt bekommen einen Fußtritt und du haſt verſchimpfirt deine Braut. — Welch ein frommer Jude läßt malen ſeine Braut von Kopf bis Fuß in Lebensgröße? Welch ein kluger Jude läßt ſich betrügen von einem Chriſten, der ſagt: „Ich male dir deine Braut umſonſt;“ um ſie zu verkaufen als Mutter Maria. Schweig ſtille, da iſt das Bild und hier iſt der Brief, bitte deine Braut um Verzeihung; oder wie ſie zu ihrem Vater geht und den Mund aufthut — biſt du verloren, du biſt bankerot und ich helfe dir nicht.

Bleich und ſprachlos ſtand Schief-Levinche da und begnügte ſich, giftige Blicke auf ſeine Braut und ſeinen Vater zu werfen.

Allein Mariamne's Zorn war verſchwunden, ſobald ſie ſah, daß ſie Recht bekam, und ſie fing an zu weinen.

„Er hat an allem Schuld,“ klagte ſie „und hält doch nicht Friede. Ich wollte dieſen Brief unterdrücken und vernichten; aber er hat ihn mir abgedrungen. Es

iſt ein Geheimniß, welches ich ihm anvertraute, aber er hat es laut ausgeſchrieen. Ich habe ihm den Schwur des Stillſchweigens abgenommen, aber er hat ſeinen Eid gebrochen.

„Weißt du was? Mariamnelieb!“ verſetzte der reiche Israel „wir können den Brief immer noch verbrennen. Ich ſchweige, das wirſt du mir zutrauen und er darf ſchon gar nicht den Mund aufthun.“

„Herr Israel!“ erwiederte ſie: „Ich werde gewiß niemals Zwiſtigkeiten erregen, ich werde meinen Eltern niemals Kummer machen und ſie aufhetzen gegen meinen Schwiegervater und Bräutigam, aber wenn ich jetzt den Brief vernichte, ſo verſündige ich mich. Sobald mir etwas Unreines begegnet und ich ſage es meinem Bräutigam, und er will ſchweigen, ſo iſt es ſeine Sache. So wie es aber ein dritter weiß, muß es auch der Rabbi wiſſen, damit er mir ſage, was ich thun muß, um wieder rein zu werden.“

— „Mariamnelieb! du biſt zu fromm. Man kann nicht alles thun, was der Talmud befiehlt. Und zwiſchen zwei Uebeln wählt man das kleinſte.“

— „Wohl wahr! Aber was wird gewonnen, wenn ich nun den Brief zerreiße? Wird mein Vater nicht doch erfahren, was mir die Chriſten hier auf der Straße ſchriftlich geben? Und wer hat allen Verdruß, alle Qual davon? Von der Buße will ich gar nicht reden, doch wird es keine leichte ſein. Aber mein Vater wird weinen und klagen, daß ich ihm Gram und Kummer mache, und ich werde ſeine Thränen ſehen. Meine

Mutter wird mich ſchelten und ſchlagen, als ſei es Schade um den Schlag, der bei zu ginge, als ſei ich die Mutter Maria ſelbſt.“

— „Schlägt deine Mutter dich immer noch, obgleich du Braut biſt?“

Mariamne nahm ihr Tuch ab, zeigte den ſchneeweißen Nacken und die runden glänzenden Schultern, von blutrünſtigen Spuren entſtellt, die noch weit unter dem Kleide fort liefen. „So hat mich die Rabbizin erſt dieſen Morgen mit einem Scheitholz geſchlagen.“

Schief-Levinche fühlte bei dem Anblick dieſer reizenden, grauſam mißhandelten Formen ſeine ganze Zärtlichkeit wieder erwachen und rief, indem er ſich bald auf den langen rechten Fuß erhob, bald wieder auf den kleinen linken niederſank. „Du Engelsangeſicht, du bleibſt mein Schatz, mein Leben, meine Krone, meine Perle, mein Kleinod, mein Juwel.“

„Womit haſt du denn deine Mutter erzürnt?“ fragte der reiche Israel.

„Womit? — Ich?“ — entgegnete ſie befremdet. — „Die Rabbizin kann ſich mit den Talmudſchülern nicht vertragen, die ihr alle möglichen boshaften Streiche ſpielen, welches nur gar zu leicht angeht, weil meine Mutter nicht gut ſieht. Unter anderen — es iſt ſchrecklich zu denken, daß dergleichen im Hauſe eines Rabbi geſchieht — ſtellen ſie ihr das Milchgeſchirr dahin, wohin das Fleiſchgeſchirr, und das Fleiſchgeſchirr, wohin das Milchgeſchirr gehört. Dieſen Morgen, wie ich der Küche vorbei gehe, ſehe ich — man ſollte der-

gleichen gar nicht wieder erzählen — wie die Rabbizin Fleiſch in den Milchtopf legt, um es zu kochen. Vor Schreck zitterte ich am ganzen Leibe und rief außer mir: Mutter! was thuſt du? dies iſt ein Milchtopf. Der Topf und das Fleiſch ſind unrein! — die Rabbizin lief nach dem Zimmer und fragte: Wer hat den Fleiſchtopf vom Heerde genommen und den Milchtopf dafür hingeſetzt? Natürlich wollte es niemand gethan haben, da nahm ſie ein Stück Holz und ſchlug mich, weil ich an allem Schuld ſei, mich um gar nichts mehr kümmere und die Dame ſpiele, während ſie die Magd abgeben müſſe. — Bei allem dem iſt es noch ein Glück, daß ich es geſehen habe, ſonſt hätte mein Vater heute Mittag Unreines gegeſſen. Aber nun hat er gar nichts zu eſſen und ſitzt gewiß wieder da und weint. — „Ach Gott! Ach Gott! Wie geht es jetzt zu in unſerem Hauſe!“

Der reiche Israel eilte zur Thür, öffnete ſie und rief zur Küche „Brändel! Brändel!“

Die dicke alte Muhme, welche mit dem glühenden Geſichte und den vom Küchenfeuer gerötheten Augen ihrem Namen keine Schande machte, eilte herbei.

— „Was haben wir heute Mittag zu eſſen?“

— „Hammelfleiſch mit Zwiebeln.“

— „Iſt es rein koſcher, daß es ein Rabbi eſſen kann?“

— „Der Hammel war rein koſcher, Herr Israel? Simche Heimann hat ihn geſchlachtet.“

— „Brändel! füllt einen großen Topf, den größten den Ihr habt und ſchickt ihn dem Rabbi. — Was habt Ihr zum Abend?“

— „Fiſch mit Knoblauchſauce.“

— „Die beſten größten Mittelſtücke legt bei Seite, zu Abend für den Rabbi und Rabbizin.“

Brändel ging, um dieſer Aufträge ſich zu entledigen, und der reiche Israel ſprach zu Mariamne:

„Weine nicht mehr! denn du biſt ein braves, treues Mädchen, ganz ohne Arg und Falſch, und wenn Levinche ſo klug wäre, wie er zu ſein ſich einbildet, ſo würde er einſehen, welch eine gute Parthie er thut, und daß er mehr Glück hat als Verſtand. Arm wie du biſt, biſt du mir lieber, als wäreſt du das reichſte Mädchen von der Welt, die meinem Sohne Hunderttauſende zubringen kann. Warum? Du biſt friedſam, du läßt dir alles gefallen, nur um Zank zu vermeiden, und die Menſchen nicht aneinander zu hetzen. — Levinche iſt mit Blindheit geſchlagen, denn er klagt dich an und bereitet dir Verdruß. Ich aber bin dein Freund; ich halte viel von dir und ich will mich deiner annehmen; dir ſoll kein Haar gekrümmt werden, es ſoll dich niemand ſcheel anſehen, oder mein Name ſoll nicht Israel Levin ſein, das will ich dir ſchriftlich geben.“

„Ihr ſeid ſehr gut, Herr Israel,“ ſeufzte Mariamne; „aber die Schläge meiner Mutter ſind mir ſo gewiß, als hätte ich ſie ſchon.“

— „Sie darf dich nicht ſchlagen. Ich leide es nicht, und wenn ſie nicht Friede halten will, ſo bleibſt du hier und gehſt gar nicht wieder zu Hauſe zu deinen Eltern.“

„Bleib du hier, Mariamne, bleib hier,“ rief Schief-Levinche und hüpfte bald auf ſein großes, bald auf ſein kleines Bein.

„Was meinſt du, warum ich deinen Eltern Eſſen ſchicke?“ fuhr der reiche Israel fort: „Wenn ſie ſitzen bei Tiſche, werde ich zu ihnen kommen mit dem Brief und ſagen: „Rabbi! Es iſt gekommen ein Unglück über uns; aber das Unglück iſt nicht ſo groß, daß Euch das Eſſen nicht ſchmecken ſollte.“ — Und des Abends, wenn die Rabbizin wird gegeſſen haben ein ſchönes Stück Fiſch mit Knoblauchſauce, und du kommſt zu Hauſe, wird ſie nicht daran denken, dich zu ſchlagen. — Hierauf wandte er ſich mit bedeutungsvollen Blicken zu ſeinem Sohne. „Du haſt hier nichts thun, geh hinaus.“

— „Wir eſſen doch gleich!“ wandte Schief-Levinche ein.

„Du gehſt hinaus!“ fuhr jener eben ſofort.

— „Warum ſoll ich hinaus gehen?“

— „Sie ſoll Ruhe haben.“

— „Ich thue ihr nichts.“

— „Es ſoll Ruhe im Hauſe ſein, während ich beim Rabbi bin.“

— „Aber ich will ihr was ſchenken.“

— Das kannſt du nachher thun.“

— „Ich will ihr ſchenken ein Ringelchen, ein Nadelchen, ein Perlenſchnürchen. Soll ich nicht ſchenken etwas an meine Braut?“

— „Nein, ich leide es nicht. Ich befehle dir, du ſollſt hinausgehen!“

Schief-Levinche merkte endlich die immer deutlicheren Winke ſeines Vaters und folgte ihm.

Draußen begann der reiche Israel: „Ich weiß nicht, Levinche, kannſt du mich nicht verſtehen, oder willſt du mich nicht verſtehen! du haſt doch ſonſt einen klaren Kopf, aber die Liebe macht dich dummerhaft!“

„Wie heißt?“ fragte Levinche.

— „Merkſt du denn nicht, daß ich dir etwas ſagen will, was ſie nicht hören ſoll?“ —

— „Nu? Was hat mir der Vater zu ſagen?“

— „Levinchelieb! Siehſt du denn noch nicht ein, daß das Mädchen nichts für dich iſt?“

— „Und wenn ſie gar nichts für mich iſt, heirathe ich ſie doch.“

— „Aber du kannſt dich doch nicht mit ihr vertragen.“

— „Und wenn ich mich gar nicht mit ihr vertragen kann, heirathe ich ſie doch.“

— „Aber was ſoll daraus werden?“

— „Und wenn gar nichts daraus wird, heirathe ich ſie doch!“

So bleib wenigſtens von ihr, du fluchſt ihr, du ſchiltſt ſie, du ärgerſt ſie; ſie kann uns doch machen ein böſes Spiel. Wenn ſie hingeht und ihrem Vater ſagt, womit ſie uns gedroht hat, kann es uns koſten viel Geld. Eiskalt überlief es mich, als ich ſie drohen hörte. Aber du haſt kein Gefühl.

— „Der Vater fürchtet ſich vor ſolch einer Maſſe Beheme?“

— „Wie heißt Maſſe Beheme? ſie iſt klüger als ich, und du und der Rabbi und die Rabbizin und noch zehn andere Juden zuſammen genommen. Aber ſie iſt jung, ſie iſt gleichgültig und träge, ſie weiß von nichts Böſem und läßt ſich Alles gefallen. Wenn du ſie aber ſchiltſt und ärgerſt und reizeſt, ſo fällt ihr Alles ein und ſie weiß Alles.“

— „Ich weiß doch, warum der Vater ſo ſpricht; der Vater hat ein Auge auf das Mädchen!“

Der reiche Israel öffnete die Zimmerthür. „Mariamne! rief er, ich ſchließe die Thür ab, du ſollſt Ruhe haben vor deinem Bräutigam, bis ich heimkehre. Biſt du es zufrieden?“

„Ja!“ ſagte ſie.

„Vaterlieb!“ rief Schief-Levinche. „Ich will ſie nicht ſchelten, ich will ihr nicht fluchen, ich will ſie nicht ärgern. Ich will ihr was ſchenken. Ein Ringelchen, ein Nadelchen, ein Perlſchnürchen!“

Der reiche Israel ſteckte den Zimmerſchlüſſel in die Taſche.

„Vaterlieb! Wenn ich das Mädchen nicht haben ſoll, lege ich mich auf die faule Seite. Ich gehe nicht mehr auf den Handel, ich verthue, verſpiele, vertrinke mein Geld. Ich mache dem Vater Kummer und Schande!“

Der reiche Israel ging zum Hauſe hinaus.

II.

Der Rabbi und der Parnaß. *)

Voll Zuverſicht und im Bewußtſein ſeines Uebergewichtes trat der reiche Israel bei dem Rabbi ein.

Noch war man nicht bei Tiſche. Das fette Eſſen war auf dem langen Wege kalt geworden, und während es aufgewärmt wurde, lernte der Rabbi mitten unter ſeinen Schülern, ſchaukelte ſich, ſang und ſchrie.

Um ihn in ſeiner heiligen Beſchäftigung nicht zu ſtören, nahm der reiche Israel ſtill und ſchweigſam Platz, aber in ſeinen düſtern, befremdeten Mienen war die Unglückskunde fingerdick zu leſen.

Die Rabbizin bemerkte dies zuerſt und fragte leiſe: „Herr Israel! Es iſt doch Gott bewahre nichts paſſirt?“

Ein vielſagendes Achſelzucken diente zur Antwort. Sie ward ängſtlich und neugierig, trat zu ihrem Manne, legte ihm die Hand auf die Schulter und machte ihn auf die Anweſenheit des reichen Mannes aufmerkſam. Der Rabbi hörte auf zu beten und ſchlug ſein großes Buch zu. —

Der reiche Israel begann endlich: — „Eure liebe Tochter, ſie iſt ein ſo gutes, ſo braves Mädchen — das arme Kind! — Sie will gar nicht wieder zu Hauſe

*) Dieſen Namen des Muſenberges führt ein jüdiſcher Gemeindevorſteher. Apoll weiß nichts davon und das ganze Collegium der Parnaßim heißt Kohl.

kommen! — Sie will ſich gar nicht mehr vor ihren Eltern ſehen laſſen!“

„Warum? Was iſt geſchehen?“ fragte die Rabbizin.

— „Das fragt Ihr?“ erwiederte jener. — „Ihr ſchlagt Eure Tochter. Ihr ſchlagt ſie grauſam, ihr ſchlagt ſie unbarmherzig; ihr ſchlagt ſie mit einem Stück Holz!“

— „Nun? Sie iſt meine Tochter, ich bin ihre Mutter. Ich muß wiſſen, was ihr zukommt.“

— „Sie iſt doch nicht blos Eure Tochter, ſie iſt meine Schwiegertochter auch.

— „Sie iſt doch noch nicht verheirathet.“

— „Das iſt gleich viel. Ihr habt ſie meinem Sohne zugeſagt. Wenn ich jemandem zuſage, ein Stück Waar abzuliefern, darf ich nehmen ein Stück Holz und ſchlagen darauf? Ich kann die Waare doch beſchädigen? ich kann doch ein Loch darein ſchlagen? — Ihr habt mir zugeſagt Eure gute unbeſchädigte Tochter, und mein Sohn will haben ein geſundes, heiles Frauenzimmer. Wenn ihr Eure Tochter aber wund und krank ſchlagen wollt, könnt ihr ſie für Euch behalten.“

— „Nun? Und das iſt alles, was ihr zu ſagen habt?“

— „Nein! Aber ich rede nicht eher ein Wort, als bis Ihr mir ſchwört bei Eurer Seele, daß ihr Eure Tochter nicht mißhandeln wollt. Denn ich komme nicht zu Euch, um gegen Eure Tochter etwas anzubringen, damit ſie mißhandelt werde. Wofern ihr das im Sinne

habt, laßt Euch die Sache von einem anderen erzählen. Morgen wird es ohnehin die ganze Welt wiſſen.“

„Bei meiner Seele ſchwöre ich Euch, ich will ihr nichts zu Leide thun! Sie mag begangen haben was ſie will.“

— „Sie hat nichts begangen. Sie hat gar keine Schuld! Aber wer kann für Unglück.“

„Ein Unglück?“ fragte die Rabbizin.

— „Ein Glück iſt es wahrlich nicht. Zum Voraus aber will ich dem Rabbi und der Rabbizin den Troſt geben, daß alles zwiſchen uns beim Alten bleibt. Es mag geſchehen ſein, was da wolle, mein Sohn nimmt Eure Tochter.“

Nach dieſer ſchlauen Vorrede, in welcher er zu verſtehen gab, daß ſein Sohn vielleicht einen Grund haben könne, zurück zu treten, überreichte er dem Rabbi den verhängnißvollen Brief, und dieſer empfing ihn mit jener gottſeligen Ruhe, in welcher ſich der Rabbi ſtets befand, wenn er nicht ſtudirte, und die ihn nur zu verlaſſen pflegte, wenn ein Geräuſch ſich erhob, während er etwas ſagen wollte, oder wenn er Speiſe und Trank begehrte und nichts vorhanden war, oder das Vorhandene ihm nicht anſtand.

Ohne eine Miene zu verziehen oder die geringſte Bewegung zu verrathen, durchlas er den Brief, dann ſprach er: „Rabbizin, ſteckt ein Licht an!“

Die Rabbizin brachte das brennende Licht. Er hielt den Brief über die Flamme, ſo lange er konnte, dann ließ er ihn zu Boden fallen und ſchaute ruhig

dem glimmenden Spiele der Funken zu, bis der letzte verloschen war.

Mit heimlicher Freude sah der reiche Israel ein Schreiben vernichtet, welches seinen Sohn als Urheber des ganzen Unfugs darstellte, und sein Uebermuth, seine Zuversicht mehrten sich und erreichten ihren Gipfel.

Von neuem begann der Rabbi: „Rabbizin! Ich werde morgen fasten, und das ganze Haus muß gereinigt und gescheuert werden von oben bis unten, denn es ist verunreinigt durch den Brief.“ — Dann zerriß er oben am Halse seinen Schlafrock, wie zu geschehen pflegt, wenn man den Tod seines nächsten Verwandten beklagt; — „Rabbizin, weine und klage,“ fuhr er fort, mit einer Ruhe, als sei das Weinen und Klagen nicht seine Sache, sondern gehöre zu den Obliegenheiten seiner Frau, „Weine und klage, denn wir haben keine Tochter mehr!“

„Todt!“ schrie die Rabbizin, „unsere Mariamne todt?“ Und die anwesenden Schüler riefen: „Gott Israels! furchtbar ist der Todesengel, denn der Mensch ist Erde, aber seine Seele preiset den Herrn für und für!“

„Schlimmer als todt!“ sagte der Rabbi, mit eben der, an Blödsinn grenzenden Ruhe. „Ihr Bildniß, als Mutter des Gekreuzigten, ist aufgestellt zur schwarzen Abgötterei auf dem bösen Altarstein, im unreinen Tempel der Nazarener!“

Diese Worte erregten kein Klagegeschrei, keine Angstgebete, sondern bleich, mit offenem Munde, standen die Anwesenden da, als wagten sie nicht, ihren Ohren zu

trauen, obgleich der Rabbi gesprochen hatte, dessen Worte heilig sind.

Der reiche Israel, der einzige gleichgültige Zuschauer dieses abentheuerlichen Auftritts, nahm das Wort:

„Rabbi! Nehmt auch die Sache nicht allzuschlimm. — Es ist ein Unglück. Aber für jedes andere Mädchen wäre das Unglück größer! denn Ihr seid der Rabbi. Hat sich jemand versündigt, müßt Ihr ihm verzeihen; ist jemand geworden unrein, müßt Ihr ihn Buße thun lassen. Eure Tochter ist doch unschuldig und hat sich vergangen in gar nichts. Ihr werdet sie thun lassen Buße, und werdet ihr verzeihen."

Der Rabbi sprach: „Ich habe meine Kleider zerrissen über sie, ich will nichts von ihr hören, ich will sie nicht wiedersehen, sie darf mir nicht wieder in's Haus."

— „Rabbi! Ich will mich nicht versündigen und Euch widersprechen. Ihr seid der Vater, Ihr könnt sie verstoßen, Ihr seid der Rabbi, Ihr könnt sie thun in Bann; aber geht von Haus zu Haus, fragt alle Juden, und sie werden sprechen: „Wo soll das Mädchen hin, was soll aus ihr werden?"

— „Sie kann hingehen, wohin sie will. Es mag werden aus ihr, was da wolle. Ich sehe sie nicht wieder, ich will nicht verunreinigen meine Augen an einem Götzenbild!" —

Der reiche Israel verlor die Geduld. „Heißt das wie ein Rabbi gesprochen?" rief er. „Ist Eure Tochter ein Bastard? Ist sie eine Verworfene, daß Ihr sie verstoßen wollet? Und warum verschwägert Ihr Euch mit

mir? Was verſprecht Ihr Eure Tochter meinem Sohn? Iſt ſie Euch nicht gut genug als Tochter, iſt ſie mir gewiß nicht gut genug als Schwiegertochter. — Ihr ſeid der Rabbi, aber ich bin der Vorſteher der Gemeinde. Ich und der ganze Vorſtand der Gemeinde, wir geben nicht zu, daß Ihr Eure Tochter verſtoßt; oder wir halten ſie aus auf Eure Rechnung, und ziehen Euch von Eurem Gehalte ab, was ſie gebraucht. — Ihr wißt nun, woran an Ihr ſeid, jetzt gehe ich nach Hauſe und ſchicke Euch Eure Tochter."

Hiemit ſtand er, ohne eine Antwort abzuwarten, vom Stuhle auf, und ſchritt trotzig und ohne Gruß zur Thür hinaus.

Kaum war er einige hundert Schritte weit, als er ſich beim Namen rufen hörte. Es war ein Schüler des Rabbi, der athemlos hinter ihm her rannte.

„Herr Israel! Herr Israel! rief er. — Die Rabbizin läßt Euch bitten, dem Rabbi nichts übel zu nehmen."

Ein reicher Mann iſt kurz angebunden, er weiß, daß man ihn nöthig hat, und will daher auch auf ſeine Freundſchaft Werth gelegt ſehen. Der reiche Israel erwiederte:

„Sagt der Rabbizin: „Was ich als Vorſteher der Gemeinde mit dem Rabbi zu thun habe, geht keinem dritten an, und ein dritter darf ſich nicht darin miſchen."

— „Aber die Rabbizin läßt Euch auch bitten, Nachſicht zu haben mit dem erſten Schmerz des Vaters. Der Rabbi wird ſich ſchon anders beſinnen."

„Was thu ich mit dem erſten Schmerz des Vaters?"

rief der reiche Israel. „Ob ſich der Rabbi beſinnen will oder nicht, iſt ſeine Sache. Sagt der Rabbizin, ich ſei ſehr böſe, und geht und laßt mich zufrieden.“

Er langte zu Hauſe an und ſprach zu Mariamne: „Deine Eltern ſind keine Menſchen! Du weinſt hier, weil ſie nichts zu eſſen haben; aber deine Mutter ſchlägt dich und dein Vater will dich verſtoßen. Ich aber leide das eine und das andere nicht, denn ich bin der älteſte Parnaß, und ſage ich: Ja, ſagt der ganze Kohl ja, und ſage ich: Nein, ſagt der ganze Kohl nein. Auch biſt du meine Schwiegertochter; alſo darf dich dein Vater nicht verſtoßen und deine Mutter nicht ſchlagen. Du brauchſt dich nicht zu fürchten, aber deine Eltern werden mich kennen lernen.“

Schief-Levinche kam und wollte ſeiner Braut ein Ringelchen, ein Nadelchen und ein Perlenſchnürchen ſchenken. Allein Mariamne nahm heute nichts und ſeufzte: „Ach! wäreſt du doch wie dein Vater!“

Schief-Levinche ergrimmte, ſagte aber kein Wort; in der Stille dachte er: „Deine Eltern werden meinen Vater kennen lernen, du aber, wart! — Du ſollſt mich kennen lernen.“ —

III.

Löbel Kurzweil.

Unter den Schülern des Rabbi befand ſich einer, Namens Löbel Kurzweil, welcher aber im ganzen Judenquartier der Schlemiehl hieß. (Das Wort Schlemiehl läßt ſich im deutſchen am Beſten durch Pechvogel wiedergeben.) Er hatte weder Eltern, noch Freunde, noch Verwandte, die etwas für ihn thun konnten, und eben ſo wenig konnte er etwas erwerben, da er den Talmud lernte. Bei ſeiner Armuth und dem völligen Mangel aller Hilfsquellen blieb ihm daher nichts übrig, als ein Choßet zu werden, ein gewaltig frommer Menſch, welcher von einem Sabbat bis zum anderen faſtet, das heißt: nüchtern bleibt bis Sonnenuntergang, dann aber ſich zum erſten, beſten Juden begiebt und ſpricht: „Ich lerne Talmud. Ich habe den ganzen Tag gefaſtet und bitte um einen Inbiß. Dann giebt ihm der Aermſte, was eben vorhanden iſt, und läßt ihn eſſen, ſo viel er will. Am Sabbat aber geht ein Choßet plätten.

Plätten oder Plätzen kommt von Platz, und bedeutet im verdorbenen Judendeutſch: um einen Platz am Tiſche eines Reichen betteln; denn auch der Arme ſoll ſich des Sabbats freuen, und der reiche Jude läßt zwei oder drei Couverts zum Freitagabend- und Sonnabendmittagsmahl auflegen, um mittelloſe oder arme Glaubensgenoſſen zu bewirthen.

Löbel Kurzweil war ein ſchlauer und geſchmeidiger Burſche, der jedem nach dem Munde ſprach, den Mantel nach allen Winden hing, und zu allem ſich brauchen ließ und zu gebrauchen war. Allein er war und blieb ein Schlemiehl. Obſchon er ein gewaltig frommer Menſch war, wollte man ihn weder in der Woche zum Inbiß, noch am Sabbat bei Tiſche zulaſſen, denn er hatte ſtets einen Löwenhunger und räumte auf, wie ein Vielfraß. Er war ſehr häßlich; Kleider, die man ihm ſchenkte, paßten ihm nicht, und er mogte tragen was er wollte, nichts kleidete ihm. Mariamne war bisher ſeine Vorſehung geweſen, und hielt große Stücke auf dieſen gewaltig frommen Menſchen. Sie hatte ihm eine Schlafſtelle auf dem Boden des elterlichen Hauſes unter dem Dache angewieſen, gab ihm von ihren eigenen Bettkiſſen, hatte alte wollene Decken und allerlei Lumpen zuſammengebettelt, um ihm ein warmes Lager daraus zu bereiten, und empfahl ihn hier und da zum Inbiß und zum Sabbatmahl; ſammelte für ihn Ueberreſte von Speiſen, und ſchenkte ihm auch wohl Geld zu Brod. Aber ſeitdem ſie Braut war, und alle Tage zum reichen Israel ging, konnte ſie nichts mehr für ihn thun. — Er ſagte deshalb eines Tages zu ihr:

„Mariamnelieb! Ihr macht eine reiche Parthie; aber warum? Bildet Ihr Euch ein, deshalb, weil Ihr ein Balmaſel (ein Glückskind) ſeid? Nein! ſondern deshalb, weil ich ein Schlemiehl bin. Ihr thut die reiche Parthie nicht zu Eurem Glück; ſondern zu meinem Unglück.“

Löbel Kurzweil war es, welcher dem reichen Israel auf der Straße nachgeeilt war, um ihn im Namen der Rabbizin zu beſänftigen.

Seitdem war etwa eine Stunde verfloſſen. Der reiche Israel hatte im Kreiſe ſeiner Hausgenoſſen das Mittagmahl verzehrt, und wollte eben den Segen ſprechen, als plötzlich die Hausthür haſtig aufgeriſſen wurde, und Löbel Kurzweil ins Zimmer ſtürzte und ausrief:

„Herr Israel! Herr Israel! ich bin gelaufen was ich konnte, um Herrn Israel zu beſtellen, daß ſich der Rabbi anders beſonnen hat. Er will ſeine Tochter nicht verſtoßen, ſie ſoll Buße thun, um ſich zu reinigen, und er will ihr verzeihen.“

„Wie heißt, er will ſie nicht verſtoßen?“ fragte der reiche Israel trotzig. „Iſt er ſeine Tochter nicht los? Koſtet ſie ihm noch was? Hat er nicht heute Mittag bekommen Eſſen durch ſeine Tochter? — Sage du dem Rabbi, wenn er ſich ein Anſehen geben will, und die Leute ärgern, ſo kömmt er bei mir an den Unrechten.“

„Löbel Kurzweil fuhr fort: „Mariamnelieb, die Rabbizin läßt Euch ſagen: Ihr könnt nach Hauſe kommen, wann Ihr wollt, Ihr habt nichts zu befürchten.“

„Wie heißt, nichts zu befürchten?“ rief der reiche Israel. „Sage Du der Rabbizin, ſie ſoll ſich ſchämen in ihren Hals hinein! Giebt ſie mir mit ihrer Tochter das Hemd auf dem Leibe? den Unterrock um die Hüften? Ich nehme ihre Tochter nackt und bloß, wie Gott ſie geſchaffen, und ſie ſchlägt dem Mädchen Löcher in die Haut? — Das iſt eine Bosheit, das iſt ein Frevel!

Morgen laſſe ich den Rabbi auf Kohls-Stube *) fodern und laſſe ihn fragen, ob er ſeine Frau in Ordnung halten kann oder nicht. — Wirſt du das beſtellen?“

„Wie heißt beſtellen? Ich werde eher ein Wort zuſetzen als weglaſſen. Ich bin doch in dem Hauſe wie Mariamne; was geſchieht, melde ich Euch, Herr Israel!“

„Löbel Kurzweil! Du biſt ein braver Junge. — Aber du biſt ein großer Schlemiehl. Wenn du früher gekommen wäreſt, hätteſt du können bei mir eſſen!“

— „Verzeiht, Herr Israel! Ich bin ein gewaltig frommer Menſch. Ich faſte von einem Schabbes zum anderen. Heute hätte ich doch nicht bei Euch eſſen können, aber nächſten Schabbes will ich bei Euch eſſen.“

— „Du biſt gar nicht dumm,“ lächelte der reiche Israel. „Für ein Wochenmahl, was du verſäumt haſt, nimmſt du dir ein Schabbesmahl, was du gewiß nicht verſäumen wirſt.“

— „Wie heißt ein Schabbesmahl? Am Schabbes macht man doch zwei Mahlzeiten? Ich werde die Abendmahlzeit ſo wenig wie die Mittagsmahlzeit verſäumen.“

— „Löbel Kurzweil! für einen gewaltig frommen Menſchen ſpeculirſt du gar nicht ſchlecht.“

„Was thut Ihr damit? Herr Israel, ich bin ein Schlemiehl. Aber ein Schlemiehl will doch auch einmal wiſſen, wie ein reicher Mann Schabbes macht, und

*) Der Gemeindeſaal, das Gemeinde-Gericht.

wo wird im ganzen Judenquartier ein beſſerer Schabbes gemacht, als bei dem reichen Israel."

Der reiche Israel fühlte ſich ſehr geſchmeichelt. Er ſprach: „Komm du Abends und Mittags, ich werde drei Pfund Fleiſch mehr nehmen, davon wirſt du doch ſatt werden!"

Löbel Kurzweil ging. Der reiche Israel ſegnete, und nachdem er vom Tiſche aufgeſtanden war, nahm er Mariamne bei Seite und flüſterte ihr leiſe in's Ohr. — „Wenn deine Eltern es zu arg machen, ſo drohe ihnen, du wolleſt zu den Chriſten laufen; ſo wie ich das höre, laſſe ich ſie beide auf Kohls-Stube fodern und ſage: ich will entweder Sicherheit haben für die fünf hundert Thaler oder für das Mädchen. Deine Eltern aber haben doch keine fünf hundert Thaler, alſo beſtehe ich darauf, dich hier ganz in's Haus zu nehmen."

Die ſanfte Mariamne fiel ihm voll Dankbarkeit um den Hals und küßte ihn. Er liebkoſete ſie, und Schief-Levinche, der es ſah, wollte vor Wuth und Eiferſucht berſten.

IV.

Rabbiniſche Weisheit.

Es war ſpät und Schief-Levinche geleitete ſeine Braut nach Hauſe, welche ſehr niedergeſchlagen war, und ſich fürchtete vor dem, was ihr zu Hauſe bevorſtand.

„Soll ich rathen,“ hub er an, „woran du denkſt?“

— „Wie kannſt du das?“

— „Eine große Kunſt. Du haſt heut nur drei Gedanken: der Spiegel, dein Bild und der Brief.“

„Du haſt es wirklich gerathen,“ ſagte Mariamne mit Erſtaunen. „Ja, der Brief, der Brief! — Jedes Wort hat ſich tief in mein Gedächtniß geprägt und quält mich und will mir nicht mehr aus dem Sinn.“

„Mariamne, du mußt Buße thun! ſchwere Buße!“

„Mein Vater wird mir nichts ſchenken. Aber ich will gerne faſten. Es wird mir nicht ſchwer, du weißt doch, wie wenig ich eſſe. Ich fürchte nur meine Mutter; ſie wird mir heute nichts zu Leide thun, aber morgen und übermorgen ſei Gott mir gnädig. Sie vergißt nichts, und wenn es noch ſo lange her iſt.“

— „Aber wenn ſie dir zerſchlägt einen Knochen? Wenn ſie dir zerſchlägt die Naſe? Wenn ſie dir ſchlägt ein Auge aus?“

„Fürchte nichts, Levinchelieb! Deine Braut ſoll nicht entſtellt werden. Ich bin ſo dumm nicht, wie du glaubſt. Ich habe mir vorgenommen, ihr ein Wort zu ſagen, und

wenn ſie es hört, wird die Waffe, mit der ſie mich ſchlagen will, aus ihren Händen fallen.“

„Und was iſt das für ein Wort?“

„Du ſagſt doch, ich bin dumm! Ich war es einmal, indem ich dir etwas anvertraute. Du haſt mich verrathen, und ich will nicht wieder dumm ſein!

Vergebens drang er mit Bitten, Drohungen, Verſprechungen und Schwüren in ſie. Lange Zeit ließ ſie ſich nicht irre machen. Endlich aber, als er im Namen Gottes und beim Wohle ihrer Eltern ſie beſchwor, geſtand ſie ihm.

„Dein Vater hat mir einen guten Rath gegeben, den ich befolgen werde. Ich drohe meiner Mutter mit Etwas, was unſere Heirath unmöglich macht. — Dann muß ſie mich in Ruhe laſſen, um nicht den Knaß zu bezahlen.“

Eiferſucht macht ſcharfſinnig, und Schief-Levinche hatte alle Qualen derſelben heute geſchmeckt.

„Ich weiß, was du deiner Mutter ſagen wirſt;“ rief er plötzlich. „Du wirſt ihr drohen, davon zu laufen, zu den Chriſten.“

Mariamne ſah ihn mit Erſtaunen an. — „Woher haſt du das gerathen?“ — Wäre es nicht ſo dunkel geweſen, ſo hätte ſie ſehen können, wie bleich er war, und wäre ſie minder mit ſich ſelbſt beſchäftigt geweſen, ſie hätte fühlen müſſen, wie ſein Arm in dem ihrigen zitterte.

„Ich will dir noch mehr ſagen,“ ſprach er mit ge-

preßter Stimme: „Zweimal wirst du es drohen, und wenn es nicht hilft, zum drittenmale Ernst machen.“

„Wie kannst du das denken?“ lächelte sie. „Habe ich nicht meine Nahrung, besser als ich sie gebrauche; Kleider, schöner als ich sie mir wünsche, und einen reichen Mann? Was finde ich bei den Christen? Meine Nahrung wird sein Schweinefleisch. Vielleicht würde ich noch reichere Kleider oder einen Mann, der ein bischen schöner ist als du, bekommen können; deshalb aber werde ich mich nicht versündigen gegen Gott, und werde meine Eltern nicht vor Gram und Herzeleid in die Grube bringen.“ —

Schief-Levinche erwiederte nichts, in der Stille aber meinte er: „Wenn sie an den Brief denkt, so denkt sie an die Engel, an den Altarschmuck von Gold und Juwelen, an die knieenden Christen und an die bösen Gebete der Priester. Dann fehlt auch nicht viel, so läuft sie zu den Christen, und ist hin für mich. — Weihgeschrieen!“ — —

Sie hatten das Haus des Rabbi erreicht und traten ein. Mariamne wünschte guten Abend, aber ihre Eltern dankten nicht und wandten die Augen von ihr.

„Soll ich verstoßen sein?“ fragte sie. „Wollt ihr mich nicht mehr anerkennen?“

Der Rabbi reichte ihr hinterrücks die Hand und sprach mit abgewandtem Gesichte: „Du bist meine Tochter, du bist mein einziges Kind. Aber die Bosheit der Christen hat mir verhaßt gemacht dein Antlitz, und deine

Züge voll Reiz und Milde machen mir jetzt Gram und Kummer!“

„Vaterlieb!“ erwiederte ſie. „Mit dieſem Antlitz habe ich dir gewonnen den reichen Schwiegerſohn. Wenn ich erſt verheirathet ſein werde, ſollſt du eben ſo viele Freuden an mir erleben, wie ich dir jetzt Kummer mache.“

„Die Freuden hätte ich doch erleben können, ohne daß du mir jetzt Kummer machſt.“

„Von nun aber will ich dir doppelte und dreifache Freuden machen.“

„Die doppelten und dreifachen Freuden hätteſt du mir doch auch machen können, ohne den Kummer jetzt. Du biſt doch meine Tochter, du mußt mir machen ſo viele Freuden, wie du mir machen kannſt, und ſo wenig Kummer, wie möglich. Den Kummer habe ich einmal, und das Geſchehene kannſt du nicht ungeſchehen machen. — Wehe dir, Mariamne! dein Bildniß prangt auf dem böſen Opferſtein der Chriſten. Gott wird dich haſſen!“

Mariamne erwiederte: „Die ſchwarzen Bethäuſer der Chriſten ſind dem Herrn ein Greuel. Er wendet ihnen ſein leuchtendes Antlitz nicht zu, um dort das Bildniß der Tochter des frommen Rabbi auf dem böſen Opferſtein zu erblicken.“

— „Nein! Mariamne! Nein! Gott iſt allwiſſend. Er ſieht, er hört alles. Er ſieht dein Bildniß auf dem böſen Opferſtein der Chriſten, und hört, wie ſie es anrufen: Mutter Maria.“ Hier ſpuckte der Rabbi aus. — „Weißt du, wer ſie war, die Mutter Maria?“

„Vaterlieb! das muß ich doch wohl wiſſen!“

Dieß hinderte den Rabbi jedoch nicht, folgendermaßen die Mutter Maria zu ſchildern:

„Sogar die Chriſten ſagen: Aus Nazareth kann nichts Gutes kommen, und was wiſſen die Chriſten von Gutem und Böſem, Reinem und Unreinem, Gottgefälligem und Sündlichem? — Aber Nazareth war der Pfuhl der Verderbniß, der Markt von allem Unreinen und Verbotenen, der Sitz der Unzucht und des Laſters, der Sammelplatz der Zauberer und böſen Geiſter, und die Chriſten wußten wenigſtens ſo viel, daß von Nazareth nichts Gutes zu erwarten war. Aber die Mutter Maria war nicht nur aus Nazareth; — ſie zeichnete ſich ſelbſt unter den Unzüchtigen durch Unzucht, unter den Laſterhaften durch Laſter, und durch Verworfenheit unter den Verworfenen aus. Wenn andere Nazarenerinnen mit Männern buhlten, oder unter einander oder mit Thieren, ſo buhlte ſie mit böſen Geiſtern und Teufeln; kurz, ihre Laſter ermüdeten die Allbarmherzigkeit Gottes und er ſprach: „Dieſe Maria macht es zu arg. Fortan will ich nichts mehr gemein haben mit den Sünden der Menſchen, und obgleich Unfruchtbarkeit der Fluch der Sünde iſt, obgleich der Schooß dieſer Maria entweiht, verflucht und verdorrt iſt, ſoll ſie dennoch Mutter werden. Aber ſie ſoll gebähren ein Kind meines Fluches und meines Zornes, einen Abgott der Sünde und aller Sünder, damit mein herrlicher Name nicht ferner entweiht werde durch die Verderbniß meines Volkes.“ — Wehe dir Mariamne! Gott wird hören dein Bildniß auf dem böſen Opferſtein anrufen: „Mutter Maria!“ —

„Vaterlieb!“ rief ſie ſchmerzlich. „Warum ſprichſt du dieſe Worte der Schmach zu deiner unſchuldigen Tochter in Gegenwart ihres Bräutigams?“

„Mariamne! Du willſt in die Ehe treten!“ fuhr der Rabbi fort. „Wehe dir, wenn Gott deinen Schooß verflucht!“

„Wo ſteht geſchrieben?“ fragte Mariamne zürnend „daß die Sünden eines Bildniſſes heimgeſucht werden ſollen an dem Urbild?“

„Unreines Weib! willſt du disputiren mit dem Rabbi, deinem Vater?“

„Ich bin auch zugegen, wenn mein Vater ſtudirt, ich höre eben ſo fleißig zu, und lerne eben ſo viel, wie einer ſeiner Schüler!“

„Aber du biſt ein Frauenzimmer, und Gott hat dich geſtraft, weil du forſchteſt nach einer Weisheit, die nicht für dein Geſchlecht iſt. — Ich ſage, wehe dir, wenn Gott deinen Schooß verflucht, und du ein Kind des Zornes und des Fluches gebärſt, gleich dem der Mutter Maria.“

Mariamne bedeckte ihr Antlitz mit ihren weißen, zarten Händen, und Schief-Levinche war ſeelenvergnügt, daß der Rabbi ihr ſo wacker den Text las.

Der Rabbi fuhr fort: „Dieſes Kind des Fluches kam mit Zähnen zur Welt, und biß ſeiner Mutter, die es ſäugen wollte, in die Bruſt. Statt etwas zu lernen, widerſprach es ſeinen Lehrern; ſtatt im dreizehnten Jahre vor der Thora zu erſcheinen, ging es in den Tempel Zion und nannte alle dortigen Rabbinen Lügner

und Dummköpfe. Endlich ward es ein Jüngling und ſtieg hinab in den Mittelpunkt der Erde, um den Schemhamforaſch *) zu ſtehlen, in der Meinung, dadurch allmächtig zu ſein. Denn, wer den Namen Gottes kennt, der kann vollbringen was er will. Jener Baſtard aber erfüllte nur ſeine Beſtimmung; denn als Dieb des Schemhamforaſch, war er nur der Abgott der Sünder und der Sünden, und der allmächtige Schöpfer des Himmels und der Erden, der alles geſchaffen, auch das Böſe; hat durch dieſen Diebſtahl des göttlichen Namens nichts mehr gemein mit dem Böſen, ſondern alle Sünden werden begangen im Namen jenes Baſtards. Aber dieſer Baſtard wollte ſein eben ſo viel, wie der hochgelobte Gott, und wollte haben alle deſſen Ehren, und ſprach: „Ich bin der Tempel Zion; Ich bin der heilige Leuchter; Ich bin die Bundeslade; Ich bin die Geſetztafel.“ Und mittelſt des geſtohlenen Schemhamforaſch flog er endlich gar gen Himmel; allein er fand ſeinen Meiſter. Damals lebte ein weiſer und frommer Rabbi, welcher durch die Kabala den Schemhamforaſch wußte, und viele Zauber verrichtete durch Gebet und Erlaubniß Gottes. Dieſer flog dem Dieb des Schemhamforaſch nach, erreichte ihn, ergriff ihn von hinten und — erkannte ihn, daß der Baſtard ſeine geſtohlene Zauberkraft verlor, ſtürzte, und in eine Renn **) fiel. Am

*) Das allmächtige Wort, den Makrokosmus, den Namen Gottes.

**) Renn, verdorbenes Deutſch der Juden, für Rinne.

Paſſahfeſt fanden ihn ſeine Jünger in der Renn und zogen ihn heraus; darum nennen die Chriſten das Paſſahfeſt: Ausderen *), und ſagen, ihr Abgott ſei auferſtanden; weil ſie ihn haben gezogen aus der Renn **), Da nun die Zauberkraft des Baſtards dahin war, wurde er ergriffen, und mit zwei anderen Verbrechern an's Kreuz gehenkt. Der eine davon hatte gemordet, der andere geſtohlen, und als er nun dahing zwiſchen beiden, rechts den Mörder, links den Dieb, ſprach er zu demjenigen, welcher geſtohlen hatte: — „Verflucht ſeieſt du, weil du nur geſtohlen haſt. Wie kömmſt du dazu, neben mir gehenkt zu werden?“ Darauf wandte er ſich zu dem, welcher gemordet hatte, und ſprach: „Du biſt doch wenigſtens ein Mörder, und verdienſt eher deinen Galgen neben dem Meinigen.“

„Aus dieſem gehenkten Verbrecher nun, haben die Chriſten ihren Abgott gemacht! — Warum das? und woher? — Unſerer Sünden halber hat Gott uns in die Hände der Chriſten gegeben; aber ſie ſind nicht unſere Herrn. Gott iſt unſer Herr. Und die Chriſten ſind nur die Zuchtmeiſter, die Büttel, die Henker Gottes, die uns verfolgen, zertreten, foltern und zu Tode martern, unſerer Sünden halber. Für Henker aber iſt ein gehenkter Verbrecher zum Abgott gut genug, und nur ein

*) Im Judendeutſch wird Oſtern Ausderen ausgeſprochen.

**) Dieſe Sage war in früheren Zeiten unter den Juden ſehr verbreitet, und findet ſich in hebräiſchen Büchern vielfach angedeutet.

goge betritt, keine Speiſe berührt, kein Buch in die Hand nimmt, ohne ſich die Hände gewaſchen zu haben. Vergiß alſo nicht, der Abtritt iſt der Aufenthalt böſer Geiſter und ſchnöder Abgötter, die man zu böſen Zaubern anruft, weshalb man ihn betritt mit dem rechten, und verläßt mit dem linken Fuß. — Vier Wochen ſoll deine Buße dauern, und du ſollſt faſten vom Morgen bis Abend; und ſo oft der Tag ſich neigt, ſollſt du, ehe du dein Faſten unterbrichſt, in's Bad gehen. — Gieb Acht, meine geliebte Tochter, wenn du vier Wochen gefaſtet und dich gebadet haſt, wirſt du mager, bleich und entſtellt ſein, du wirſt dir ſelbſt nicht ähnlich ſehen, geſchweige jenem Götzenbilde auf dem böſen Opferſtein; dann kann dein Vater dir vergeben. — Wie aber die Buße vollendet iſt, muß die Hochzeit ſein; du darfſt dich nicht wieder erholen, damit dein Bräutigam eine reine, gottgefällige Braut empfängt, und haſt du einmal unter dem Trauhimmel geſtanden, iſt dein Haar abgeſchnitten*), und ſind auch andere Veränderungen vorgefallen, ſo wird die Aehnlichkeit nicht mehr ſo gefährlich ſein, und Gott wird dir nicht mehr zürnen."

Mariamne betrachtete mit flehenden Blicken ihren Bräutigam. Er ſchwärmte ja für ihre Schönheit, konnte er einverſtanden ſein mit einer Buße, die ſie entſtellen mußte?

Schief-Levinche aber ſprach; „Gott ſegne Euch,

*) Jüdiſche Frauen dürfen ihr Haar nicht zeigen.
Anmerkung des Setzers.

der Haut eines Weibes, die heiligen Sprüche und Namen nicht ihre wohlthätige Kraft verlieren. Dann habe ich dir eine Camee *) gemacht, welche du tragen mußt auf der bloßen Herzgrube, und wenn du auf den Abtritt gehst, meine Tochter —"

Mariamne verhüllte wieder ihr Antlitz.

„Wenn du auf den Abtritt gehst," fuhr unbarmherzig jener fort, „so vergiß nicht die Lehre des Rabbi Akiba **), welcher sagt, man solle eintreten mit dem rechten Fuß, und hinaus treten mit dem Linken, denn alles Böse kömmt von links her, und böse Geister lieben das Unreine und halten sich gern in Abtritten auf. — Wenn ein Christ sein Wasser lassen will —"

„O Vater! Vater! Schonung!" rief Mariamne mit Unwillen. Schief-Levinche aber betrachtete vor lüsternem Behagen lächelnd seine Braut, und schien sich über ihre Schamhaftigkeit zu freuen.

„Wenn ein Christ sein Wasser läßt," wiederholte der Rabbi, „wohin geht er? — An seine Kirche. Wenn er ein anderes Bedürfniß hat, wohin setzt er sich? — An seine Kirche. — Er thut dies seinen Götzen zu Liebe, die so große Freude haben an allem, was unrein ist; während der Jude nicht die Schwelle einer Syna-

---

*) Talismann, mit dem Abracadabra, in dreieckiger Form beschrieben.

**) Rabbi Akiba ist berühmt wegen seiner großen Folianten über den Abtritt.

goge betritt, keine Speiſe berührt, kein Buch in die Hand nimmt, ohne ſich die Hände gewaſchen zu haben. Vergiß alſo nicht, der Abtritt iſt der Aufenthalt böſer Geiſter und ſchnöder Abgötter, die man zu böſen Zaubern anruft, weshalb man ihn betritt mit dem rechten, und verläßt mit dem linken Fuß. — Vier Wochen ſoll deine Buße dauern, und du ſollſt faſten vom Morgen bis Abend; und ſo oft der Tag ſich neigt, ſollſt du, ehe du dein Faſten unterbrichſt, in's Bad gehen. — Gieb Acht, meine geliebte Tochter, wenn du vier Wochen gefaſtet und dich gebadet haſt, wirſt du mager, bleich und entſtellt ſein, du wirſt dir ſelbſt nicht ähnlich ſehen, geſchweige jenem Götzenbilde auf dem böſen Opferſtein; dann kann dein Vater dir vergeben. — Wie aber die Buße vollendet iſt, muß die Hochzeit ſein; du darfſt dich nicht wieder erholen, damit dein Bräutigam eine reine, gottgefällige Braut empfängt, und haſt du einmal unter dem Trauhimmel geſtanden, iſt dein Haar abgeſchnitten*), und ſind auch andere Veränderungen vorgefallen, ſo wird die Aehnlichkeit nicht mehr ſo gefährlich ſein, und Gott wird dir nicht mehr zürnen."

Mariamne betrachtete mit flehenden Blicken ihren Bräutigam. Er ſchwärmte ja für ihre Schönheit, konnte er einverſtanden ſein mit einer Buße, die ſie entſtellen mußte?

Schief-Levinche aber ſprach; „Gott ſegne Euch,

*) Jüdiſche Frauen dürfen ihr Haar nicht zeigen.
Anmerkung des Setzers.

Rabbi! Ihr urtheilt wie ein Daniel, wie ein weiser König Salomo. Was Euch die Tochter koſtet während der Buße, werde ich Euch vergüten, nur ſagt meinem Vater nichts davon, ich werde es aus meiner Taſche bezahlen."

„So geh denn, meine Tochter," ſprach der Rabbi ſanft, „und thue, wie ich dir geheißen; umgürte dein Hemd mit der Mappe, trage die Camee auf der bloßen Bruſt, und verſchleiere dein Antlitz vier Wochen lang, damit am Sabbat, wo du nicht büßen darfſt, niemand es erblicke. Auch darfſt du dein Haar nicht ferner tragen, wie du es bisher getragen haſt. Du verſchleierſt dein Antlitz, aber Gott ſieht es dennoch. Haſt du aber dein Haar verändert, und Gott ſieht dein Bildniß auf dem böſen Opferſtein, ſo wird er ſagen: „Dieſes iſt nicht die Tochter meines Knechtes, des frommen Rabbi Raphael Ben Eli, denn deſſen Tochter trägt das Haar anders."

Mariamne ging ſchweigend und ohne Nachtgruß.

Schief-Levinche aber, welcher die Weisheit des Rabbi wieder in der Stille bewundert hatte, hub an:

„Rabbi! Eure Tochter iſt gehorſam, aber dieſer Gehorſam gefällt mir nicht."

— „Ich bin doch der Rabbi! ich bin doch ihr Vater! Wie kann Euch ihr Gehorſam mißfallen?"

— „Ich fürchte, ihr Gehorſam iſt Trotz und Verachtung. — Habt Ihr den Brief geleſen Rabbi?"

— „Was erinnert Ihr mich an ſolchen Koth und Unflath! Mir wird übel!"

— „Aber Eure Tochter denkt daran den ganzen Tag. Sie ſpricht nicht, ſie ißt nicht, ſie denkt an den Brief, und wie die Chriſten ſie anbeten. Wenn ſie allein iſt, ſieht ſie ſich in den Spiegel und findet ſich ſchön, als müße ſie uns arme, häßliche Juden verachten.“

„Wie kann das ſein?“ fragte der Rabbi erſtaunt.

Schief-Levinche legte die rechte Hand auf ſein Haupt und ſprach feierlich: „So wahr der Gott Abraham's, Iſaak's und Jakob's der einzige Gott iſt, und ſo wahr ſein heiliger Name auf der Bundeslade prangt: Eure Tochter hat, wenn ſie allein war, nichts weiter gethan, als ſich im Spiegel geſehen, oder ihr Bild betrachtet. Es iſt daſſelbe Bild, welches der Maler Zug für Zug nachgeahmt hat, auf dem böſen Opferſtein der Chriſten, und ich habe Eure Tochter überraſcht, daß ſie mit zuſammengefügten Händen zu dieſem Bilde betete. — Nehmt Eure Tochter in Acht oder ſie entläuft Euch und geht zu den Chriſten.“

Der Rabbi und die Rabbizin ſchrieen laut auf vor Schreck.

Schief-Levinche fuhr fort: „Alle jüdiſche Flüche auf meinen Kopf, dieſes Licht ſoll meine Todtenkerze ſein, hier auf der Stelle ſoll mich die Erde verſchlingen, wenn Eure Tochter mir nicht geſagt hat, ſobald ihre Mutter ſie mißhandele, wolle ſie ihr drohen, daß ſie zu den Chriſten laufe.“

Die Rabbizin hielt ſich nicht länger und ſtürzte wie eine Furie aus dem Zimmer. Schief-Levinche aber verabſchiedete ſich und ging erleichtert nach Hauſe;

denn ein Geheimniß hatte keinen Raum in ſeiner krummen Bruſt, und was ihm keinen Schaden brachte, und andern verdroß, konnte er eben ſo wenig verſchweigen.

V.

Die Rabbizin.

Mariamne hatte ſich mit der Mappe umgürtet, die Camee in ihrem zarten Buſen verborgen, und ſich ihre Nachtkleider übergeworfen. Sie trat jetzt vor den Spiegel und löſte ihre Flechten, um ihr Haar anders zu legen, da ſtürzte plötzlich ihre Mutter, bleich vor Wuth, in ihre Kammer, ſpuckte dreimal giftig vor ihr aus, und ſchrie: — „Verworfene Ueberläuferin! — Gottverfluchtes Chriſtenſchwein! — Leibhaftige Mutter Maria!“ — Darauf riß ſie den Spiegel von der Wand und verſchwand damit.

Mariamne, welche an den ſinnloſen Jähzorn ihrer Mutter nur zu ſehr gewöhnt war, nahm ohne Arg die Kerze und trat damit vor den Spiegel im Schlafgemach ihrer Eltern, um ihr Haar wieder zu ordnen.

Aber von neuem erſchien die Rabbizin und riß auch dieſen Spiegel von der Wand, und eilte damit fort.

Mariamne ward ängſtlich. Es gab nur noch einen Spiegel im Hauſe, in der unteren Stube bei ihrem Vater. Um nicht mit fliegendem Haar zu Bette zu gehen, ging ſie hinunter.

Der Rabbi erhob ſein, in Thränen gebadetes Antlitz, ſchaute ſie an und ſpuckte aus: „Unſelige!“ rief er, „Was zeigſt du mir dein Antlitz ohne Schleier?“

„Vater!“ ſprach Mariamne, „Ich fürchte, Gott bewahre! die Mutter iſt wahnſinnig und kann keine Spiegel leiden.“

Kaum ſtand ſie wieder vor dem Spiegel und beſchäftigte ſich mit ihren Haaren, als die Rabbizin zum dritten Mal erſchien, und ihr auch dieſen Spiegel wegriß.

„Was ſoll ich denn anfangen?“ fragte Mariamne. „Mein Haar iſt lang und kraus, ich kann ohne Spiegel nicht fertig werden.“

„Ich will dir's machen,“ ſprach die Rabbizin, „ergriff ſie bei den langen, rabenſchwarzen Locken und zerrte ſie auf einen Stuhl.

„Mutterlieb! Du verſündigſt dich!“ klagte Mariamne. „Du darfſt mir nichts zu Leide thun!“

Aber die Rabbizin knirſchte mit den Zähnen: „Dein Glück, daß ich geſchworen habe, ſonſt würde es dir ſchlimm ergehen!“

„Mutterlieb!“ flehte Mariamne, „Du ſtreichſt mir alle Haare aus der Stirn, du entſtellſt mich, —“

— „Willſt du gehen mit geſcheiteltem Haar tief in der Stirn, wie der gekreuzigte Abgott der Chriſten?“

— „Mutterlieb! Du thuſt mir weh! Ich kann es nicht mehr aushalten!“

— „Wenn du dich ſträubſt, wenn du nicht ſtille hältſt, ſo reiße ich alle Haare dir aus.“ — —

Endlich war die Rabbizin fertig, und Mariamne hatte ihre Marter überſtanden. Die Mutter hatte ihr alles Haar in die Höhe geſtrichen und es oben zu einem großen, ungeſchickten Knoten zuſammengeflochten.

„Nun?“ fragte ſie ſchmerzlich lachend, „Habt ihr Eure Tochter jetzt genug entſtellt? Könnt ihr ſie endlich anſehen, ohne auszuſpucken?“

Die Aermſte hatte keinen Spiegel, ſonſt würde ſie geſehen haben, daß auch die ſonderbare Friſur, mit dem großen, runden Knoten mitten auf dem Schädel, ſie kleidete, und daß die in die Höhe geſtrichenen Haare nur neue Reize enthüllten: die zierlich-geformten, mit kleinen Löckchen eingefaßten Schläfen, die kleinen, feingewundenen Ohren, und die reinen Formen des Hinterkopfes; auch dieſes alles war wunderbar, regelmäßig und zart gebildet.

Ihr Vater, der ſie anſah, ſpuckte dennoch aus. „Wie heißt entſtellt?“ fragte er. „Du ſiehſt immer noch aus, wie ein Bild, wie angemalt und abgezirkelt. Rabbizin, du haſt lange Nägel, und ich habe die meinigen geſchnitten, kratze du ihr in ihrem Geſichte ein Stellchen auf, damit ſie wenigſtens nicht ganz gleich iſt ihrem Bilde auf dem böſen Opferſtein.“

„Ich laſſe mich nicht zerkratzen, ich will mein Geſicht behalten, wie Gott es mir gegeben!“ rief Mariamne,

und war zum erſten Mal im Leben zur Gegenwehr entſchloſſen.

Allein die Rabbizin ergriff ſie bei dem großen Knoten und zerrte ſie auf den Stuhl zurück. Mariamne bedeckte ihr Antlitz mit beiden Händen, aber die dürren Finger der Rabbizin bohrten ſich doch dazwiſchen und krümmten ſich, daß die derben Nägel ſchon ihre Wangen berührten.

„Mutterlieb!“ flehte ſie, „wenn du mich haſſeſt, ſo tödte mich! Ich will lieber ſterben, als entſtellt ſein.“

Umſonſt. Die Rabbizin hatte jetzt Gelegenheit, ihren lang gehegten Grimm zu kühlen.

„Hülfe! — Mord! — Feuer!“ ſchrie Mariamne mit grellender Stimme. — „Ich blute! ich blute!“

Es war geſchehen! — Mariamne's holde Wange blutete aus fünf Wunden. Jetzt war endlich ihre Taubengalle erregt, und ihr orientaliſches Blut gerieth in Wallung. Ihr langes, rabenſchwarzes Haar hatte ſich unter den Mißhandlungen von Mutterhänden wieder gelöſt, und umflatterte wild das ſchneeweiße Nachtgewand, befleckt von dem Blut, welches von ihrer Wange rieſelte. Mit weitaufgeriſſenen Augen und wetterleuchtenden Blikken ſtarrte ſie ihre Eltern an, erhob drohend die zarte Rechte und rief, wie ein zürnender Engel: „Wehe der Mutter, die mit Krallenhänden das ſchuldloſe Antlitz der Tochter zerfleiſcht! Wehe dem Vater, der auf ſein Geheiß das Blut ſeiner Tochter fließen ſieht! Ich bin Euer Glück, Eure Freude, Euer Reichthum auf dieſer Welt, und Ihr entſtellt mich! Die ſanfte, gehorſame

Tochter, auf der alle Augen mit Wohlgefallen ruhen, macht Ihr zum Scheusal! Erwartet nun auch keine Freuden mehr von mir, denn mein Geist geht irre, meine Sinne sind verstört. Ich werde Gram und Elend über Euch bringen, aber es wird nicht mein Werk sein, denn Ihr habt mich den bösen Geistern übergeben!"

Und mit fliegenden Locken, flatternden Gewändern eilte sie zur Thür hinaus, die sie lautdröhnend hinter sich in's Schloß warf.

Das Elternpaar sah sich lange schweigend an. Endlich begann die Rabbizin: „Hast du gehört, sie will Gram und Elend über uns bringen."

„Ich habe es gehört;" sprach der Rabbi, und zuckte die Achsel. „Ich wollte, sie wäre erst unter der Haube, damit ich meine gewohnte Ruhe wieder habe!"

„Sie will Gram und Elend über uns bringen;" wiederholte die Rabbizin, „das heißt, sie will zu den Christen laufen."

— „Ich wollte, sie wäre hingelaufen, so hätte ich die Ruhe, die mir gebührt, als frommer und weiser Rabbi." — —

Am folgenden Morgen dachte die Rabbizin ruhiger über den Auftritt nach, und fand ihn bedenklich. Sie fürchtete den Zorn des reichen Israel, die Verantwortlichkeit gegen Schief-Levinche, und alle anderen üblen Folgen, wenn sie ihre Tochter wirklich entstellt haben sollte. Allein der Rabbi hatte gesagt: „Rabbizin, kratze sie, du hast lange Nägel!" und was kann eine fromme Mutter weniger thun, wenn sie vernimmt, ihre Tochter will zu

den Chriſten laufen? — Sie theilte ihre Beſorgniſſe dem Rabbi mit, dieſer aber ſprach:

„Was ſoll ich dazu thun? Läuft ſie zu den Chriſten, ſo läuft ſie zu den Chriſten. Ich will haben meine Ruhe!“

„Aber du biſt doch der Vater!“

Der Rabbi zog unwirſch bald dieſe, bald jene Schulter in die Höhe, und warf ſich von einer Seite des Lehnſtuhls in die andere. — „So thu doch, was du willſt! Soll ich denn nicht haben meine Ruhe? Haſt du verloren alle Achtung vor deinem frommen, gelehrten Mann? — Thue in meinem Namen, was du willſt, als hätte ich dir befohlen, das zu thun, was dir zu thun beliebt.

Viertes Buch.

Die Buße.

I.

Ein treuer Diener.

Mariamne war in kein Bett gekommen. Sie hatte erſt mit kaltem Waſſer das Blut zu ſtillen geſucht, und dann unausgeſetzt kalte Umſchläge aufgelegt, indem ſie weinend und herzinniglich zu Gott flehte, er möge ihr das heile Antlitz wieder ſchenken. Alles, was ſie blankes im Zimmer hatte, mußte ihr zum Spiegel dienen; aber genau vermogte ſie nicht zu erkennen, oder vielmehr, ſie wagte nicht zu glauben, welche Verwüſtungen die Nägel ihrer Mutter auf ihrer zarten Wange angerichtet.

Immer noch war ſie beſchäftigt, naſſe Tücher aufzulegen, als die Rabbizin eintrat. Schreiend, als befürchtete ſie neue Mißhandlungen, floh ſie in einen

Winkel. Die Rabbizin folgte ihr dahin, nahm ihr die Hände vom Antlitz und hob ihren Kopf in die Höhe, um ihre Wunden zu prüfen. Sie waren ansehnlich genug; man hätte kaum glauben sollen, daß eine weibliche Hand das vermogt hätte.

„Mutterlieb!“ flehte Mariamne, „gestern warst du zornig, aber heute bist du bei kaltem Blute, und wirst mich doch nicht wieder kratzen?“

„Du hast's verdient!“ sprach die Rabbizin. „Eine fromme Mutter zürnt, wenn sie hört, ihre unselige Tochter wird zu den Christen laufen.“

— „Mutterlieb! Ich laufe nicht zu den Christen und habe es nie gewollt.“

— „Du hast gedroht, Kummer und Elend über deine Eltern zu bringen.“

— „Das habe ich gesagt im ersten Schreck, als ich mein Blut sah.“

— „Denkst du, ich weiß nicht, was es heißen soll? Besinne dich nur, was du mit Schief-Levinche gesprochen, dein Bräutigam hat uns alles wieder gesagt.“

— „Das hat er gethan? der schlechte Mensch!“ rief Mariamne trostlos. „Gott! Gott! Was habe ich gesündigt, daß ich dieses Mannes Gattin werden soll, der mir nur Leiden und Ungemach bereitet!“

Die Mutter nahm dieß für ein Bekenntniß, und fuhr höhnisch fort: „Wie du aussiehst! Die Augen roth und geschwollen, das Antlitz bleich und überwacht, und fünf tüchtige Löcher in den Wangen, die für's erste nicht wieder zu heilen. Alle Judentöchter, die zu den Christen

laufen wollen, ſollen ausſehen, wie du ausſiehſt. Und faſte nur vier Wochen, bade dich vier Wochen, du wirſt dich nicht wieder vor den Spiegel ſtellen und dich anbeten, als Mutter Maria.“

Mariamne warf ſich zu Boden und fing bitterlich an zu weinen.

Wenn eine Jüdin Buße thut, ſo wird ſie unter die Aufſicht eines Mannes geſtellt, der ihre Buße leitet, und dafür ſorgt, daß die Vorſchriften des Rabbi befolgt werden. Vergeht ſie ſich dawider, ſo fällt die Sünde auf ihren Wächter; ſie darf ſogar thun, was in ihren Kräften ſteht, um die Aufmerkſamkeit deſſelben zu täuſchen.

Zu ſolch einem Amte erwählt man einen frommen, armen Mann. Reiche Leute geben ſich nicht dazu her, fremde Sünden auf ſich zu laden; der Arme aber erhält ein kleines Almoſen für denjenigen Antheil ſeiner zukünftigen Paradieſesfreuden, deſſen er ſich im ſchlimmſten Falle verluſtig machen könnte; und ſo verkauft er ſeine Seligkeit ſtückweis für einige Groſchen.

Wer aber taugte beſſer zu dieſem Amte, als das jüdiſche Factotum, der arme, gewaltig fromme Löbel Kurzweil? Er wurde daher verpflichtet, Mariamne zu bewachen, ihr anzuzeigen, wann es Zeit ſei, in's Bad zu gehen, ihre Nachtkerze an der ewigen Lampe vor der Bundeslade in der Synagoge anzuzünden, und dafür zu ſorgen, daß niemand zu ihr kam. Von Schief-Levinche aber erhielt er noch den geheimen und beſon-

deren Auftrag, ihr zu folgen, wenn ſie nach dem Bade ging, und ihre Wiederkehr abzuwarten, damit ſie nicht zu den Chriſten liefe; und bei der geringſten verdächtigen Bewegung, die ſie ſich zu Schulden kommen ließe, ſolle er zum äußerſten ſchreiten, Lärm machen, und alle Juden zum Beiſtand anrufen. Schief-Levinche bezahlte gut, und Löbel Kurzweil, der als gewaltig frommer Menſch kein theoretiſcher Schwärmer, ſondern vertraut war mit allen praktiſchen Vortheilen dieſes Faches, erbat ſich vom Rabbi und der Rabbizin ebenfalls eine kleine Zulage, um die Flucht ihrer Tochter durch alle möglichen Vorkehrungen zu hindern. Welch einen zuverläſſigen Wächter er bei dieſer Gelegenheit für die doppelte Bezahlung abgab, wird aus dem Geſpräche hervorgehen, welches er mit Mariamne führte, als er am zweiten Abend zu ihr kam, um ſie zum Bade abzurufen.

„Löbel Kurzweil!“ begann Mariamne mit der ihr gewöhnlichen Sanftmuth, „Du haſt ſo manches Gute von mir gehabt, und ſieh, ich werde eine reiche Frau, ich gebe gern, und ich werde viel geben können, willſt du einen kleinen Dienſt mir leiſten, ich werde ihn dir reichlich lohnen.“

— „Mariamnelieb! Ihr wißt, man dient Euch gern.“

— „Von dir hängt der Friede und die Seelenruhe ab, die ich bedarf, meine Buße zu vollenden. Ach! ich habe mich durch nichts verſündigt, ich büße nur, um wieder rein zu werden!“

— „Mariamnelieb! Sagt doch nur, was ihr verlangt; ich will Euch alle möglichen Dienſte leiſten. —

laufen wollen, ſollen ausſehen, wie du ausſiehſt. Und faſte nur vier Wochen, bade dich vier Wochen, du wirſt dich nicht wieder vor den Spiegel ſtellen und dich anbeten, als Mutter Maria.“

Mariamne warf ſich zu Boden und fing bitterlich an zu weinen.

Wenn eine Jüdin Buße thut, ſo wird ſie unter die Aufſicht eines Mannes geſtellt, der ihre Buße leitet, und dafür ſorgt, daß die Vorſchriften des Rabbi befolgt werden. Vergeht ſie ſich dawider, ſo fällt die Sünde auf ihren Wächter; ſie darf ſogar thun, was in ihren Kräften ſteht, um die Aufmerkſamkeit deſſelben zu täuſchen.

Zu ſolch einem Amte erwählt man einen frommen, armen Mann. Reiche Leute geben ſich nicht dazu her, fremde Sünden auf ſich zu laden; der Arme aber erhält ein kleines Almoſen für denjenigen Antheil ſeiner zukünftigen Paradieſesfreuden, deſſen er ſich im ſchlimmſten Falle verluſtig machen könnte; und ſo verkauft er ſeine Seligkeit ſtückweis für einige Groſchen.

Wer aber taugte beſſer zu dieſem Amte, als das jüdiſche Factotum, der arme, gewaltig fromme Löbel Kurzweil? Er wurde daher verpflichtet, Mariamne zu bewachen, ihr anzuzeigen, wann es Zeit ſei, in's Bad zu gehen, ihre Nachtkerze an der ewigen Lampe vor der Bundeslade in der Synagoge anzuzünden, und dafür zu ſorgen, daß niemand zu ihr kam. Von Schief-Levinche aber erhielt er noch den geheimen und beſon-

ich esse immer nur sehr wenig, und frage nichts nach Essen und Trinken. Ich sitze hier den ganzen Tag auf meinem Polster, sinne und träume, und eh ich mich umsehe, ist es Abend."

„Und ich weiß, was Ihr sinnet und träumet vom Morgen bis Abend; das schöne Götzenbild auf dem Opferstein ist es, und die reichen, schönen und vornehmen Christen, wie sie dazu beten. — Mariamne! ist es wahr, was Euer Bräutigam sagt? Habt Ihr die Hände erhoben zu Eurem eigenen Bilde und habt Euch selbst angebetet, als Mutter Maria?"

„Der schlechte Mensch!" rief sie; „er hat es meinen Eltern gesagt?"

„Und er erzählt es allen Juden! Euer Vater zerreißt sich die Kleider über Euch, als wäret Ihr gestorben! Eure Mutter zerkratzt Euch das Gesicht. Was werden erst andere Juden thun, die nicht Eure Eltern sind!"

— „Was nur Levinche davon hat, daß er mir alles mögliche Herzleid anthut?"

— „Warum laßt Ihr's Euch gefallen? Ihr seid doch nicht auf der Welt, um gequält zu werden?"

— „Was soll ich thun? Gott hat mich zum Frauenzimmer gemacht, ich darf keinen Willen haben!"

— „Aber was soll aus Euch werden?"

Mariamne deutete auf die Thora, in der Ecke am Fenster.

„Löbel Kurzweil! Bei dieser heiligen Thora schwöre ich dir, es ist nicht wahr, daß ich zu meinem Bilde gebetet habe."

„Euer Bräutigam ſagt es, und alle Juden glauben es. Euer Bräutigam ſagt auch: Ihr wollt zu den Chriſten laufen, und alle Juden fluchen und verdammen Euch. Was wollt Ihr mehr? Ich bin von Eurem Bräutigam beſtellt, auf Euch zu achten, daß Ihr nicht zu den Chriſten lauft, und Abend für Abend, wenn Ihr nach dem Bade geht und heimkehrt, Euch nachzugehen. — Denn bedenkt wohl, Mariamne, wenn Ihr aus dem Bade kommt, iſt es Nacht, verſchleiert ſeid Ihr auch, und habt kaum drei hundert Schritt bis zum Judenthor, und ſeid Ihr einmal in den chriſtlichen Straßen, ſo kann Euch niemand etwas zu Leide thun."

— „Aber ich will nicht zu den Chriſten, ich will kein Schweinefleiſch eſſen!"

— „Die Chriſten ſind auch Menſchen. Hier ſeid Ihr verloren, und ſeid Eures Lebens nicht mehr ſicher. Und der Talmud lehrt, man darf alles thun, wo es gilt, ſein Leben zu retten. — Wollt Ihr aber zu den Chriſten laufen, auf Händen werden ſie Euch tragen, und — ich — ſo wahr Gott lebt — Mariamnelieb, ich laufe mit Euch!" —

Mariamne ſchaute ihn an, als träumte ſie: „Löbel Kurzweil! Du biſt doch ein gewaltig frommer Menſch, wie kannſt du ſolche Schelmſtücke ſprechen?"

— „Mariamnelieb, ich bin kein gewaltig frommer Menſch."

— „Aber du faſteſt doch von einem Sabbat zum Anderen?"

— „Laßt mich mal nicht faſten? Habe ich was zu eſſen?“

— „Alſo du faſteſt nur, weil du nichts zu eſſen haſt?“

— „Nur? Wie heißt nur? Ich denke, der Grund iſt hinreichend. Wenn ich etwas hätte, würde ich eſſen, und meinetwegen, wenn es Schweinefleiſch wäre.“

Das Wort „Schweinefleiſch“ machte ſie ſchaudern. „Geh mir aus den Augen, du ſchlechter Menſch!“ rief ſie. „Ich will mit dir nichts mehr zu ſchaffen haben.“

Löbel Kurzweil fühlte, wie unvorſichtig er geweſen, und verlor dermaßen den Kopf, daß er ſich nicht wieder herauszureden wußte.

„Du gehſt,“ drohte Mariamne, „oder ich ſchreie.“

Ihm blieb nichts übrig, als zu der äußerſten Unverſchämtheit ſeine Zuflucht zu nehmen.

„Dumme Gans!“ rief er, „grobe Maße Behema!“

„Wie kannſt du ſo zu mir ſprechen?“ fragte ſie erſchrocken. „Ich bin doch die Tochter des Rabbi, und du nur ſein Schüler!“

„Gebt Euch ſelbſt die Antwort! Denkt nach!“ rief jener trotzig, denn er wußte nichts weiter zu ſagen.

„Wollteſt du mich vielleicht auf die Probe ſtellen?“

„Ja!“ rief er, froh, daß ſie ſelbſt ihm den Ausweg zeigte.

„Und wer hat dir das aufgetragen? Meine Eltern oder mein Bräutigam?

„Alle Beide.“

„Euer Bräutigam ſagt es, und alle Juden glauben es. Euer Bräutigam ſagt auch: Ihr wollt zu den Chriſten laufen, und alle Juden fluchen und verdammen Euch. Was wollt Ihr mehr? Ich bin von Eurem Bräutigam beſtellt, auf Euch zu achten, daß Ihr nicht zu den Chriſten lauft, und Abend für Abend, wenn Ihr nach dem Bade geht und heimkehrt, Euch nachzugehen. — Denn bedenkt wohl, Mariamne, wenn Ihr aus dem Bade kommt, iſt es Nacht, verſchleiert ſeid Ihr auch, und habt kaum drei hundert Schritt bis zum Judenthor, und ſeid Ihr einmal in den chriſtlichen Straßen, ſo kann Euch niemand etwas zu Leide thun.“

— „Aber ich will nicht zu den Chriſten, ich will kein Schweinefleiſch eſſen!“

— „Die Chriſten ſind auch Menſchen. Hier ſeid Ihr verloren, und ſeid Eures Lebens nicht mehr ſicher. Und der Talmud lehrt, man darf alles thun, wo es gilt, ſein Leben zu retten. — Wollt Ihr aber zu den Chriſten laufen, auf Händen werden ſie Euch tragen, und — ich — ſo wahr Gott lebt — Mariamnelieb, ich laufe mit Euch!“ —

Mariamne ſchaute ihn an, als träumte ſie: „Löbel Kurzweil! Du biſt doch ein gewaltig frommer Menſch, wie kannſt du ſolche Schelmſtücke ſprechen?“

— „Mariamnelieb, ich bin kein gewaltig frommer Menſch.“

— „Aber du faſteſt doch von einem Sabbat zum Anderen?“

— „Laßt mich mal nicht faſten? Habe ich was zu eſſen?“

— „Alſo du faſteſt nur, weil du nichts zu eſſen haſt?“

— „Nur? Wie heißt nur? Ich denke, der Grund iſt hinreichend. Wenn ich etwas hätte, würde ich eſſen, und meinetwegen, wenn es Schweinefleiſch wäre.“

Das Wort „Schweinefleiſch“ machte ſie ſchaudern. „Geh mir aus den Augen, du ſchlechter Menſch!“ rief ſie. „Ich will mit dir nichts mehr zu ſchaffen haben.“

Löbel Kurzweil fühlte, wie unvorſichtig er geweſen, und verlor dermaßen den Kopf, daß er ſich nicht wieder herauszureden wußte.

„Du gehſt,“ drohte Mariamne, „oder ich ſchreie.“

Ihm blieb nichts übrig, als zu der äußerſten Unverſchämtheit ſeine Zuflucht zu nehmen.

„Dumme Gans!“ rief er, „grobe Maße Behema!“

„Wie kannſt du ſo zu mir ſprechen?“ fragte ſie erſchrocken. „Ich bin doch die Tochter des Rabbi, und du nur ſein Schüler!“

„Gebt Euch ſelbſt die Antwort! Denkt nach!“ rief jener trotzig, denn er wußte nichts weiter zu ſagen.

„Wollteſt du mich vielleicht auf die Probe ſtellen?“

„Ja!“ rief er, froh, daß ſie ſelbſt ihm den Ausweg zeigte.

„Und wer hat dir das aufgetragen? Meine Eltern oder mein Bräutigam?

„Alle Beide.“

Aber das Fragen nahm kein Ende, und hatte Schief-Levinche den einen fort geflucht, ſo wartete ſchon ein anderer, um ſich nach deſſen Betſtelle mit einer neuen Frage hinzudrängen. Der eine klopfte ihm rechts, der andere links auf die Schulter, ein dritter berührte ſeinen Höcker, und er erſchöpfte vergebens ſeinen ganzen Vorrath jüdiſcher Flüche und verlor endlich ſogar die Geduld dermaßen, daß er mit lauter Stimme und Thränen der Wuth in den Augen, ganz uneingedenk, wo er war, ausrief:

„Ihr alle zuſammen, geht und brecht den Hals! Soll ich keine Ruhe haben zu beten am Schabbes in der Schule?“

Dieſer Fluch machte den Vorſänger irre; er ſtockte mitten im Gebet. Wäre der Rabbi zugegen geweſen, ſo hätte der Störer des Gottesdienſtes einen lauten Verweis erhalten; ſo aber nahm der reiche Israel, als erſter Gemeindevorſteher das Wort, wandte ſich aber nicht an ſeinen Sohn, ſondern an den Vorſänger, zu dem er ſprach:

„Seid Ihr hier zum Singen oder zum Stillſchweigen? Was ſtockt Ihr mitten im Gebet? für's Stocken werdet Ihr nicht bezahlt. Thut das Eure, und kümmert Euch um nicht Anderes. Wenn der Mann (er deutete auf ſeinen Sohn) Euch geſtört hat, ſo kann er Strafe bezahlen, wie Schabbes aus iſt, ich bin gut für dieſen Mann.“

Die Frauen, welche abgeſondert auf ihrem Chor ſaßen, waren nicht wenig erſtaunt über dieſe Unruhe

Die Leute, die ihn so fluchen hörten, fragten, was ihm begegnet sei, und er nahm keinen Anstand, das Unerhörte jedwedem mitzutheilen. Es hätte für Mitschuld gegolten, und man hätte sich ähnlicher Gesinnungen verdächtig gemacht, hätte man nicht dieselben Flüche gegen die schnöde Rabbinerstochter ausgesprochen, und sie dem allgemeinen Haß und Abscheu Preis gegeben. Es erhob sich ein Gezischel und Gemurmel, und verbreitete sich durch die ganze Synagoge. Der Schamuß mußte mehrmal auf den Al-Memmor aufklopfen und Stille gebieten; aber die Andacht war hin. Wo der Vorsänger schwieg, und die ganze Gemeinde einfallen mußte, betete jeder wohl laut her, was er zu sagen hatte; aber wie der Vorsänger von neuem begann, erhob sich dasselbe Gezischel und Gemurmel. — Das war noch nicht alles, und am schlimmsten erging es Schief-Levinche. Bald kam der eine zu ihm und fragte:

„Ist es wahr, daß deine Braut zu den Christen laufen will?"

Und er antwortete: „Ein schwarzes Jahr über dich, was brauchst du dich darum zu kümmern?"

Es kam ein zweiter: „Ist es wahr, daß deine Braut die Hände erhoben hat zu ihrem eigenen Bilde!"

— „Ein böses Fieber in dein Gebein, was geht es dich an?"

Ein dritter kam mit einer ähnlichen Frage.

— „Die Sterbezüge über dein Angesicht, und die Trauer über deine ganze Familie, hast du danach zu fragen?"

Aber das Fragen nahm kein Ende, und hatte Schief-Levinche den einen fort geflucht, ſo wartete ſchon ein anderer, um ſich nach deſſen Betſtelle mit einer neuen Frage hinzudrängen. Der eine klopfte ihm rechts, der andere links auf die Schulter, ein dritter berührte ſeinen Höcker, und er erſchöpfte vergebens ſeinen ganzen Vorrath jüdiſcher Flüche und verlor endlich ſogar die Geduld dermaßen, daß er mit lauter Stimme und Thränen der Wuth in den Augen, ganz uneingedenk, wo er war, ausrief:

„Ihr alle zuſammen, geht und brecht den Hals! Soll ich keine Ruhe haben zu beten am Schabbes in der Schule?“

Dieſer Fluch machte den Vorſänger irre; er ſtockte mitten im Gebet. Wäre der Rabbi zugegen geweſen, ſo hätte der Störer des Gottesdienſtes einen lauten Verweis erhalten; ſo aber nahm der reiche Israel, als erſter Gemeindevorſteher das Wort, wandte ſich aber nicht an ſeinen Sohn, ſondern an den Vorſänger, zu dem er ſprach:

„Seid Ihr hier zum Singen oder zum Stillſchweigen? Was ſtockt Ihr mitten im Gebet? für's Stocken werdet Ihr nicht bezahlt. Thut das Eure, und kümmert Euch um nicht Anderes. Wenn der Mann (er deutete auf ſeinen Sohn) Euch geſtört hat, ſo kann er Strafe bezahlen, wie Schabbes aus iſt, ich bin gut für dieſen Mann.“

Die Frauen, welche abgeſondert auf ihrem Chor ſaßen, waren nicht wenig erſtaunt über dieſe Unruhe

und Störung. Auch ſie fingen an zu flüſtern und zu ſchwatzen, und die älteſten Mitglieder der Gemeinde wußten ſich keiner ſo verworrenen Sabbatfeier zu erinnern. — —

„Levinchelieb!“ ſprach der reiche Israel, als er mit ſeinem Sohne zu Hauſe beim Mahle ſaß. „Das Mädchen iſt nichts für dich; laß ab von ihr, du haſt nur Schmach und Schimpf davon.“

Er aber rief: „Und wenn ſie der Fluch im auserwählten Volke iſt, und wenn ſie iſt eine Strafe Gottes für alle, denen ſie angehört, ſo ſoll ſie allen Juden zum Trotze und der ganzen Gemeinde zum Aerger meine Frau werden, und die erſte unter den Jüdinnen ſein.

Der Rabbi fehlte auch am folgenden Morgen beim Gottesdienſte, und nunmehr heiſchte der Brauch, daß man ſich zu ihm begab, um ſich nach ſeinem Befinden zu erkundigen. Aber heut war kein lebhaftes Gedränge in dem kleinen Hauſe; man vernahm kein Geſchwätz, Gemurmel und Gelächter, denn nur alte und angeſehene Männer kamen. Mädchen und Weiber, die nach dem jüdiſchen Glauben viel ſündhafter und verführbarer ſind, als die Männer, dürfen keiner Büßerin nahen, und Kinder wollte man nicht in die Nähe einer unſeligen Perſon bringen, von der ein Götzenbild gemacht worden war, und die ſchon ihre Hände erhoben hatte zur Mutter Maria.

„Was wollt Ihr von mir! hier bin ich, wiſſet aber, ich komme im Namen des Gottes meiner Väter, Abraham, Iſaak und Jacob.“

Die Prieſter ſprachen: „Hinweg, Jüdin! Wir beten zur heiligen Jungfrau, wir wollen nichts von dir.“

— „Dies iſt *mein* Bild, nicht das Eurer heiligen Jungfrau. Ich habe dazu geſtanden mit Mühe und Pein, nicht Eure heilige Jungfrau. Ich mußte lächeln und heiter blicken, wenn ich einer Ohnmacht nahe war, nicht Eure heilige Jungfrau. Betet, und betet ſo viel Ihr wollt; nachdem will ich beten, aber ich werde den wahren Gott anrufen!“ —

„Hörſt du's, heilige Jungfrau,“ ſchrieen die Prieſter, „ſie ſpottet dein, ſie läſtert dich.“ —

„Eure heilige Jungfrau ſchläft,“ lächelte Mariamne, „oder ſie iſt zerſtreut, und denkt an etwas anderes. Ihr müßt lauter ſchreien, daß ſie Euch höre.“

„Höre uns, heilige Jungfrau! Ertrage nicht länger dieſen boshaften Hohn. Gieb uns ein Zeichen und wir rächen dich.“ Und ſie ſchrieen und beteten lauter; die Prieſter wälzten ſich im Staube, rangen die Hände, ritzten ſich die Haut, und ließen ihr Blut fließen. —

Da begann Mariamne: „Gott meiner Väter Abraham, Iſaak und Jacob! Erhöre deine Magd, welche thut nach deinem Befehle, zeig, wer du biſt, der Gott Israels, der ewige, einzige Gott, der eifrige, zornige Gott, der die Sünden der Väter heimſucht, im dritten, vierten Gliede, der keinen Gott neben ſich duldet, und

wie ungern ſie die zarten kleinen Füßchen auf die Straße ſetzte, und daß ſie ſelten, vielleicht niemals noch das Judenquartier verlaſſen hatte, ſo wird man es erklärlich finden, daß ſie den Chriſten völlig unbekannt geblieben war.

Niemand hatte etwas von ihr geſehen und gehört, bis Anderſen plötzlich dieſes Ideal jungfräulicher Schönheit an's Licht zog, und der allgemeinen Verwunderung und Verehrung Preis gab. Aber Künſtler lieben nicht zu ſchweigen, und Anderſen erzählte jedermann, daß das holdſelige Madonnenbild eine ungetaufte Jüdin, eine Rabbinerstochter ſei. Man erſchrack, und ärgerte ſich, aber man durchſtöberte auch unter allerlei Vorwänden das ganze Judenquartier, und fragte und forſchte. — Vergebens! — Das holde Urbild der himmliſchen Maria that Buße, und blieb unſichtbar für Juden wie für Chriſten.

Hatten nun die Juden von den Chriſten erfahren, daß ihre Rabbinerstochter auf dem Hochaltar der Cathedrale als Himmelskönigin gemalt worden, ſo erfuhren die Chriſten von den Juden, daß dieſe Himmelskönigin die Braut Schief-Levinches ſei, jenes lächerlichen garſtigen Krüppels, dem man aus Mitleid wohl zu verdienen gab; mit dem aber alt und jung ſeinen Spott trieb. Hiezu kam noch, daß der Paſtor Vitepsky, der ſein Lebelang für die heilige Jungfrau geſchwärmt hatte, ohne eine beſtimmte Vorſtellung von ihr zu haben, jetzt ein Bild von ihr gewonnen hatte, dem er ſeine ganze Andacht, und Inbrunſt weihen konnte; was ihn nah und

diegenem Silber, die Schüſſeln und Becher von Gold, und die Speiſen dufteten ſo ſüß und verlockend, und waren ſo rein *), wie man auf Erden keine findet. Mariamne fühlte, welch ein ſeliger Genuß, welch ein gottgefälliges Vergnügen es ſei, von einer ſolchen Schüſſel zu koſten, und aus einem ſolchen Becher zu nippen, und der nagende, ſchneidende Schmerz in der Bruſthöhle wachte wieder auf, aus Sehnſucht nach dieſen reinen, paradieſiſchen Gerichten.

So ſtand ſie da, leidend und verlangend, als aus allen buntgeſchmückten, lauberhüttenartigen Wölbungsbögen junge Mädchen ihr entgegentraten, theils Kinder, theils ſchon Erwachſene. Es waren ihre verſtorbenen Geſpielinnen, welche riefen: „Biſt du auch da, Mariamne?“ und ſie freuten ſich, ſie wieder zu ſehen. — „Komm mit uns zu unſeren Eltern; iß mit uns, trink mit uns, und dann wollen wir ſpielen, und du ſollſt unſere Schutzengel kennen lernen, denen Gott befohlen hatte, auf Erden uns zu behüten, damit wir keinen Schaden nehmen und keine Sünden thun.“

Mariamne wollte ihr folgen, aber ein Prieſter trat ihr in den Weg, der, als Sohn Aarons, ſeinen Betmantel nicht um die Schultern, ſondern über den Kopf trug. „Mariamne,“ ſprach er, „du gehörſt nicht hieher, du mußt hinauf zu den Rabbinen, denn du biſt die Tochter des Rabbi Ben Eli.“

Ihre verſtorbenen Freundinnen ſchienen aber ungern

*) Koſcher.

hundert Falten ſeines beweglichen Geſichtes freundlich grinſend anfragte: „Haben Sie nichts nöthig? Ganz was ſchönes, ganz was neues, und billig, gar kein Geld für die Waare, man ſollte glauben meine Waare ſei geſtohlen. Sie iſt auch geſtohlen! Gott helfe mir, ſie iſt geſtohlen!“ — Da begegneten ihm bitter ernſte Geſichter, und man ſprach: „Iſt es wahr, Schief-Levinche, er heirathet die ſchöne Tochter ſeines Rabbi? So etwas kann nur bei Juden vorfallen, denn Eure Töchter ſind Mägde, und Eure Weiber Sklavinnen.“ Und die ſo ſprachen, waren erſt die Gemäßigten, die Eifrigen wieſen ihm augenblicklich die Thür.

„Packe er ſich, ſchäbiger Mauſchel! garſtiger Ziegenbock! von ihm brauchen wir nichts mehr!“

So verlor Schief-Levinche manchen guten Kundmann, und ſeine Beliebtheit und ſein Handelsglück ſchwanden mit jedem Tage; aber grimmig fletſchte er ſeine Zähne und murmelte: „Ich heirathe ſie doch, den Chriſten zum Poſſen, und wenn ich am Schabbes mir eine Güte gethan habe bei meiner Frau, führe ich am Sonntag ſie durch alle chriſtlichen Straßen, daß alle Chriſten vor Aerger crepiren *).

*) Es gehört mit zu den Sabbatfreuden, in der Nacht vom Freitag auf den Sonnabend bei ſeiner Frau zu ſchlafen. Ein Jude aber, der in der Sabbatnacht eine Chriſtin ſchwängert, hat dreierlei Gutes gethan: 1) Hat er eine Sabbatfreude ſich gemacht. 2) Das Gebot des Herrn erfüllt, „ſeid fruchtbar und mehret euch.“ 3) Sich an den Chriſten gerächt.

(Talmudiſch.)

III.

Der Spiegel.

Die Hälfte ihrer Buße hatte Mariamne überſtanden. Löbel Kurzweil hatte ihr ein niedliches Döschen gebracht, mit feinem, wohlriechendem Heilbalſam, aber keinen Spiegel. Sie erinnerte ihn daran, ſo oft ſie ihn ſah, allein er vertröſtete ſie von einem Tage zum anderen, bis ſie endlich alle Hoffnung auf gab. „Der fromme, gute Menſch," dachte ſie, „will ſich nicht verſündigen, und er hält zu viel von mir, um mir etwas abzuſchlagen." Sie ſprach daher nicht weiter davon.

Aber ein Spiegel war ihr zugedacht, nur ſollte er ihr nichts Unangenehmes ſagen. Erſt ſollten die letzten Spuren der Entſtellung von ihrer holden Wange gewichen ſein, dann ſollte ſie ihn haben, und ſich doppelt ſeiner freuen.

Dieſer Zeitpunkt nahte. Der Bälſam, das Faſten, die Bäder hatten Wunder gethan, und Mariamne ſelbſt war zufrieden mit dem, was ihr das Waſchbecken und die Fenſter ſagten.

Sie lag in ihrem Bette, allein der Schlaf, der bisher ſo gaſtlich ihre Einſamkeit gekürzt, wollte ſich heut nicht einſtellen. Eine Unruhe quälte ſie, die ſie ſich nicht erklären konnte. Sie fühlte Schmerzen in der Herzgrube, welche mehr und mehr zunahmen; ſie wurden nagend, ſchneidend, und endlich war es, als ob ſcharfe

Meſſer in ihren Eingeweiden wühlten, und ihre Kräfte lähmten. Es war der Hunger, der zum erſten Mal ſich ihr mit tyranniſcher Grauſamkeit zu erkennen gab, und ſie ſchauderte bei dem Gedanken, in dieſen Schmerzen bis zum nächſten Abend verharren zu müſſen. Ihre Nerven waren erregt, ihre Sinne geſchärft, das Zimmer dünkte ihr ungewöhnlich hell, und das leiſeſte Geräuſch vernahm ſie deutlich. — Mit einem Male war ihr, als würde eine Leiter an die Mauer gelegt, und jemand erſtieg ſie, und öffnete vorſichtig ein Fenſter.

„Diebe!“ dachte ſie, „Diebe!“ und wollte Hülfe ſchreien; allein das Fenſter wurde gleich wieder zugedrückt, und alles blieb ſtill, wie vorher.

Nach geraumer Zeit wagte ſie ſich wieder mit dem Köpfchen aus den Kiſſen und ſchaute nach dem Fenſter. Es war geſchloſſen, aber der Riegel nicht übergehakt. — Doch was glänzte und blinkte am Nebenfenſter, wie neupolirtes Silber, was eben aus der Werkſtätte des Goldſchmidts kömmt; was blitzte und ſtrahlte ſo ſpiegelhell? — Sie richtete ſich auf, um gewiß zu ſein, daß ſie nicht träume, — dann ſprang ſie mit Entzücken aus dem Bette. — Ihr höchſter, einziger Wunſch war erreicht; ſie hatte einen Spiegel, einen Spiegel mit einem ciſelirten, ſilbernen Rahmen und einer ſilbernen Rückenwand. Eine Prinzeſſin, eine Königin, konnte nach ihrer Meinung keinen ſchöneren Spiegel haben. Sie küßte ihn, drückte ihn an die zarte Mädchenbruſt, aber ganz ſanft nur, damit ſie ihn ja nicht zerbräche, obſchon das Glas ſtark genug war, um einen ſo liebenswürdigen

Mariamne aber zitterte vor Bangigkeit, und der Schmerz in ihrer Herzgrube erwachte von neuem und ward heftiger als je. Sie ſank zu Boden.

„Was fehlt ihr?“ fragte der Engel.

— „Sie hat ſich ſelbſt verloren,“ ſagte der Prophet. „Sie hat vergeſſen, wer ſie iſt.“

„Soll ich ihr einen Spiegel bringen?“ fragte der Engel, „damit ſie ſich wiederfinden und beſinnen kann?“

Aber die Rabbinen nahmen das Wort: „Wer den jüdiſchen Gott anbetet, darf ihr keinen Spiegel geben, denn ein Rabbi hat es verboten.“

Der Prophet aber ſprach zum Engel: „Fleuch, und hole einen Chriſten, der die Gebote des Herrn erfüllt hat, ohne ſie zu kennen, und deshalb unſeres Paradieſes theilhaftig geworden: der ſoll ihr einen Spiegel reichen.“

Der Engel ſpannte ſeine glänzenden Schwingen aus und verſchwand. Bald jedoch kehrte er wieder, und führte den Maler Anderſen an der Hand, der einen ſchönen, glänzenden Spiegel mit buntem, ſilbernem Rahmen trug.

„Kennſt du mich noch? Mariamne,“ fragte er lächelnd.

— „Habe ich Ihnen nicht vorher geſagt, daß Sie unſeres Paradieſes theilhaftig werden würden?“

— „Und habe ich Dich nicht ganz ſo gemalt, wie Du hier im Paradieſe ausſiehſt?“ fragte er.

Mariamne aber fühlte ſich ſo leidend und beängſtigt, daß ſie die Augen ſchloß.

noch etwas. Ein feines, zuſammengelegtes Papier, mit einer goldenen Borde, und mit hebräiſchen Buchſtaben beſchrieben. „Armer Löbel Kurzweil!“ dachte ſie, „heute lade ich dir viele Sünden auf, aber ſei getroſt, wenn ich verheirathet ſein werde, kann ich es dir vergelten.“

Sie entfaltete das Papier und las:

„Geliebte Angebetete!“

„Wie Du von uns angebetet wirſt, weißt Du ſchon; allein, wie wir Dich lieben, herzlich, zärtlich, heiß, wird Dir neu ſein, und vielleicht glaubſt Du es gar nicht, weil wir nur Dein Bild vor Augen haben, ohne Dich ſelbſt zu kennen. Aber wir lieben Dich, Dein Selbſt, von Kopf bis Fuß, in allen ſeinen Theilen. Wir lieben Dein rechtes und Dein linkes Auge, Deine Naſe, Deinen Kinn, Deinen Mund, Deine Schultern, Deine Arme, Deine Händchen und Füßchen; Du haſt einen Spiegel, betrachte ſie genau, dieſe Deine Vollkommenheiten, und laß Dir geſagt ſein: Wir lieben jedes Haar auf Deinem Haupte, in Deinen Brauen, in Deinen Wimpern, und jeden Nagel Deiner allerliebſten Händchen und Füßchen.“

„Da Du uns nun ſo theuer biſt, wirſt Du Dir leicht vorſtellen können, mit welcher eifrigen Begier wir nach allem forſchen, was Dich angeht, und im entfernteſten nur Dich berührt. Wir wiſſen alles, und jede Kunde, die von Dir kömmt, iſt entzückend und bezaubernd, wie Du ſelbſt. Wir wiſſen, wie Du denkſt, wie Du fühlſt, wie Du Dich benimmſt, wie Du leideſt — Du

holdſeliges Geſchöpf! zu einer Heiligen fehlt Dir nichts, als — zu uns zu kommen.“

„Mariamne! höre auf Gottes Stimme, die deutlich zu Dir ſpricht; folge ſeinen Winken, ehe er Dir ſeine Gnade entzieht!“

„Der Herr giebt und nimmt. Er hat Deine Eltern begnadigt mit einer Tochter ſeines Wohlgefallens, aber Dein Vater verſtößt Dich; — auch unſer Heiland iſt verſtoßen. Deine Mutter zerkratzt Dein liebliches Angeſicht; — auch die göttliche Stirn unſeres Heilands ward mit Dornen zerkratzt. — Du biſt Deinem Bräutigam um 500 Thaler verkauft; — Auch unſer Heiland ward den Juden verkauft um dreißig Silberlinge; — ſie verfluchen, verläſtern und verſpeien Dich ſchon, wie unſeren Heiland. — Weh! Weh Dir, Mariamne! Sie werden Dich kreuzigen und zu Tode martern, wie ihn.“

„Wir ſind weit entfernt, einem ſo vollkommenen Geſchöpfe, wie Du, vorzuſchreiben: „Thue dies, laſſe jenes.“ Allein wir beten zur heiligen Jungfrau, ſie möge das Mädchen, in deren Geſtalt wir ſie hier verehren, zu uns führen, und uns zur Schweſter geben, und das wirſt Du uns nicht verargen, wenn Du auch nicht unſeres Glaubens biſt.“

„Willſt Du aber zu uns kommen, ſo fürchte nicht, Deine Eltern in Ungemach zu ſtürzen. Die fünf hundert Thaler liegen bereit, um Dich loszukaufen von Deinem Bräutigam. Sprich ein lautes Ja in Deiner nächſten Umgebung, und wir hören es, und Du ſtehſt

in unſerem Schutze. Weh dem! der Dir ein Haar krümmt, unſere Juſtiz wird dieſen Frevel ſtrenge rächen.“

„Noch einmal, Mariamne! Wir lieben Dich, wir beten Dich an, und die Juden quälen und verfolgen Dich. — Wer hat Recht? Wer hat Unrecht? Prüfe Dich genau! Hier haſt Du einen Spiegel; frage ihn, er wird Dir antworten.“

Die Chriſten.

Dieſen Brief hatte ſie durchleſen, und verbrannte ihn, während ihre Wange glühte und ihre Hände bebten. „Armer Löbel Kurzweil;“ ſeufzte ſie. „Was lade ich dir heut alles auf!“

Sie wagte nicht mehr in den Spiegel zu ſchauen, aus Furcht, Etwas zu begehen, was die Chriſten ihr gerathen hatten. Sie verſteckte ihn in eine Lade ihrer Kommode, und verſchloß ihn.

Noch einmal betete ſie: „Du hochgelobter Gott! Es ſteht geſchrieben: der Weiſe und Gerechte kann aus den Worten der Heiden Weisheit und Gottesfurcht deuten: Ich will deuten die Worte der Chriſten, daß ich dich lieben muß, bis auf den Staub unter deinen Sohlen; daß ich dich lieben muß in den Leiden, welche du mir ſendeſt, als wären es eben ſo viele, und eben ſo große Freuden.“

Und nun wollte ſie an weiter nichts denken. Sie ſetzte ihr Nachthäubchen auf und ging zu Bette.

Noch einmal erhob ſie ſich, erſchloß die Lade ihrer Kommode, und nahm den Spiegel wieder heraus; nicht, um hinein zu ſchauen, ſondern nur, um ihn

mit in's Bett zu nehmen. Sie ſchloß ihn in die weichen Arme, und drückte ihn an die ſchöne Bruſt; einen geringeren Platz durfte er nicht haben. So konnte ſie ſich in jedem Augenblick des Entſchlummerns überzeugen, daß ſie dieſen Schatz wirklich beſaß. —

So ſchlief ſie ein.

Da träumte ſie, ihr Vater träte zu ihr.

„Mariamne!“ ſprach er, „wache auf. Es iſt großes Unglück, die Juden werden verfolgt!“

Sie ſchlug die Augen auf. Da drang heller Flammenſchein in die Fenſter, fernes Wehgeſchrei ließ ſich vernehmen, und klirrend und ſtampfend zog bewaffnete Mannſchaft vorüber.

„Mein Vater, was bedeutet das?“ fragte ſie.

— „Sie brennen das Judenquartier ab. Es ſoll keine Juden mehr geben. Sie treiben uns zur Kirche, dort ſollen wir niederfallen vor deinem Bildniß, es anbeten, und zur Mutter Maria uns bekehren.“

„So will ich Euch retten!“ rief ſie, „gieb mir deinen Segen, Vater!“

Er legte ihr die Hände auf's Haupt, ſegnete ſie, wie ſie begehrt hatte; dann ſuchte er ſein Heil in der Flucht.

Mariamne erhob ſich, legte ihr gelbes, violett- und brauncarrirtes Taffetkleid an, und trat vor die Thür. Hüben und drüben brannte die Straße lichterloh. Die Juden wurden mit Lanzenſchlägen und Kolbenſtößen aus den brennenden Häuſern gejagt, und Greiſe, Weiber, Kinder weinend und wehklagend fortgeführt. Wollte

„Löbel Kurzweil, der auf alles achtete, was Mariamne ſprach, um es gelegentlich zu ſeinen Zwecken zu benutzen, dachte bei ſich: „Jetzt habe ich ſie, und will ſie nicht im Guten, ſo ſoll ſie mit Gewalt; läuft ſie nicht, ſo jage ich ſie zu den Chriſten. Die Maßa Behema! Hinausjagen muß man ſie aus ihrem Unglück; mit den Füßen muß man ſie treten zu ihrem Glück.

Mariamne's Buße nahte ihrem Ende, und der Rabbi, um den Haß der Juden und alle, wider ſeine Tochter herrſchende Vorurtheile zu beſeitigen, beſchloß, eine kirchliche Feſtlichkeit zu veranſtalten, welche darin beſtand, daß er eine Rede an die verſammelte Gemeinde hielt, um darzulegen, daß Mariamne nicht wiſſentlich ſich verſündigt habe, daß alle Beſchuldigungen gegen ſie nur auf Verdacht und Muthmaßung begründet ſeien; daß ihre Buße nur den Zweck gehabt habe, ſie nach dem ſtrengſten Worte des Geſetzes zu reinigen; daß ſie, ſelbſt bei ſchwereren Vergehungen und Sünden, nicht mit einer härteren Buße hätte belegt werden können, und daß ſie endlich dieſe Buße mit lobenswerther Geduld und Standhaftigkeit vollbracht habe. Auch wollte er ihre Buße in ihren Einzelheiten beſchreiben, und das Zweckmäßige und Genügende derſelben aus geſchichtlichen Beiſpielen und talmudiſchen Schriften erweiſen. Der Sabbatgottesdienſt ward deshalb eine Stunde früher angeſetzt, denn Bußangelegenheiten und Klagelieder dürfen den Sabbat

nicht entweihen, und ſie müſſen abgethan ſein, ehe der Rabbi das Gebet ſpricht, um die vergangene Woche zu ſegnen. —

Um zu begreifen, mit welchem Eifer der Jude ſich zu einer außerordentlichen, kirchlichen Feierlichkeit drengt, muß man berückſichtigen, daß die Religion ſein Vergnügen, ſeine Zerſtreuung, ſeine Erholung iſt, und kein anderes Ereigniß, keine andere Denkwürdigkeit ſo leicht ſeine öde, einförmige Alltäglichkeit unterbricht.

Wer nicht ganz arm iſt, hat eine Betſtelle. Der Reiche hat deren für ſich und für mehrere Mitglieder ſeiner Familie; ſeine Frau und ſeine Tochter haben ihren Platz oben auf dem Frauenchor, und nur der Platz in der Mitte der Synagoge bleibt für Kinder, für Arme, für Dienſtboten und Knechte. Für die Mägde iſt auf dem Frauenchor ein noch viel kleinerer Platz, an der Treppe, welche hinaufführt, und von wo aus man kaum die Bundeslade und den Al-Memor ſehen kann.

An dieſem Tage drengte ſich daher nach der Synagoge, was dieſe irgend faſſen konnte, und nur, was keinen Platz fand, blieb daheim. Schon am hellen Tage brannten die Sabbatlichter, waren die Laden geſchloſſen und die Fenſterhänge niedergelaſſen; denn das muß geſchehen, bevor man nach der Synagoge geht. Die Hausfrau ſpricht dann einen Segen über die Lichter.

Löbel Kurzweil hielt dieſe Gelegenheit für die günſtigſte zu ſeinem Vorhaben.

Später als gewöhnlich trat er zu Mariamne, und ſprach: „Ich hatte einen wunderbaren Traum vergan-

gene Nacht. Ein Engel ist mir erschienen, und hat mich beauftragt, im Namen des hobgelobten Gottes, Euch dessen Willen kund zu thun."

— „Nun, so sprich!"

— „Nicht an diesem Orte. Ich darf es Euch nur an dem Orte anvertrauen, wo ich geträumt habe, daß ich es Euch sage."

Mariamne setzte nicht das geringste Mißtrauen in die Worte eines so gewaltig frommen Menschen, und nur, um sich zu vergewissern, daß ihre Ahnung sie nicht trüge, fragte sie ihn: „Und habe ich das, was ich thun soll, an einem reinen oder unreinen Orte zu thun?"

Auf diese Prüfung war Löbel Kurzweil nicht gefaßt, und wußte nicht zu antworten.

„Sprich es nur aus!" fuhr sie fort, „Ich weiß, wohin ich kommen werde."

Jetzt konnte er ungefähr wissen, was sie zu hören verlangte, und sprach: „Rein kann ich den Ort nicht nennen."

„Nein!" rief sie schwärmerisch. „Es ist der unreinste auf der Welt."

— „Ich mögte *nicht* dahin gehen."

— „Das glaube ich dir, du frommer Mensch! Allein *ich* gehe!"

„Wenn Ihr aus dem Bade kommt," fuhr er fort, „so wendet Eure Schritte die entgegengesetzte Straße hinauf. An der nächsten Ecke findet Ihr mich, und von da bis zur zweiten Ecke, ist der Ort, wo ich Euch offenbaren soll, was ich geträumt habe."

diegenem Silber, die Schüſſeln und Becher von Gold, und die Speiſen dufteten ſo ſüß und verlockend, und waren ſo rein *), wie man auf Erden keine findet. Mariamne fühlte, welch ein ſeliger Genuß, welch ein gottgefälliges Vergnügen es ſei, von einer ſolchen Schüſſel zu koſten, und aus einem ſolchen Becher zu nippen, und der nagende, ſchneidende Schmerz in der Bruſthöhle wachte wieder auf, aus Sehnſucht nach dieſen reinen, paradieſiſchen Gerichten.

So ſtand ſie da, leidend und verlangend, als aus allen buntgeſchmückten, lauberhüttenartigen Wölbungsbögen junge Mädchen ihr entgegentraten, theils Kinder, theils ſchon Erwachſene. Es waren ihre verſtorbenen Geſpielinnen, welche riefen: „Biſt du auch da, Mariamne?“ und ſie freuten ſich, ſie wieder zu ſehen. — „Komm mit uns zu unſeren Eltern; iß mit uns, trink mit uns, und dann wollen wir ſpielen, und du ſollſt unſere Schutzengel kennen lernen, denen Gott befohlen hatte, auf Erden uns zu behüten, damit wir keinen Schaden nehmen und keine Sünden thun.“

Mariamne wollte ihr folgen, aber ein Prieſter trat ihr in den Weg, der, als Sohn Aarons, ſeinen Betmantel nicht um die Schultern, ſondern über den Kopf trug. „Mariamne,“ ſprach er, „du gehörſt nicht hieher, du mußt hinauf zu den Rabbinen, denn du biſt die Tochter des Rabbi Ben Eli.“

Ihre verſtorbenen Freundinnen ſchienen aber ungern

*) Koſcher.

ſie miſſen zu wollen, und ſprachen: „Was ſoll denn dieſes Mädchen oben bei den Rabbinen, ſie iſt ja ganz dumm!“

Aber der Prieſter antwortete: „Ihr irrt Euch, und mögt Euch freuen, daß dieſes Mädchen Eure Geſpielin war, denn wiſſet: Sie hat ein Götzenbild geſtürzt, im Angeſicht der Balspfaffen.“

Da erſtaunten ihre verſtorbenen Freundinnen, und ſchauten ſie groß an. Sie aber ſchlug die Augen nieder und folgte dem ernſten Prieſter.

Sie erſtiegen eine goldene Treppe, die ſich um eine Säule wand, und gelangten in einen anderen Saal, der wieder nach allen Richtungen hin, in unabſehbare Fernen ſich ausdehnte; und in allen ſeinen Wölbungen ſpeiſten ganze Familien, überall hüpften ihr kleine und große Mädchen entgegen, luden ſie ein, mit ihren Eltern zu ſpeiſen, und mit ihren Engeln zu ſpielen, aber der Prieſter wiederholte ſtets: ſie müſſe hinauf zu den Rabbinen, und führte ſie weiter.

Immer neue Treppen erſtiegen ſie, durchſchritten neue Säle, und gingen über Brücken und Terraſſen. — „Was ſoll daraus werden?“ dachte Mariamne, „ich ſteige immer höher und höher, und finde nirgend ein Ziel.“ —

Sie ſchaute über ein Geländer, und kalter Schauer ergriff ſie, und machte ihr Herz im Buſen erbeben: ſo fürchterlich tief lagen die Grundpfoſten dieſes Pallaſtes unter ihr, und ſie ſchauderte vor den Blick, den ſie abwärts gethan hatte, und verhüllte das Antlitz.

„Du biſt das nicht gewohnt;“ ſprach ihr Führer. „Schaue nicht hinab! Noch weniger aber darfſt du aufwärts ſchauen, denn weit höher noch — hoch — hoch wohnt Gott.“ — —

Endlich erreichten ſie die Säle der Rabbinen, welche an goldenen, mit Edelſteinen geſchmückten Tiſchen ſaßen; ihre Schüſſeln waren von Kriſtall, ihre Becher von Rubin und Smaragd, und ſie trugen Purpurkleider mit goldenen Säumen.

„Hier iſt Mariamne!“ ſprach ihr Führer, „welche das Götzenbild geſtürzt hat; ſie kommt, Euch zu fragen, ob ſie rein ſei.“

Da ſtanden mehrere Rabbinen von ihren Sitzen auf, nahten ſich ihr und fragten: „Biſt du Mariamne, die das Götzenbild geſtürzt hat, im Angeſicht der Balspfaffen?“

Sie ſprach: „Ich komme aus den Höhlen finſterer Abgötterei. Ich hörte die Stimme des Herrn im Donner rollen, und ſah das Zucken ſeiner zornigen Wimper im Blitze leuchten. Ich lag im Staube, eine zitternde, abgewandte Creatur, und fühlte den Geiſt Gottes dahin ſchweben über mir. Rabbinen! ſagt mir, ob ich rein ſei!“ —

Da ſprachen die Rabbinen: „Du biſt die reine Magd des Herrn, du biſt ſo rein, daß in deinem ganzen Weſen kein unreines Lüftchen mehr iſt, du biſt ſo rein, daß du vor Gott erſcheinen kannſt. Folge uns an unſere Tiſche, genieße von unſeren Speiſen, erquicke dich mit unſerem Wein.“

Aber jeglicher Rabbi wollte ſie an ſeinem Tiſche haben, und ſie konnten nicht einig werden, weſſen Gaſt ſie ſein ſollte.

Da trat ein hoher Mann mit ſilberweißem Bart und Silberlocken mitten unter ſie. Sein Gewand war mit Purpur geſäumt, und mit Granatſteinen und goldenen Glöckchen geziert; vor der Bruſt hatte er das Demantſchild der Oberprieſter. Es war der Prophet Elias welcher ſprach:

„Sie muß mein Gaſt ſein, denn ich bin der ihrige geweſen am Paſſahfeſte, und ſie hat mir einen Becher Wein kredenzt.“

Da verneigten ſich die Rabbinen ehrfurchtsvoll vor ihm, und er faßte Mariamne bei der Hand.

Aber faſt fehlte ihr die Kraft, noch höher zu ſteigen. „Wohin führſt du mich? heiliger Prophet!“ fragte ſie bange.

„Erſt zu den Propheten, dann zu den Erzvätern, dann zu den Engeln.“

Eben gelangten ſie zu neuen Treppen, die zu den Sälen der Propheten führten, als ein Erzengel mit glänzenden, weitausgeſpannten Fittigen athemlos ihnen entgegen kam, und rief:

„Mariamne, komm mit mir, Gott will dich ſehen!“

Da ſank ſie zitternd in ihre Knie und ſprach: „die Erde iſt ſein Fußſchemel; wenn er im Zorne ſich erhebt, droht er, die Himmel zu zertrümmern.“

— „Komm nur, die Engel ſollen dich ſchmücken, damit du Gnade findeſt vor ſeinem Angeſicht.“

Mariamne aber zitterte vor Bangigkeit, und der Schmerz in ihrer Herzgrube erwachte von neuem und ward heftiger als je. Sie ſank zu Boden.

„Was fehlt ihr?“ fragte der Engel.

— „Sie hat ſich ſelbſt verloren,“ ſagte der Prophet. „Sie hat vergeſſen, wer ſie iſt.“

„Soll ich ihr einen Spiegel bringen?“ fragte der Engel, „damit ſie ſich wiederfinden und beſinnen kann?“

Aber die Rabbinen nahmen das Wort: „Wer den jüdiſchen Gott anbetet, darf ihr keinen Spiegel geben, denn ein Rabbi hat es verboten.“

Der Prophet aber ſprach zum Engel: „Fleuch, und hole einen Chriſten, der die Gebote des Herrn erfüllt hat, ohne ſie zu kennen, und deshalb unſeres Paradieſes theilhaftig geworden: der ſoll ihr einen Spiegel reichen.“

Der Engel ſpannte ſeine glänzenden Schwingen aus und verſchwand. Bald jedoch kehrte er wieder, und führte den Maler Anderſen an der Hand, der einen ſchönen, glänzenden Spiegel mit buntem, ſilbernem Rahmen trug.

„Kennſt du mich noch? Mariamne,“ fragte er lächelnd.

— „Habe ich Ihnen nicht vorher geſagt, daß Sie unſeres Paradieſes theilhaftig werden würden?“

— „Und habe ich Dich nicht ganz ſo gemalt, wie Du hier im Paradieſe ausſiehſt?“ fragte er.

Mariamne aber fühlte ſich ſo leidend und beängſtigt, daß ſie die Augen ſchloß.

„So öffne die Augen und blicke in den Spiegel,“ rief Anderſen; „damit Du Dich überzeugſt, daß Du ganz ſo ausſiehſt, wie ich Dich gemalt habe.“

Mit geſchloſſenen Augen empfing Mariamne den Spiegel, nahm ihn in ihre Arme, und drückte ihn an die Bruſt.

„Du mußt auch hinein ſchauen,“ ermahnte Anderſen.

„Gleich! — Gleich!“ flehte ſie, denn in der That, die Schmerzen ſchwanden, indem ſie den Spiegel an ſich drückte. Und indem ſie es that, fühlte ſie ſich ſinken, — tiefer — immer tiefer — aber ſanft und allmählich — und je mehr ſie ſank, deſto wohler fühlte ſie ſich. — Dies ſanfte Niederſinken war ſo unbeſchreiblich ſüß. Sie freute ſich, die furchtbare, ſchwindelnde Höhe erſtiegen zu haben, um recht lange ſo wonnevoll rücklings nieder zu ſchweben. — Endlich hemmte etwas weiches ihren Fall; ſie erſchrak und ſchlug die Augen auf. — Ihren Spiegel hatte ſie immer noch in den Armen, vor ihrer Bruſt. Lächelnd erhob ſie ihn, ſchaute hinein und ſprach ſchlaftrunken: — „Ja, Herr Anderſen, Sie haben mich ganz ſo gemalt, wie ich im Paradieſe ausſehe.“

Aber ſie war nicht mehr im Paradieſe. Sie lag in ihrem Bette. Auf dem Tiſche vor dem Fenſter, brannte die Nachtkerze. —

IV.

Die Schlinge.

Mariamne war ſo glücklich, in ihrem ganzen Weſen herrſchte ein ſüßer, heiliger Frieden, und ihr Haar war ſo maleriſch geordnet, ihre Gewänder ſaßen ſo zierlich, daß, als Löbel Kurzweil kam, ſie zum Bade abzurufen, er über ihre große Schönheit erſtaunen mußte, die heute auffallender war, als je.

„Was doch ein Spiegel thut;“ dachte er. „Hätte ich nicht ſelbſt das Fenſter aufgehakt, die Leiter angeſetzt, und ihr den Spiegel hineingeſchoben, ich würde es ihr anſehen, daß ſie einen Spiegel hat.“

„Gotteswunder!“ begann er. „Ihr habt doch ein ganz unerhörtes Schickſal, Mariamnelieb! Die Juden mögten Euch vergiften, und die Chriſten mögten Euch auf ihren Händen tragen.“

„Ich weiß das! guter Löbel Kurzweil,“ lächelte ſie ſchwärmeriſch, „und ich habe viel darüber nachgedacht, ob die Juden recht haben, mich zu haſſen, oder die Chriſten, mich zu lieben.“

„So?“ fragte Löbel Kurzweil. „Ich wollte denken, die Chriſten haben Recht. Ihr ſeid ſo ſchön, ſo gut.“

„Die Chriſten haben nur halb recht,“ verſetzte ſie. „Sie ſollen den Juden lieben, wie ihren Nebenmenſchen, alſo nicht mich allein, ſondern alle Juden. Die Juden

haben auch nur halb recht; ich würde ihren Haß verdienen, wäre ich wirklich geſonnen, zu den Chriſten zu laufen; allein das iſt nur Irrthum. Unſer Talmud aber lehrt, wenn ein Weiſer und ein Thor ſich ſtreiten, und das Recht getheilt iſt, ſo daß jeder nur halb recht hat, ſo ſoll der Weiſe ganz Recht haben, und der Thor Unrecht. Da wir nun die Weiſen ſind, die Chriſten aber die Unwiſſenden, haben die Juden, die mich haſſen, gegen die Chriſten, die mich lieben, ganz recht."

— „Wenn aber die Juden nun aus Haß über Euch herfallen und Euch mißhandeln, haben ſie da auch recht?"

„Darüber habe ich auch nachgedacht, „verſetzte ſie. „Gott weiß, was er thut; er will, daß die Juden mir Böſes zudenken, in der Meinung, ich wolle mich verſündigen gegen den Herrn. Die Chriſten aber denken mir Gutes zu, aber ſie wollen, ich ſoll mich verſündigen. In jenem Falle leide ich Unrecht, in dieſem Falle thue ich Unrecht. Aber der Talmud ſagt: Beſſer Unrecht leiden, als Unrecht thun. Folglich muß mir das Böſe von den Juden lieber ſein, als das Gute von den Chriſten."

„Verdammte Maßa Behema," dachte Löbel Kurzweil, „hundert Thaler ſoll ich haben, wenn ich ſie bewege, zu den Chriſten zu laufen; ihr ganzes bischen Verſtand aber richtet ſie auf's Judenthum. Ich weiß nicht, was die Chriſten anfangen wollen mit dieſer dummen Gans, und warum ſie ſo viel Geld an ſie wenden? Warum ſuchen ſie nicht lieber mich zu bekehren? Mit

mir iſt doch anzufangen Alles; ich bin doch zu gebrauchen zu Allem.“

Als ſie aus dem Bade zurückkehrte und ihren Imbiß zu ſich nahm, war von einem Trauerfall die Rede, der ſich in einer jüdiſchen Familie ereignet hatte. Ein junges Mädchen von vierzehn Jahren war geſtorben.

„Dies iſt nun die neunte Jungfrau in unſerer Gemeinde,“ ſagte der Rabbi, „welche dieſes Jahr begraben wird.“

„Ich werde die zehnte ſein!“ rief Mariamne lebhaft. „Und es ſteht geſchrieben: die Zehnte iſt Gottes.“

Das jüdiſche Neujahr fällt in die Mitte Septembers. Ihr Sterbetag mußte demnach ſehr nahe ſein.

„Du verſündigſt dich!“ ſprach der Rabbi zu ſeiner Tochter. „Wie darfſt du ſo reden?“

„Ich habe einen Traum gehabt,“ ſagte ſie, „aber ich darf nicht davon reden. Es ſei denn, Gott führt mich an den Ort, wo ich geträumt habe, daß er mir befohlen hat zu reden.“

„Schweig!“ gebot der Rabbi.“ „Wer wahrſagt, ſoll ſterben.“

— „Ich ſage ja, daß ich ſterben werde.“

— „Weiber ſagen nicht wahr.“

— „Bileams Eſelin ſagte doch wahr?“

— „Schweig, unreines Weib ſündige Büßerin, willſt du dem Rabbi widerſprechen?“

„Löbel Kurzweil, der auf alles achtete, was Mariamne ſprach, um es gelegentlich zu ſeinen Zwecken zu benutzen, dachte bei ſich: „Jetzt habe ich ſie, und will ſie nicht im Guten, ſo ſoll ſie mit Gewalt; läuft ſie nicht, ſo jage ich ſie zu den Chriſten. Die Maßa Behema! Hinausjagen muß man ſie aus ihrem Unglück; mit den Füßen muß man ſie treten zu ihrem Glück.

Mariamne's Buße nahte ihrem Ende, und der Rabbi, um den Haß der Juden und alle, wider ſeine Tochter herrſchende Vorurtheile zu beſeitigen, beſchloß, eine kirchliche Feſtlichkeit zu veranſtalten, welche darin beſtand, daß er eine Rede an die verſammelte Gemeinde hielt, um darzulegen, daß Mariamne nicht wiſſentlich ſich verſündigt habe, daß alle Beſchuldigungen gegen ſie nur auf Verdacht und Muthmaßung begründet ſeien; daß ihre Buße nur den Zweck gehabt habe, ſie nach dem ſtrengſten Worte des Geſetzes zu reinigen; daß ſie, ſelbſt bei ſchwereren Vergehungen und Sünden, nicht mit einer härteren Buße hätte belegt werden können, und daß ſie endlich dieſe Buße mit lobenswerther Geduld und Standhaftigkeit vollbracht habe. Auch wollte er ihre Buße in ihren Einzelheiten beſchreiben, und das Zweckmäßige und Genügende derſelben aus geſchichtlichen Beiſpielen und talmudiſchen Schriften erweiſen. Der Sabbatgottesdienſt ward deshalb eine Stunde früher angeſetzt, denn Bußangelegenheiten und Klagelieder dürfen den Sabbat

nicht entweihen, und ſie müſſen abgethan ſein, ehe der Rabbi das Gebet ſpricht, um die vergangene Woche zu ſegnen. —

Um zu begreifen, mit welchem Eifer der Jude ſich zu einer außerordentlichen, kirchlichen Feierlichkeit drengt, muß man berückſichtigen, daß die Religion ſein Vergnügen, ſeine Zerſtreuung, ſeine Erholung iſt, und kein anderes Ereigniß, keine andere Denkwürdigkeit ſo leicht ſeine öde, einförmige Alltäglichkeit unterbricht.

Wer nicht ganz arm iſt, hat eine Betſtelle. Der Reiche hat deren für ſich und für mehrere Mitglieder ſeiner Familie; ſeine Frau und ſeine Tochter haben ihren Platz oben auf dem Frauenchor, und nur der Platz in der Mitte der Synagoge bleibt für Kinder, für Arme, für Dienſtboten und Knechte. Für die Mägde iſt auf dem Frauenchor ein noch viel kleinerer Platz, an der Treppe, welche hinaufführt, und von wo aus man kaum die Bundeslade und den Al-Memor ſehen kann.

An dieſem Tage drengte ſich daher nach der Synagoge, was dieſe irgend faſſen konnte, und nur, was keinen Platz fand, blieb daheim. Schon am hellen Tage brannten die Sabbatlichter, waren die Laden geſchloſſen und die Fenſterhänge niedergelaſſen; denn das muß geſchehen, bevor man nach der Synagoge geht. Die Hausfrau ſpricht dann einen Segen über die Lichter.

Löbel Kurzweil hielt dieſe Gelegenheit für die günſtigſte zu ſeinem Vorhaben.

Später als gewöhnlich trat er zu Mariamne, und ſprach: „Ich hatte einen wunderbaren Traum vergan-

gene Nacht. Ein Engel iſt mir erſchienen, und hat mich beauftragt, im Namen des hobgelobten Gottes, Euch deſſen Willen kund zu thun.“

— „Nun, ſo ſprich!“

— „Nicht an dieſem Orte. Ich darf es Euch nur an dem Orte anvertrauen, wo ich geträumt habe, daß ich es Euch ſage.“

Mariamne ſetzte nicht das geringſte Mißtrauen in die Worte eines ſo gewaltig frommen Menſchen, und nur, um ſich zu vergewiſſern, daß ihre Ahnung ſie nicht trüge, fragte ſie ihn: „Und habe ich das, was ich thun ſoll, an einem reinen oder unreinen Orte zu thun?“

Auf dieſe Prüfung war Löbel Kurzweil nicht gefaßt, und wußte nicht zu antworten.

„Sprich es nur aus!“ fuhr ſie fort, „Ich weiß, wohin ich kommen werde.“

Jetzt konnte er ungefähr wiſſen, was ſie zu hören verlangte, und ſprach: „Nein kann ich den Ort nicht nennen.“

„Nein!“ rief ſie ſchwärmeriſch. „Es iſt der unreinſte auf der Welt.“

— „Ich mögte *nicht* dahin gehen.“

— „Das glaube ich dir, du frommer Menſch! Allein *ich* gehe!“

„Wenn Ihr aus dem Bade kommt,“ fuhr er fort, „ſo wendet Eure Schritte die entgegengeſetzte Straße hinauf. An der nächſten Ecke findet Ihr mich, und von da bis zur zweiten Ecke, iſt der Ort, wo ich Euch offenbaren ſoll, was ich geträumt habe.“

— „Gut! Erwarte mich.“ —

Sie flog mehr nach dem Bade als ſie ging. Sie netzte kaum ihre reizenden Glieder, und huſchte gleich wieder in ihre Kleider. — So begierig war ſie, aus dem Munde eines gewaltig frommen Menſchen zu vernehmen, was ſie ſchon wußte und geträumt hatte.

Als Frauenzimmer bedurfte ſie einer ſo heiligen und reinen Beſtätigung, um ihrer Sache gewiß zu ſein.

Zagend ſtand Löbel Kurzweil an ſeiner gewöhnlichen Ecke, der entgegengeſetzten, die er angegeben. Nicht, daß er etwa ſeiner Schlauheit mißtraute, oder befürchtete, Mariamne könnte ſeiner Schlinge entgehen; nur ſein Glaube an hundert blanke Thaler, die ihm zu Theil werden konnten, dermaßen, daß ſie ſein waren, daß er ſie in die Taſche ſtecken und mit ſich herum tragen könnte, reichte nicht aus, und er ſprach bei ſich: „Löbel Kurzweil und hundert Thaler, wie reimt ſich das zuſammen? Löbel Kurzweil iſt ein Schlemiehl, und hundert Thaler iſt eine runde Summe. Wie kömmt eine runde Summe zu einem Schlemiehl? Und wie kömmt ein Schlemiehl zu einer runden Summe?“

Während er noch ſo dachte, trat Mariamne ſchon aus der Thür des Frauenbades, und ſchlug, ohne ſich umzuſehen, die ihr angedeutete Richtung ein.

„Meine hundert Thaler,“ dachte Löbel Kurzweil, ſind vielleicht ſchon fünf und zwanzig werth.“

An der nächſten Ecke traf ſie ihn nicht, ſie ſchaute rechts und links, und ging weiter.

Löbel Kurzweil dachte: „Vielleicht ſind meine hundert Thaler ſchon fünfzig werth.“

Aber an der nächſten Ecke traf ſie ihn wieder nicht. Sie blieb ſtehen — dann kehrte ſie um.

— „Wie geſagt, ich bin ein Schlemiehl und bleibe ein Schlemiehl.“

Aber Mariamne war nur umgekehrt aus Furcht, ihn verfehlt zu haben. Sie ſah ihn nicht, alſo mußte ſie ihn weiter ſuchen, und kehrte wieder um, ging auch der zweiten Ecke vorüber, und verſchwand in der Biegung, welche die Straße dort machte.

„Gewonnen!“ dachte Löbel Kurzweil. Denn jetzt war ſie kaum hundert Schritte von dem Judenthor entfernt, und mit der Energie eines Schlemiehls, dem zum erſten Mal etwas gelingt, fing er an weinerlich zu brüllen: „Am Schabbes! am Schabbes! Eine Rabbinerstochter! und am Schabbes läuft ſie zu den Chriſten. Die verfluchte Mutter Maria! Steinigt ſie! reißt ſie in Stücken! ſchlagt ſie todt!“

Auf dieſes Mordgeſchrei eilte alles, was ſich noch in den Häuſern befand, auf die Straße, und als Löbel Kurzweil weinte und klagte, die Rabbinerstochter habe den Schabbes heute benutzt, wo alles in der Synagoge ſei, um, ſtatt dahin nach Hauſe zu gehen; dorthin, zu den Chriſten zu laufen; ſtimmte man ein in ſein Geter-geſchrei: „Verfluchte Mutter Maria! ſteinigt ſie! zerreißt ſie! ſchlagt ſie todt!“

Die Juden ſind ein leicht erregbares Volk. Im Nu war das ganze Judenquartier, von einem Ende bis zum

anderen, auf den Beinen; der Schabbes hatte noch nicht angefangen, man bewaffnete ſich alſo mit Meſſern und Knitteln, und fuhr fort zu ſchreien; „Verfluchte Mutter Maria! ſteinigt ſie! zerreißt ſie! ſchlagt ſie todt!“ —

Die Steinigung war nicht zu befürchten, denn die Straßen im Judenquartier waren nicht gepflaſtert; auch iſt der jüdiſche Pöbel durchaus unſchädlich, mit Ausnahme der gänzlich verworfenen Hefe der Gauner, Mörder und Schleichhändler, die wieder ächt orientaliſche Räuber ſind, und ohne Frevel nicht leben können. Sonſt hat ein Auflauf bei den Juden nichts zu bedeuten. Geſchrei und Drohung iſt das meiſte, ſie ſchwingen die Knittel, zeigen die Meſſer, aber ſie ſind blutſcheu, und fürchten, ſich und andern weh zu thun. —

Löbel Kurzweil indeſſen dachte. „Sie wird ſich vor den Meſſern und Knitteln fürchten. Wiederkommen kann ſie nicht, denn jedenfalls iſt ſie überführt, daß ſie zu Chriſten laufen wollte.“

V.

Die Verfolgung.

In der Synagoge brannten heute drei Pfund Wachslicht mehr, als gewöhnlich. Auf dem Al-Memor, vor der heiligen Lade, ringsum an dem Frauenchor, überall waren die größeren und kleineren Kerzen angezündet. Zwischen den vier riesigen Candalabern des Al-Memor aber stand der Rabbi, und sprach auf und niedergehend, bald da, bald dort hin, zu der dichtgedrängten Menge:

„Was wollt Ihr von meiner Tochter? Ist sie nicht schön und lieblich? Ist sie nicht sanft und gehorsam? Hat man je gehört eine Klage über sie? Hat man je gehört ein böses Wort aus ihrem Munde? Hat sie jemanden beleidigt? Hat sie jemanden verlacht oder verspottet? Giebt es irgend jemanden, der ihr Gram ist? Gab sie irgend jemanden Ursache, ihr Feind zu sein? — Nur einen Fehler hat sie, einen großen Fehler. Sie forscht nach einer Weisheit, die nicht für Weiber ist. Denn der Geist des Weibes ist Vorwitz und Neugier, und nur ein Mann kann sich der frommen Andacht befleißigen. Für diesen Fehler hat Gott sie gezüchtigt, und hat den Christen erlaubt, ihr Bildniß aufzustellen auf ihrem bösen Opferstein, und — weihgeschrieen — Abgötterei damit zu treiben.“

„Aber wessen ist das Elend? Wessen die Strafe? Wessen der Schmerz? Wessen das Leiden? — Mein ist das

Elend und die Strafe; der Schmerz und das Leiden. Und wer die Tochter verfolgt, verfolgt den Vater, und der Vater iſt der Rabbi. — Will der fromme Jude ſeinen Rabbi verfolgen?“

„Der Rabbi muß beten und lernen, und wenn Gott ihn heimſucht mit Leiden, muß er ſagen: Geprieſen ſei der Name des Herrn! — Er darf nicht weinen und klagen, da er beten und lernen muß. Ihr aber müßt für ihn weinen und klagen. — Wenn mir Gott abſchlägt meine Hand, muß ich ſagen: „Gott, ich danke dir, daß du mir gelaſſen haſt den Arm.“ Ihr aber müßt weinen und klagen für Euren Rabbi. — Wenn mir Gott nimmt beide Arme und Beine, muß ich ſagen: „Ich habe meine Glieder von Gott, der Herr hat ſie mir gegeben, der Herr hat ſie mir genommen;“ und Ihr müßt weinen und klagen für Euren Rabbi. — Ich habe eine Frau, ich habe eine Tochter. Gott kann ſie vor meinen Augen wegführen laſſen in die Sklaverei feindſeliger Völker. Darf ich darum aufhören zu beten und zu lernen?“ —

„Gott hat gewollt, daß wilde Götzendiener das Bildniß meiner Tochter aufſtellen in ihrem unreinen Bethauſe! — Nun? Soll ich nicht mehr beten? nicht mehr lernen? Soll ich meine Tochter beklagen und beweinen? Nein, das iſt Eure Sache. — Statt meiner Tochter zu fluchen, ſtatt in der Tochter den Vater zu verfolgen, müßt Ihr weinen und klagen für Euren Rabbi.“

Hier machte er eine Panſe, dann fing er an zu weinen und zu ſchluchzen: „Ah! Ah! Waihgeſchrieen!

waih! waih! waihgeſchrieen!“ ſo ſollet Ihr klagen. Gott! warum peitſcheſt du den Rabbi mit Neſſeln und Dornen? Gott! warum machſt du ſeine Tochter zum ewigen Schandfleck deines Volkes? Warum giebſt du ſie preis den gottesläſterlichen Chriſten zu ihrem verfluchten Götzendienſt! als eine verfluchte Mutter Maria? Ah! Ah! Ah! Waihgeſchrieen!“

Laut weinend hielt er inne, und ſeine Zuhörer weinten laut mit ihm, und wiederholten: Ah! Ah! waihgeſchrieen! Denn der polniſche Jude kennt keine ſtille Thräne, keine unterdrückte Seufzer. Er ſchreit und heult, wie ein Kind. Aber er iſt auch eben ſo wetterwendiſch, wie leicht erregbar; es koſtet ihm nichts, von einem Extrem in's andere überzugehen, und von ſeiner innigſten Theilnahme bis zu ſeinem fanatiſchen Haß, hat er nur einen Schritt, ein einziges Wort genügt, ihn dahin umzuſtimmen.

Der Rabbi wollte eben den zweiten Theil ſeiner Rede beginnen; man trocknete die Thränen und ſprach zu einander: „Gott! Was iſt das für eine ſchöne Rede! Wie ſchön ſpricht der Rabbi heut!“ Als der Tumult ſich erhob, den Löbel Kurzweil erregt hatte, und tauſend brüllende Stimmen riefen: „Verfluchte Mutter Maria! ſteinigt ſie! ſchlagt ſie todt! reißt ſie in Stücken.“

Andere Stimmen von Männern und Weibern riefen dagegen: „Weg die Meſſer und die Stöcke, der Schabbes hat ſchon angefangen, ihr entheiligt den Schabbes!“

Die Loſung: „Verfluchte Mutter Maria!“ ließ keinen Zweifel übrig, wem der Tumult galt, und mitten

in der vollgedrängten Synagoge, ganz in der Nähe des Al-Memor, auf welchem der Rabbi predigte, erhob ſich eine Stimme: „Es iſt noch nicht Schabbes, der Rabbi hat die Woche noch nicht geſegnet. Schlagt ſie todt, ehe der Schabbes anfängt.“ — Augenblicklich ward der ganze Platz um den Al-Memor leer. Und die Armen und Dienſtboten ſtürmten mit eben dem Eifer, mit dem ſie ſich zu dieſer denkwürdigen Kirchenfeier eingefunden hatten, wieder aus der Synagoge hinaus, um, ehe noch die Thräne des Mitgefühls über den Schmerz des Vaters in ihren Augen trocken war, die unſchuldige Tochter deſſelben zu verfolgen.

So viel bedeuten die Thränen der polniſchen Juden, und mehr bedeuten ihre Waffen auch nicht.

„Rabbizin!“ ſprach der Rabbi, der mit gutem Appetit ſein Sabbatabendmahl zu ſich genommen, „Wir dürfen uns heute nicht grämen, denn es iſt Schabbes. Für's erſte wiſſen wir, woran wir ſind. Unſere Tochter iſt zu den Chriſten gelaufen, und wir werden Ruhe haben. Ich glaube nicht, daß der reiche Israel unter ſolchen Umſtänden ſeine 500 Thaler fodern wird. Ich müßte ſie zuſammen borgen und betteln; er käme in aller Welt Mund, und würde Schande haben.“

„Der reiche Israel wird uns nicht verfolgen,“ meinte die Rabbizin, „aber der Levinche iſt ein böſes Kerlchen.“

Wenn man von dem Wolf ſpricht, ſo iſt er nicht weit. Schief-Levinche trat ein, bitterlich weinend, und ohne zu grüßen, warf er ſich auf einen Stuhl. Sein Vater, der ihm folgte, hatte ein bleiches, ernſtes Anſehen. Vielleicht war er der Einzige, welcher Mariamne unmöglich eine Falſchheit zutrauen konnte. — —

Tiefes Schweigen herrſchte. Was man ſich heute ſagen konnte, war nur geeignet, die Sabbatruh und Freude zu ſtören.

Löbel Kurzweil betrachtete ſchadenfroh den ſtillen Kreis. „Von Euch allen,“ dachte er, „bin ich heute derjenige, der ſich den beſten Schabbes machen kann. Von allen Juden in der Welt aber hat Mariamne heut den beſten Schabbes. Jetzt ſitzt ſie bei den Chriſten und wird beſchenkt, bewundert, angebetet, und die ganze Welt gehört ihr.“

Während er noch dieſen Gedanken nachhing, erhob ſich mit einem Male von neuem der Ruf: „Verdammte Mutter Maria!“

Alles horchte auf. Der Lärm war ganz in der Nähe. Alles eilte vor die Hausthür. — Ein Haufe von Geſindel und Knaben, Mägden und Knechten, ſtürzte plötzlich in aller Haſt vorüber, und zerſtreute ſich in alle Nebengaſſen.

„Es werden Uebermüthige und Frevler ſein, die ſich einen Spaß gemacht haben,“ dachte man. Die Hausthüren ſchloſſen ſich wieder, und man kehrte in die hellen Zimmer zurück.

Löbel Kurzweil erholte ſich von ſeinem Schrecken.

„Wie kann ſie wiederkommen?“ dachte er. „Aus dem Judenquartier iſt ſie, die Chriſten haben ſie alſo in Empfang genommen und werden ſie nicht wieder loslaſſen.“

Allein in dieſem Augenblicke öffnete ſich leiſe die Hausthür, und eine zarte, helle Mädchenſtimme rief: „Vaterlieb! Mutterlieb! Man hat mir die Kleider vom Leibe geriſſen, ich kann mich nicht ſehen laſſen, gebt mir einen Tuch, einen Mantel!“

Alle jungen Leute eilten zur Zimmerthür und riſſen ſie weit auf. Aber Mariamne kauerte in einem Winkel des Flurs, und rief ängſtlich: „Gebt mir ein Tuch! Gebt mir einen Mantel!“

Die Rabbizin reichte ihr ihren Mantel, in den ſie ſich hüllte und ins Zimmer trat.

„Ich bin nicht zu den Chriſten gelaufen,“ klagte ſie. „Ich bin unſchuldig verläumdet und mißhandelt.“ Sie ſetzte ſich ihrem Vater auf den Schooß, welcher ſie aber von ſich ſtieß, indem er in die Höhe ſprang und ſchrie: „Du bluteſt! Du haſt mich ganz blutig gemacht!“

„Ich bin am Arm verwundet!“ klagte Mariamne. — „Aengſtigt Euch nicht, es iſt nicht viel. Und hiemit ſank ſie in den großen, breiten Lehnſtuhl ihres Vaters, ließ den Kopf hinten überſinken, ſchloß die Augen und lag wie ohnmächtig da.

Die Schabbesgoie wurde gerufen, um Leinewand zu zerreißen und das Licht zu halten. Der Stuhl wurde in eine Ecke an die Wand gerückt ſo, daß Mariamne

den Augen der Männer verborgen blieb, während die Mutter ihr Arm und Schulter entblößte, um sie zu verbinden.

Am Eingange des Judenquartiers hatten die Trödler ihre Ladentische mit Klammern an die Mauer befestigt, oder die Füße in den Boden gegraben, denn gar häufig hatten sich die Christen den Spaß gemacht, ihnen die Tische mit allem darauf liegenden Kram umzustoßen.

Unter solch einen Ladentisch hatte sich Mariamne gleich beim Anfang des Tumults verkrochen. Ihre Verfolger waren an ihr vorübergestürmt, ohne sie zu entdecken, und zärtlich und furchtsam, wie sie war, wagte sie sich nicht eher wieder hervor, als bis ihr einfiel, daß es eine große Sünde sei, ihren Schabbes, als Rabbinerstochter, an einem so dunkeln und unbequemen Orte zu feiern. Nur dem Sabbat zu Ehren, beschloß sie, nach Hause zu gehen.

Die Straßen waren leer, und alle Fenster hell. Glücklich kam sie bis zur Synagoge. Hier aber hatten sich, angelockt von der hellen, milden Sommernacht, eine Menge Knechte, halberwachsene Knaben und anderes Gesindel versammelt, um mit den Judenmädchen zu schäkern, welche heut ihre Verrichtungen christlichen Dienstboten überlassen hatten.

Die anmuthige, leicht daher schwebende Gestalt,

war Anfangs nur aus Zärtlichkeit und Neugier angeredet und angehalten worden. Erst als sie sich sträubte, und man ihr den Schleier entrissen hatte, erkannte man die Rabbinerstochter, und Knechte und Mägde, Knaben und Gauner, alles fiel auf einmal über sie her. Mariamne warf sich zu Boden und beschützte, wie gewöhnlich, ihr Gesicht mit beiden Händen. Glücklicherweise für sie war das Gedränge so groß, daß man zu Schlägen und Stößen nicht ausholen konnte. Ohne einen Laut von sich zu geben, ließ sie sich kneifen, quetschen und die Kleider zerreißen, bis eine verruchte Hand mit einem Messer nach ihr stach. Da rief sie: „Ich sterbe!“ und ihr warmes Blut netzte die Hände ihrer Verfolger. Allein dieß rettete sie. „Sie blutet! sie stirbt!“ riefen ihre Peiniger, und augenblicklich verwandelte sich die grimmige-fanatische Verfolgungslust in Blutscheu und Furcht vor der Justiz.

Der Stich war übrigens nicht gefährlich. Vielleicht ward die Hand des Frevlers im Gedränge aus ihrer Richtung geschlagen. Nur das Muskelfleisch des Oberarmes war gestreift.

Indeß war das Blut gestillt und der Arm verbunden worden. Marianne schien zu schlafen. Sie wurde mit dem Mantel wieder zugedeckt und man ließ sie ruhen.

— „Das kann doch nur ein Christ gethan haben!“

ſprach die Rabbizin nach einer guten Weile. — „Ein Jude führt am Schabbes doch kein Meſſer bei ſich. Und ein Chriſt kann es doch auch wohl nicht gethan haben, ein Chriſt wird doch nicht verfolgen ſeine Mutter Maria?“

Mariamne lag noch immer das Haupt hinten übergeſenkt und mit geſchloſſenen Augen. Mit ungewöhnlich hellklingender, flötenartiger Stimme begann ſie plötzlich: „Es giebt Juden, die keinen Schlaf mehr haben und am Schabbes Waffen tragen, denn ſie ſind nirgends mehr vor den Gerichten ſicher.“

So weltklug pflegte ſie ſonſt auch nicht zu ſprechen.

„War's ein Jude?“ fragte der Rabbi.

— „Es war ein Jude, der mit geübter Hand das Meſſer führt. Ein Rabbi darf wohl am Sabbat einen Menſchen morden *); aber wehe dem Räuber, der am Sabbat die Rabbinerstochter tödten wollte.“

— „Er wollte dich tödten?“

— „Zweimal wurde ſeine Fauſt weggeſtoßen; da legte er ſich zu Boden, denn dießmal wollte er mein Herz treffen.“

— „Wer war es?“

— „Ich werde einen Sohn Israels nicht den Ketten und der Rache der Chriſten überliefern.“

— „Haſt du ihn geſehen?“

— „So wie ich Euch jetzt ſehe mit geſchloſſenen Augen.“

---

*) Talmudiſch.

Elend und die Strafe; der Schmerz und das Leiden. Und wer die Tochter verfolgt, verfolgt den Vater, und der Vater iſt der Rabbi. — Will der fromme Jude ſeinen Rabbi verfolgen?“

„Der Rabbi muß beten und lernen, und wenn Gott ihn heimſucht mit Leiden, muß er ſagen: Geprieſen ſei der Name des Herrn! — Er darf nicht weinen und klagen, da er beten und lernen muß. Ihr aber müßt für ihn weinen und klagen. — Wenn mir Gott abſchlägt meine Hand, muß ich ſagen: „Gott, ich danke dir, daß du mir gelaſſen haſt den Arm.“ Ihr aber müßt weinen und klagen für Euren Rabbi. — Wenn mir Gott nimmt beide Arme und Beine, muß ich ſagen: „Ich habe meine Glieder von Gott, der Herr hat ſie mir gegeben, der Herr hat ſie mir genommen;“ und Ihr müßt weinen und klagen für Euren Rabbi. — Ich habe eine Frau, ich habe eine Tochter. Gott kann ſie vor meinen Augen wegführen laſſen in die Sklaverei feindſeliger Völker. Darf ich darum aufhören zu beten und zu lernen?“ —

„Gott hat gewollt, daß wilde Götzendiener das Bildniß meiner Tochter aufſtellen in ihrem unreinen Bethauſe! — Nun? Soll ich nicht mehr beten? nicht mehr lernen? Soll ich meine Tochter beklagen und beweinen? Nein, das iſt Eure Sache. — Statt meiner Tochter zu fluchen, ſtatt in der Tochter den Vater zu verfolgen, müßt Ihr weinen und klagen für Euren Rabbi.“

Hier machte er eine Pauſe, dann fing er an zu weinen und zu ſchluchzen: „Ah! Ah! Waihgeſchrieen!

Kurzweil verläumdet? Wo warſt du, als man dich verfolgte? Mariamne! hörſt du nicht? — Dein Vater ſpricht mit dir — dummes Geſchöpf! ſo antworte doch. Mariamne! Dein Vater befiehlt dir zu antworten! der Rabbi befiehlt! Wirſt du gehorchen?“

Aber Mariamne ſchwieg; ſei es, daß ihre Wundergabe ſchon ermattet war, oder erſtreckte ſich ihr Pflegma auch auf ihre Clairvoyance. —

Gegen ſanfte Geſchöpfe erzürnt man ſich am leichteſten; denn es hat keine Gefahr, ſie zu beleidigen; ſie wehren ſich nicht. Der zornige Rabbi ergriff ſeine Tochter bei der Schulter und rüttelte ſie. —

Hat ſich der magnetiſche Schlaf erſt bis zur Clairvoyence geſteigert, ſo muß die Kranke ſehr vorſichtig geweckt werden; ſelbſt der Arzt kann nicht vorſichtig genug ſein, ſogar in Fällen, wo die Kranke geweckt zu werden verlangt. Ein jähes Wachrütteln aber kann bei einer ſolchen Aufregung der Nerven, und Steigerung ihrer Thätigkeit, bis zu dem geheimnißvollen Gebiet des Wunderbaren, bekanntermaßen augenblicklichen Tod zur Folge haben.

Bei der erſten Berührung ihres Vaters erwachte Mariamne mit einem ſo fürchterlichen Schrei, daß alle Anweſenden ein Grauen erfaßte. Sie bekam Zuckungen und Krämpfe, und ſank vom Lehnſtuhl. —

Der Rabbi flüchtete ſich in einen Winkel, die Rabbizin fing an zu weinen, und der reiche Israel rief: „Sie ſtirbt! Sie ſtirbt! Die Aermſte! Sie hat zu viel gelitten!“

Doch Marianne erholte ſich, legte die Hand an die Stirn, blickte verſtört im Zimmer umher und klagte: „Was hat man mir gethan? Ich bin wie gelähmt an allen Gliedern?“ — Und die ſanfte, immer heitere Dulderin, erhob ſich plötzlich wild und verſtört vom Boden, und verließ mit allen Zeichen des Unwillens und Verdruſſes das Gemach, indem ſie die Thür heftig in's Schloß warf.

„Gott behüte und rette ſie, ſie iſt behext,“ ſprach der Rabbi. „Die Chriſten haben angethan ihrem Bilde einen böſen Zauber. — Löbel Kurzweil, erhole dich! — Was ſie geſprochen hat, hat ſie als eine Verzauberte geſprochen. Sie weiß nicht mehr, was ſie thut und was ſie ſpricht; ſie iſt für uns verloren.“ — —

Wenige Augenblicke ſpäter trat Löbel Kurzweil zur Schabbesgoie und flüſterte ihr zu: „Haſt du gehört? Sie behauptet, man habe mit Meſſern nach ihr geſtochen, um ſie zu tödten.“

„Ich habe alles gehört,“ antwortete dieſe „und werde es wieder erzählen. Aber ich werde auch hinzufügen, daß ſie ſich lieber von Juden zu Tode quälen läßt, eh ſie zu uns übertritt.“ —

Fünftes Buch.

Mariamne unter Chriſten.

I.

Der Bürgermeiſter.

Am folgenden Morgen erhielt der Bürgermeiſter einen ausführlichen Bericht über alle dieſe Vorfälle. Mariamne's Leiden vom erſten Augenblicke an, wo Schief-Levinche ſie verläumdet, bis zu ihrer Verfolgung und Verwundung unter dem Wuthgeſchrei: „Verfluchte Mutter Maria!“ waren mit merkwürdiger Genauigkeit beſchrieben, und der Dechant, welcher dieſe Denunciation eigenhändig unterzeichnet hatte, verlangte in einer ſehr dictatoriſchen Sprache ein unmittelbares und augenblickliches Einſchreiten zum Schutze der Verfolgten, von der er behauptete, daß ſie gar nicht mehr als Jüdin zu betrachten ſei. Auch machte er den Bürgermeiſter vor weltlichen und ewigen Richtern, für Leib und Seele dieſes

Mädchens verantwortlich, wofern ihr das Leben genommen würde, eh sie getauft sei. —

Der Dechant war hochmüthig und orthodox wie alle Prälaten; und geistliche und weltliche Behörden sind selten mit einander befreundet. Der Bürgermeister hingegen war stolz auf seine Würde, sein Ansehen und seinen Reichthum; und — er war jung und geistreich: Geist und Glaube sind auch nicht immer die besten Freunde. Er behandelte den Dechanten sehr höflich, suchte ihn aber stets zu mystificiren. — Die Juden aber stehen immer sehr gut mit ihrer Obrigkeit. Sie sind gewohnt, verfolgt zu werden, bezahlen gern den Schutz, und lassen sich denselben viel kosten. Der Bürgermeister hatte Proben davon; er ließ sie niemals im Stiche, und erhielt von ihnen Geschenke über Geschenke.

Von den Vorfällen im Judenquartier war er unterrichtet, wenn auch nicht so genau wie die Geistlichkeit. Aber trotz der Genauigkeit des Berichtes, ließ diese Angelegenheit zweierlei Auslegungen zu. Mariamne war eine ungetaufte Jüdin, und als solche von den Juden verfolgt worden. Aber derartige, gemeine Straßenscandale und Excesse fielen im Judenquartier häufig vor, und selbst das Geschrei: „Verfluchte Mutter Maria!“ war nicht als Blasphemie zu betrachten, da es nicht auf die heilige Jungfrau selbst Bezug haben konnte, sondern nur auf ein Mädchen, welche als solche auf dem Altar gemalt worden war. Wenn der Bürgermeister einige übel berüchtigte Subjecte aufgreifen und als muthmaßliche Frevler auspeitschen ließ, so hatte er in diesem

Falle ſchon alles gethan, was er thun konnte; denn diejenigen Perſonen, welche in dem Berichte als Verfolger des Mädchens namhaft gemacht worden, waren: ihre Eltern, ihr Bräutigam und ihr Schwiegervater. Es war alſo eine reine Familienſache, die ihn gar nichts anging, und es ſtritt gegen Pietät und Sitte, ein fünfzehnjähriges Mädchen zu veranlaſſen, als Klägerin gegen ihre nächſten Anverwandten aufzutreten.

Ganz anders aber geſtaltete ſich dieſe Sache, indem die Geiſtlichkeit auftrat, um dieſe Vorfälle, als eine Verfolgung ex odio christianae fidei zu denunciren, indem ſie behauptete, daß die Rabbinerstochter gar nicht mehr als Jüdin zu betrachten ſei. — Dieß war der Punkt auf den alles ankam. — Aber wie ſollte der Bürgermeiſter dieß ermitteln? Es war heute Sabbat; kein Jude kam vor Gericht und er hatte keine Befugniß, ſie dazu zu zwingen. Denn in Folge ihres Schutzbriefes mußte er ihnen freie Ausübung ihrer religiöſen Gebräuche geſtatten, und durfte ſie darin nicht ſtören.

Er konnte, geſtützt auf dieſe Denunciation, welche der Dechant unterzeichnet und hiemit auch zu vertreten hatte, augenblicklich das Mädchen holen laſſen, und ſie der Geiſtlichkeit überliefern. Die Geiſtlichkeit ſchien dießmal ſehr mäßig und ſchonend zu verfahren, und ſogar aus reiner Menſchenliebe zu handeln. Sie gab die ganze Angelegenheit in ſeine Hände und machte ihn dafür verantwortlich; ſie trat höchſt ritterlich für eine liebenswürdige Verfolgte ein, begehrte ihren Schutz und erbot ſich, für ſie zu ſorgen.

war Anfangs nur aus Zärtlichkeit und Neugier angeredet und angehalten worden. Erst als sie sich sträubte, und man ihr den Schleier entrissen hatte, erkannte man die Rabbinerstochter, und Knechte und Mägde, Knaben und Gauner, alles fiel auf einmal über sie her. Mariamne warf sich zu Boden und beschützte, wie gewöhnlich, ihr Gesicht mit beiden Händen. Glücklicherweise für sie war das Gedränge so groß, daß man zu Schlägen und Stößen nicht ausholen konnte. Ohne einen Laut von sich zu geben, ließ sie sich kneifen, quetschen und die Kleider zerreißen, bis eine verruchte Hand mit einem Messer nach ihr stach. Da rief sie: „Ich sterbe!“ und ihr warmes Blut netzte die Hände ihrer Verfolger. Allein dieß rettete sie. „Sie blutet! sie stirbt!“ riefen ihre Peiniger, und augenblicklich verwandelte sich die grimmige-fanatische Verfolgungsluſt in Blutscheu und Furcht vor der Justiz.

Der Stich war übrigens nicht gefährlich. Vielleicht ward die Hand des Frevlers im Gedränge aus ihrer Richtung geschlagen. Nur das Muskelfleisch des Oberarmes war gestreift.

Indeß war das Blut gestillt und der Arm verbunden worden. Marianne schien zu schlafen. Sie wurde mit dem Mantel wieder zugedeckt und man ließ sie ruhen.

— „Das kann doch nur ein Christ gethan haben!“

ſprach die Rabbizin nach einer guten Weile. — „Ein Jude führt am Schabbes doch kein Meſſer bei ſich. Und ein Chriſt kann es doch auch wohl nicht gethan haben, ein Chriſt wird doch nicht verfolgen ſeine Mutter Maria?“

Mariamne lag noch immer das Haupt hinten übergeſenkt und mit geſchloſſenen Augen. Mit ungewöhnlich hellklingender, flötenartiger Stimme begann ſie plötzlich: „Es giebt Juden, die keinen Schlaf mehr haben und am Schabbes Waffen tragen, denn ſie ſind nirgends mehr vor den Gerichten ſicher.“

So weltklug pflegte ſie ſonſt auch nicht zu ſprechen.

„War's ein Jude?“ fragte der Rabbi.

— „Es war ein Jude, der mit geübter Hand das Meſſer führt. Ein Rabbi darf wohl am Sabbat einen Menſchen morden *); aber wehe dem Räuber, der am Sabbat die Rabbinerstochter tödten wollte.“

— „Er wollte dich tödten?“

— „Zweimal wurde ſeine Fauſt weggeſtoßen; da legte er ſich zu Boden, denn dießmal wollte er mein Herz treffen.“

— „Wer war es?“

— „Ich werde einen Sohn Israels nicht den Ketten und der Rache der Chriſten überliefern.“

— „Haſt du ihn geſehen?“

— „So wie ich Euch jetzt ſehe mit geſchloſſenen Augen.“

---

*) Talmudiſch.

Alle ſahen ſich erſtaunt an.

— „Ihr wundert Euch?“ fuhr ſie fort, „weil Ihr mich ſchlafen ſeht? Aber hebe jemand die Hand auf, ich ſage wer es iſt.“

Schief-Levinche war der Erſte, der ſeinen langen Arm ausbreitete; aber der Rabbi winkte: Nein; als könne das Wunder, was ſich begab, durch die Einmiſchung eines profanen Hauſirers geſtört werden, und foderte lieber den gewaltig frommen Löbel Kurzweil auf, die Hand zu erheben.

Mariamne aber ließ keinen Zweifel aufkommen. „Vaterlieb!“ ſprach ſie: „Laß ihn immer ſeine Hand erheben, er verläumdet mich nur; wer aber jetzt den Arm ausſtreckt, der ſchenkt mir zwar duftenden Wundbalſam; er reizt aber die Juden auf, daß ſie mich verwunden.“

Löbel Kurzweil ſtand da, wie ein entlarvter Sünder, oder, wie das leibhaftige böſe Gewiſſen; und hätte Mariamne einer Rechtfertigung bedurft, der Schreck und die Faſſungsloſigkeit ihres Anklägers bürgten ſiegreich für ihre Unſchuld. Es erfolgte ein langes, tiefes Schweigen, bis der reiche Israel anhub:

„Löbel Kurzweil! von Euch geht der ganze Lärm aus. Habt Ihr gelogen? Habt Ihr uns alle zum Beſten gehabt?“

Löbel Kurzweil aber dachte in der Stille: „Jetzt werde ich zu den Chriſten laufen müſſen, es bleibt mir nichts anderes übrig.“

Der Rabbi fragte ſeine Tochter: „Hat dich Löbel

Kurzweil verläumdet? Wo warſt du, als man dich verfolgte? Mariamne! hörſt du nicht? — Dein Vater ſpricht mit dir — dummes Geſchöpf! ſo antworte doch. Mariamne! Dein Vater befiehlt dir zu antworten! der Rabbi befiehlt! Wirſt du gehorchen?"

Aber Mariamne ſchwieg; ſei es, daß ihre Wundergabe ſchon ermattet war, oder erſtreckte ſich ihr Pflegma auch auf ihre Clairvoyance. —

Gegen ſanfte Geſchöpfe erzürnt man ſich am leichteſten; denn es hat keine Gefahr, ſie zu beleidigen; ſie wehren ſich nicht. Der zornige Rabbi ergriff ſeine Tochter bei der Schulter und rüttelte ſie. —

Hat ſich der magnetiſche Schlaf erſt bis zur Clairvoyence geſteigert, ſo muß die Kranke ſehr vorſichtig geweckt werden; ſelbſt der Arzt kann nicht vorſichtig genug ſein, ſogar in Fällen, wo die Kranke geweckt zu werden verlangt. Ein jähes Wachrütteln aber kann bei einer ſolchen Aufregung der Nerven, und Steigerung ihrer Thätigkeit, bis zu dem geheimnißvollen Gebiet des Wunderbaren, bekanntermaßen augenblicklichen Tod zur Folge haben.

Bei der erſten Berührung ihres Vaters erwachte Mariamne mit einem ſo fürchterlichen Schrei, daß alle Anweſenden ein Grauen erfaßte. Sie bekam Zuckungen und Krämpfe, und ſank vom Lehnſtuhl. —

Der Rabbi flüchtete ſich in einen Winkel, die Rabbizin fing an zu weinen, und der reiche Israel rief: „Sie ſtirbt! Sie ſtirbt! Die Aermſte! Sie hat zu viel gelitten!"

Doch Mariamne erholte ſich, legte die Hand an die Stirn, blickte verſtört im Zimmer umher und klagte: „Was hat man mir gethan? Ich bin wie gelähmt an allen Gliedern?“ — Und die ſanfte, immer heitere Dulderin, erhob ſich plötzlich wild und verſtört vom Boden, und verließ mit allen Zeichen des Unwillens und Verdruſſes das Gemach, indem ſie die Thür heftig in's Schloß warf.

„Gott behüte und rette ſie, ſie iſt behext,“ ſprach der Rabbi. „Die Chriſten haben angethan ihrem Bilde einen böſen Zauber. — Löbel Kurzweil, erhole dich! — Was ſie geſprochen hat, hat ſie als eine Verzauberte geſprochen. Sie weiß nicht mehr, was ſie thut und was ſie ſpricht; ſie iſt für uns verloren.“ — —

Wenige Augenblicke ſpäter trat Löbel Kurzweil zur Schabbesgoie und flüſterte ihr zu: „Haſt du gehört? Sie behauptet, man habe mit Meſſern nach ihr geſtochen, um ſie zu tödten.“

„Ich habe alles gehört,“ antwortete dieſe „und werde es wieder erzählen. Aber ich werde auch hinzufügen, daß ſie ſich lieber von Juden zu Tode quälen läßt, eh ſie zu uns übertritt.“ —

Fünftes Buch.

Mariamne unter Chriſten.

I.

Der Bürgermeiſter.

Am folgenden Morgen erhielt der Bürgermeiſter einen ausführlichen Bericht über alle dieſe Vorfälle. Mariamne's Leiden vom erſten Augenblicke an, wo Schief-Levinche ſie verläumdet, bis zu ihrer Verfolgung und Verwundung unter dem Wuthgeſchrei: „Verfluchte Mutter Maria!“ waren mit merkwürdiger Genauigkeit beſchrieben, und der Dechant, welcher dieſe Denunciation eigenhändig unterzeichnet hatte, verlangte in einer ſehr dictatoriſchen Sprache ein unmittelbares und augenblickliches Einſchreiten zum Schutze der Verfolgten, von der er behauptete, daß ſie gar nicht mehr als Jüdin zu betrachten ſei. Auch machte er den Bürgermeiſter vor weltlichen und ewigen Richtern, für Leib und Seele dieſes

Mädchens verantwortlich, wofern ihr das Leben genommen würde, eh sie getauft sei. —

Der Dechant war hochmüthig und orthodox wie alle Prälaten; und geistliche und weltliche Behörden sind selten mit einander befreundet. Der Bürgermeister hingegen war stolz auf seine Würde, sein Ansehen und seinen Reichthum; und — er war jung und geistreich: Geist und Glaube sind auch nicht immer die besten Freunde. Er behandelte den Dechanten sehr höflich, suchte ihn aber stets zu mystificiren. — Die Juden aber stehen immer sehr gut mit ihrer Obrigkeit. Sie sind gewohnt, verfolgt zu werden, bezahlen gern den Schutz, und lassen sich denselben viel kosten. Der Bürgermeister hatte Proben davon; er ließ sie niemals im Stiche, und erhielt von ihnen Geschenke über Geschenke.

Von den Vorfällen im Judenquartier war er unterrichtet, wenn auch nicht so genau wie die Geistlichkeit. Aber trotz der Genauigkeit des Berichtes, ließ diese Angelegenheit zweierlei Auslegungen zu. Mariamne war eine ungetaufte Jüdin, und als solche von den Juden verfolgt worden. Aber derartige, gemeine Straßenscandale und Excesse fielen im Judenquartier häufig vor, und selbst das Geschrei: „Verfluchte Mutter Maria!“ war nicht als Blasphemie zu betrachten, da es nicht auf die heilige Jungfrau selbst Bezug haben konnte, sondern nur auf ein Mädchen, welche als solche auf dem Altar gemalt worden war. Wenn der Bürgermeister einige übel berüchtigte Subjecte aufgreifen und als muthmaßliche Frevler auspeitschen ließ, so hatte er in diesem

Falle ſchon alles gethan, was er thun konnte; denn diejenigen Perſonen, welche in dem Berichte als Verfolger des Mädchens namhaft gemacht worden, waren: ihre Eltern, ihr Bräutigam und ihr Schwiegervater. Es war alſo eine reine Familienſache, die ihn gar nichts anging, und es ſtritt gegen Pietät und Sitte, ein fünfzehnjähriges Mädchen zu veranlaſſen, als Klägerin gegen ihre nächſten Anverwandten aufzutreten.

Ganz anders aber geſtaltete ſich dieſe Sache, indem die Geiſtlichkeit auftrat, um dieſe Vorfälle, als eine Verfolgung ex odio christianae fidei zu denunciren, indem ſie behauptete, daß die Rabbinerstochter gar nicht mehr als Jüdin zu betrachten ſei. — Dieß war der Punkt auf den alles ankam. — Aber wie ſollte der Bürgermeiſter dieß ermitteln? Es war heute Sabbat; kein Jude kam vor Gericht und er hatte keine Befugniß, ſie dazu zu zwingen. Denn in Folge ihres Schutzbriefes mußte er ihnen freie Ausübung ihrer religiöſen Gebräuche geſtatten, und durfte ſie darin nicht ſtören.

Er konnte, geſtützt auf dieſe Denunciation, welche der Dechant unterzeichnet und hiemit auch zu vertreten hatte, augenblicklich das Mädchen holen laſſen, und ſie der Geiſtlichkeit überliefern. Die Geiſtlichkeit ſchien dießmal ſehr mäßig und ſchonend zu verfahren, und ſogar aus reiner Menſchenliebe zu handeln. Sie gab die ganze Angelegenheit in ſeine Hände und machte ihn dafür verantwortlich; ſie trat höchſt ritterlich für eine liebenswürdige Verfolgte ein, begehrte ihren Schutz und erbot ſich, für ſie zu ſorgen.

Aber ſie verlangte ein unmittelbares und augenblickliches Einſchreiten, und das konnte der Bürgermeiſter heute nicht, ohne einen Gewaltſtreich zu begehen. Wartete er aber bis morgen, ſo fragte ſich, ob die Geiſtlichkeit am Sonntag noch die Mäßigung und Schonung beibehalten würde, welche ſie am Sonnabend gezeigt hatte? Ob ſie nicht gar etwa geſonnen ſei, auf allen Kanzeln das Kreuz gegen die Juden zu predigen, welche in der Rabbinerstochter neuerdings, wieder Jeſum Chriſtum gekreuzigt hätten. — Alle daraus erfolgenden Unordnungen und Exceſſe fielen dann dem Bürgermeiſter zur Laſt, und die Geiſtlichkeit hatte ſich gedeckt, indem ſie die gehörige Anzeige gemacht. Auf der Kanzel konnte ſie thun, was ſie wollte, und war niemandem Rechenſchaft ſchuldig.

Geſchehen mußte alſo etwas, denn heute war noch alles in ſeinen Händen, und er kannte das Verfahren der Geiſtlichkeit, die niemals geradezu handelt, ſondern allmählich, und mit Umſchweifen ihre Zwecke verfolgt. Sie ſtört, richtet Verwirrungen an, fiſcht im Trüben, und gewinnt ſo einen Vortheil nach dem anderen, bis ſie ganz unmerklich zum Ziele gelangt iſt.

Daß ſie ihre Zwecke mit dem Mädchen hatte, war augenſcheinlich. — Welchen? — blieb ſich im Ganzen gleich. — Allein giebt man der Geiſtlichkeit einen Finger, ſo verlangt ſie die ganze Hand. Sie hatte das Bild der Jüdin, alſo wollte ſie ihre Perſon auch haben. Im Judenquartier bei ihren Eltern war ſie unzugänglich für alle Bekehrungsverſuche; man nahm daher ſeine Zuflucht

zum Bürgermeiſter; er ſollte dem Miſſionshandwerk der Geiſtlichkeit Vorſchub leiſten und ihr die Jüdin in die Hände liefern, damit ſie dieſelbe nach ihren Zwecken bearbeiten könnte. —

Unter ſolchen Umſtänden zog der Bürgermeiſter vor, einen Gewaltſtreich zu begehen, und des Sabbats ungeachtet die Juden vorzuladen. „Haben ſie am Sabbat Exceß begangen;“ dachte er, „ſo können ſie auch am Sabbat vor Gericht erſcheinen.“ Er ſchickte alſo ſeine Gerichtsdiener zu dem Rabbi und der Rabbizin, dem reichen Israel und Schief-Levinche, mit dem Bedeuten, ſie müßten heute erſcheinen, und wenn zehnmal Schabbes wäre. —

Die beiden Letzteren erbaten ſich vom Rabbi die Erlaubniß dazu, um den Bürgermeiſter nicht zu erzürnen, und ſtellten ſich ein. Der Rabbi aber berief ſich auf den Schutzbrief und gab zur Antwort: „Er wiſſe, was er dem Bürgermeiſter ſchuldig ſei, allein er wiſſe auch, was Gott, der Herr Zebaoth, von ihm verlange. Seine Religion geſtatte ihm nicht, am Schabbes vor Gericht zu erſcheinen; beſtände der Herr Bürgermeiſter aber dennoch darauf, ſo möge er ihn mit der Wache holen laſſen. Der Gewalt könne er nicht widerſtehen.“ —

„Deſto beſſer!“ dachte der Bürgermeiſter, „ſo laſſe ich ihn mit der Wache holen. Da ich geſonnen bin, nichts auszurichten, kann es nicht ſchaden, wenn ich großen Eifer an den Tag lege.“

Er ſchickte alſo einen Rathsdiener mit vier Mann Schaarwächtern nach dem Judenquartier. — —

Die Juden kamen eben aus der Synagoge, als ſie ihren Rabbi, der heute wieder beim Gottesdienſt gefehlt hatte; und ſogar ihre Rabbizin, als Arreſtanten fortführen ſahen, und der Auflauf, den dieß veranlaßte, war ſo groß, daß ſich die Straßen verengten, die Wachen nicht vor- noch rückwärts konnten, ihre Seitengewehre zogen und die Arreſtanten in die Mitte nahmen.

Allein der Rabbi ſchrie: „Was wollt Ihr thun? Macht Platz! Um Gottesmacht macht Platz! Seht Ihr nicht die blanken Säbel? Nehmt Euch in Acht, ſonſt ſchickt der Bürgermeiſter Cavallerie. Waihgeſchrieen! Cavallerie! denn ein Soldat mit einem blanken Säbel iſt noch vernünftig, aber ein Pferd überreitet Euch gleich.“

Man gab endlich Raum, und der Rabbi und die Rabbizin wurden fortgeführt. Aber die Juden knirſchten und fluchten über dieſe Behandlung, und ihre Wuth hätte ſich leicht wieder auf Mariamne richten können, welche, wie es ſchien, dazu beſtimmt war, auf die unſchuldigſte Weiſe die entſetzlichſten Begebenheiten zu veranlaſſen.

II.

Eine Gerichtsſcene.

Der Bürgermeiſter ließ alle vier auf einmal vor. Er wußte, reiche Juden zittern ſchon, wenn ſie vor Gericht ſtehen, und wenn man ſie anſchnautzt, können ſie vor Angſt kaum die Wahrheit bekennen.

Als ſie eintraten, nahm der Rabbi ſeine Pelzmütze ab und ſetzte ſich ein wollenes Käppchen auf, mit der Entſchuldigung, daß ſeine Religion ihm nicht erlaube, barhauptig einherzugehen. Dann bat er um die Erlaubniß, den üblichen Segen über ſeine Obrigkeit zu ſprechen.

„Thue Er, was ihm Seine Religion vorſchreibt!“ verſetzte der Bürgermeiſter. „Ich bin nicht der Feind Seines Volkes, und überhaupt können ſich die Juden nicht über Unduldſamkeit von unſerer Seite beklagen. Iſt der Jude fromm, ſo laſſen wir ihn beten; iſt er rechtſchaffen, wie Israel, ſo reſpectiren wir ihn; iſt er luſtig, wie Schief-Levinche, ſo lachen wir mit ihm, und“ — er wandte ſich an die Rabbizin, — „iſt eine Jüdin ſchön, ſo malen wir ſie, machen ein Heiligenbild daraus, verrichten unſere Andacht davor, und ſcheeren uns den Teufel darum, ob ſie eine Jüdin iſt oder eine heilige Jungfrau.“ —

Hier fiel ihm die Rabbizin in's Wort: „Herr Bürgermeiſter, das iſt ja das Unglück! das iſt eben das Unglück!“

— „Schweige ſie bis ſie gefragt wird!“

— „Was thun Sie damit, Herr Bürgermeiſter, ich wollte, meine Tochter wäre nicht ſchön.“

— „Will Sie wohl ſchweigen? — Sie ſteht vor Gericht. Ich habe Sie nicht zum Kaffee hier gebeten.“

Er fuhr fort: „Ihr Juden verlangt von uns religiöſe Duldung. — Gut! — Aber daſſelbe verlangen wir auch von Euch. — Was läſtert Ihr alſo unſere heilige Jungfrau Maria? — Ihr Juden verlangt von uns Sicherheit des Lebens und des Eigenthums? — Aber iſt der Jude unter Juden ſeines Lebens ſicher, wenn er anders denkt? — Wie die reißenden Wölfe fallt Ihr über ein wehrloſes Mädchen her und verfolgt ſie meuchleriſch, weil ſie ihren Glauben ändern will. Die Mutter zerkratzt ihr das Geſicht; der Vater ſperrt ſie ein und läßt ſie hungern; und Ihr Beiden anderen zwingt die Eltern, ſo unbarmherzig mit ihrer Tochter umzugehen; denn der Rabbi hat keine 500 Thaler, um ſie an Israel zu zahlen, falls ſeine Tochter Schief-Levinche nicht nimmt. Sie muß alſo Jüdin bleiben, weil Schief-Levinche ſie heirathen will.“ —

Hier fingen alle vier zugleich an zu ſchreien und zu betheuern, daß Mariamne weit entfernt ſei, ihren Glauben zu ändern; daß ſie ſich in alles gefügt habe, was man von ihr verlangt, und ſich niemals geweigert habe, den ihr von ihren Eltern beſtimmten Bräutigam zu heirathen. —

„Schief-Levinche!“ rief der Bürgermeiſter. „Er hat ſeine Braut zur heiligen Jungfrau beten ſehen?“

— „Ich habe ſie geſehen erheben ihre Hände zu ihrem Bilde, aber wie kann ich wiſſen, ob ſie an die heilige Jungfrau gedacht und zu ihr gebetet hat? Gott ſchaut das Herz, aber ein Mädchen hat keine Fenſtern in der Bruſt, daß unſer einer auch etwas ſehen kann.“

Der Bürgermeiſter fuhr fort, ſie über dieſen Punkt ſcharf zu inquiriren, weil aber alle vier behaupteten, das Mädchen ſei eine eben ſo gute Jüdin, wie ſie gute Juden und der Bürgermeiſter ein guter Chriſt; ſprach er:

„Deſto ſchlimmer! Wenn Ihr ein ſanftes, gehorſames Mädchen, die Euch allen ſo nah verbunden iſt, auf leeren Verdacht und Muthmaßung hin, ſchon dermaßen behandelt; was werdet Ihr erſt thun, wenn Ihr Gewißheit und Ueberzeugung habt, daß ſie zu unſerer Kirche übertreten will? — Und wenn Ihr, die erſten Juden, die Geiſtlichkeit, der Gemeinde-Vorſtand, Euch ſo aufführt, was läßt ſich da von den rohen, unwiſſenden und gemeinen Juden erwarten? — Wenn Ihr ſchon an Eurem Schabbes, wo Ihr nichts reißen und keine Waffen führen dürft, dem armen Mädchen die Kleider zerreißt und ſie mit Meſſern verwundet; was werdet Ihr des Wochentags thun, wo Ihr reißen und ſchneiden dürft ſo viel Ihr wollt? — Und ſagt mir einmal, wie wird es uns Chriſten ergehen, wenn Euer Meſſias, auf den Ihr hofft, kommen, und uns in Eure Hände geben wird? Gott tröſte uns! Ihr Juden werdet eine Hetzjagd mit uns anſtellen, die über alle menſchliche Begriffe geht. — Dießmal aber kann Euch die Sache ſehr

ſchlimm bekommen. Das Mädchen flößt Theilnahme ein; ſie iſt ſchön, wir haben ihr Bild in unſerer Cathedrale auf dem Hochaltar; unſere Geiſtlichkeit iſt für ſie und ich will Euch nur reinen Wein einſchenken. Unſere Geiſtlichen ſind Eure Ankläger."

„Waih! waihgeſchrieen!" riefen alle vier. „Die Geiſtlichkeit! dieſe ausgemachten Judenfeinde! Waihgeſchrieen!"

„Herr Actuarius!" fuhr der Bürgermeiſter fort, „Leſen Sie dieſen Juden einmal den Bericht von unſerem hochwürdigen Herrn Dechanten vor, damit ſie hören, welche Sprache er gegen mich führt, weil ich die Juden immer in Schutz nehme, und damit ſie urtheilen mögen, wenn man heute das alles mir ſchon ſagt: wie morgen auf allen Kanzeln gegen ſie geeifert werden wird." —

Nach einer ſolchen Vorrede mußte der Bericht, den der Actuarius mit vieler Energie vortrug, die Juden in Angſt und Schrecken verſetzen, ſie ſeufzten und ſtöhnten, waren leichenblaß und rangen die Hände; der Rabbi ſogar weinte.

Der Bürgermeiſter nahm wieder das Wort: „Ihr wißt nun, was Euch bevorſteht. Wie Ihr geſtern über das Mädchen hergefallen ſeid, ſo wird man morgen über Euch herfallen, Euch erwürgen und Eure Häuſer plündern und verbrennen. — Wohlan! Wie ſoll ich Euch ſchützen? — Ein Wort von mir, ſo iſt Militair da. Aber die Einquartirung und die Rationen habt Ihr zu bezahlen, denn Ihr ſeid die Friedensſtörer, und Ihr

wißt doch, wie ich es mache, Koſten beizutreiben. Ich halte mich an den erſten beſten Juden, der etwas hat, und der mag ſich mit ſeinen Glaubensgenoſſen abfinden. Der erſte beſte Jude wird dieſes Mal aber er, Israel ſein. Er hat etwas und ſoll mir für alles ſtehen. — Indeß giebt es auch noch einen anderen Ausweg, um Unordungen vorzubeugen, und deshalb habe ich Euch heut an Eurem Schabbes herbeſtellt, und den Rabbi ſogar mit der Wache holen laſſen. Aber er wird es mir danken, denn es war zu Eurer Sicherheit nothwendig, und ich habe es gethan um Euch zu ſchützen. Merkt genau auf und Ihr werdet ſehen, daß ich Euch Gutes rathe, vorausgeſetzt, daß Ihr mir in jeder Hinſicht die Wahrheit geſagt habt. Die Denunciation habt Ihr gehört, und ſie iſt in allen Punkten von Euch unbeſtritten geblieben. Eure Ankläger indeß haben heute alles in meine Hände gelegt, aber nur für heute, denn man bittet mich, unmittelbar und augenblicklich einzuſchreiten. Gelingt mir nun nicht, die Sache heute noch zu ſchlichten, ſo werden Eure Ankläger morgen nach ihrem Wohlgefallen verfahren. Wir wollen alſo heute die Sache ſchlichten, und das koſtet nur ein wenig Nachgiebigkeit von Eurer Seite; bedenkt, Ihr ſeid die ſchwächeren, und im Unrecht. Um nun Euch und Eure Glaubensgenoſſen gänzlich zu rechtfertigen, müßt Ihr das Mädchen freigeben, das heißt: Rabbi! ſie bleibt Seine Tochter, und Schief-Levinche! ſie bleibt Seine Braut. Nur der Zwang und die Mißhandlungen müſſen aufhören. Alſo zuförderſt hat Er, Israel, mir diejenige Schrift auszuliefern,

wonach Sein Sohn Anſprüche auf das Mädchen hat, wo nicht, Ihm vom Rabbi fünfhundert Thaler zukommen. Dieſer Schrift fügt Er eine Beſcheinigung bei, daß ſie als annullirt zu betrachten iſt, und ſchickt mir beides hieher auf's Rathhaus. So wie Sein Sabbat aus iſt, muß ich beide Papiere in Händen haben. Was Ihn anbetrifft, Rabbi! ſo kann man Seine Tochter nicht wider ihren Willen zur Chriſtin machen, und wie Er ſagt, will das Mädchen Jüdin bleiben. Morgen alſo, mit dem früheſten wird der Herr Actuarius hier, in Begleitung eines oder mehrerer Geiſtlichen in Seinem Hauſe erſcheinen, um Seine Tochter zu befragen, ob ſie zu unſerer Kirche übertreten will oder nicht. Sagt ſie: „Nein!“ ſo behält Er Seine Tochter und kann ſie verheirathen an wem Er will. Sagt ſie aber: „Ja!“ ſo iſt ſie Seine Tochter nicht mehr, und muß unſeren Geiſtlichen folgen, wohin dieſe ſie führen. Es ſteht Ihm indeſſen frei, wofern er Seiner Sache nicht ganz ſicher iſt, bis dahin noch ſein väterliches Anſehen zu gebrauchen, und ſeiner Tochter *in Güte* Vorſtellungen zu machen über die Wichtigkeit eines ſolchen Schrittes. Aber ich warne Ihn nochmals, enthalte Er ſich aller Gewaltthätigkeiten und Mißhandlungen, die ich ſehr ſtrenge ahnen werde. Er, Israel! muß mir dafür einſtehen, daß bis dahin alles ruhig bleibt. — Nun! Ich denke, Ihr werdet ſo klug ſein, dieſen, meinen Vorſchlag anzunehmen, und dann will ich alles Geſchehene als nichtgeſchehen betrachten, und den ganzen Handel als abgeſchloſſen und beendet anſehen.“

„Ja! Herr Bürgermeiſter! ja! ja! ja!“ riefen alle vier und erſchöpften ſich in Dankſagungen und Segenswünſchen.

„Schon gut! Schon gut!“ verſetzte der Bürgermeiſter. „Ihr ſeid entlaſſen, geht nnd feiert Euren Schabbes zu Ende.“

Die Juden gingen, und der Bürgermeiſter wandte ſich an den Actuarius, dem er folgendes höfliche Antwortſchreiben in die Feder ſagte:

„Hochwürdiger Herr!“

„Ihre Wünſche ſind mir Befehle. Ich habe daher in Folge Ihres ausdrücklichen Verlangens, unmittelbar und augenblicklich einzuſchreiten, die bezeichneten Juden, obſchon heute ihr Schabbes iſt, vorgeladen, und den Rabbi und ſeine Frau, welche Umſtände machten, mit der Wache holen laſſen, um ihnen bei ſchwerer Strafe zu verbieten, die Rabbinerstochter zu mißhandeln oder mißhandeln zu laſſen, und um das, die Freiheit derſelben behindernde Document, an Werth 500 Thaler, mir ausliefern zu laſſen und zu anulliren. Gern würde ich auch ſogleich das Mädchen holen und Ew. Hochwürden, wie Sie verlangen, ausliefern laſſen. Aber eine directe Einmiſchung in Bekehrungsſachen der Juden widerſpricht gänzlich meiner Verpflichtung, den Juden alle mögliche Freiheit in Ausübung ihres Glaubens zu geſtatten. Ein ſolcher Schritt kann daher nur von Ihnen ausgehen, indem Sie ein Mitglied der Geiſtlichkeit dazu bevollmächtigen, dem ich allen möglichen Schutz und Beiſtand verleihen werde. Sollte es Ew. Hochwürden mit Gefahr

verbunden erſcheinen, bei ſolchen Vorfällen und mit ſolch einem Auftrage, einen Geiſtlichen nach dem Judenquartier abzuſenden, ſo ſtehen Ihnen alle meine Rathsdiener, ſo wie die ganze Schaarwache zur Verfügung, auch werde ich noch andere, mehr als hinreichende Sicherheitsmaaßregeln treffen, um Ruhe und Ordnung zu erhalten."

Der Actuarius hatte vollendet. Lächelnd durchlas der Bürgermeiſter das Schreiben und dachte bei ſich: „Jetzt alſo muß der Dechant hinſenden, und ich werde Anſtalten treffen, daß dieſer Schritt ſo auffallend wie möglich geſchieht. Geht die Jüdin nicht mit, und das wird ſie nicht, ſo hat die Geiſtlichkeit ſich lächerlich gemacht und ihr koſtbares Altarbild compromittirt."

III.

Ein guter Rath.

So dachte der Bürgermeiſter und triumphirte im Voraus. — Inzwiſchen aber hatte ſich der Rabbi anders beſonnen. Seine Tochter war frei. Er konnte ſich ihrer entledigen, ohne dadurch jemand etwas ſchuldig zu werden, und er wollte ein- für allemal Ruhe haben.

Als der Sabbat ſich zum Ende neigte, rief er daher ſeine Tochter und ſprach zu ihr folgende merkwürdige Worte:

„Mariamne! Du biſt mein einziges Kind und warſt mir ſtets eine gehorſame Tochter. Es ſchien, als ſollteſt du dein Glück machen, du wurdeſt glücklich geprieſen von deinen Geſpielinnen, und die Mütter ſtellten dich als nacheiferungswürdiges Beiſpiel ihren Töchtern auf, und ſprachen: „Weil ſie geehrt hat Vater und Mutter, geht es ihr wohl.“ — Aber Gott hat es anders beſchloſſen. Er hat den Chriſten erlaubt, ein Götzenbild von dir zu machen, und du biſt nun geächtet im auserwählten Volke: deine Eltern wollen dich nicht anſehen, dein Bräutigam tritt zurück, und deines Bleibens hier iſt nicht länger.“ —

Mariamne dachte an ihren Traum und rief in Begeiſterung: „Wenn mein Bräutigam mich aufgiebt, mein Vater mich fortweiſet, ſo gehöre ich ganz allein Gott an, und muß thun, was Gott mir befiehlt.“

Der Rabbi fuhr fort: „Du ſiehſt, meine Tochter, wie es hier zugeht. Geſtern hat man dir die Kleider vom Leibe geriſſen und dich ermorden wollen, heute bin ich und deine Mutter mit der Wache vor Gericht geſchleppt worden, und morgen, was wird morgen geſchehen? Man wird über uns herfallen, wie geſtern über dich; man wird uns erwürgen und unſere Häuſer plündern und in Brand ſtecken.“

Das alles hatte Mariamne geträumt und ſprach: „Ich weiß, ich weiß es, aber ich will Euch retten!“

„Thue es, meine Tochter! Abraham wollte den Isaak opfern, weil Gott es verlangte, und Jephta hat seine Tochter geschlachtet. Ich muß dich opfern, oder es hat kein Jude mehr eine ruhige Stunde. — Du hast vollbracht deine Buße in Geduld und Gehorsam, kein anderes Mädchen hätte das so ausgehalten. Aber Gott hat dir ein sanftes, geduldiges Herz gegeben, du mußt viel leiden. — Noch einmal sollst du dich verunreinigen. Geh zu den Christen, und wende ab die Gefahr von dem auserlesenen Volke. Bete, was sie dir zu beten anbefehlen, doch vergiß nicht den einzigen, hochgelobten Gott. Iß, was sie dir vorsetzen, aber nicht aus Genäschigkeit und Freude an dem Unreinen, sondern um dein Leben zu fristen. Man wird dich beschenken und man wird dich reich machen. Dann, wenn du Geld hast, thue noch einmal Buße, werde wieder Jüdin und gehe weit, weit von hier, wo deine Schicksale nicht bekannt sind, und heirathe wen du willst, denn wenn du Geld hast, hast du das Aussuchen.“ —

— „Nein, Vaterlieb! Das soll fern von mir sein, und wie die Tochter Jephta's will ich gehen, meine Jungfrauschaft beweinen. Aber rein will ich sein, wie die Tochter Jephta's, es soll kein unreines Lüftchen in meinem ganzen Wesen sein, ich will so rein sein, daß ich mit Gott sprechen kann. Also segne mich, verzeihe mir und sprich mich rein, damit ich thun kann, was Gott von mir verlangt.“ —

Sie kniete nieder und der Rabbi legte die Hand auf, segnete sie und sprach: „Du bist rein, und sollst

rein ſein ſo lange du lebſt.“ — Denn ein Rabbi kann, wie ein katholiſcher Prieſter, vergangene und zukünftige Sünden vergeben.

Mariamne erhob ſich und ging auf ihr Zimmer, ſetzte ſich auf die Fußbank mit dem Polſter und beweinte ihre Jungfrauſchaft, denn morgen gedachte ſie zu ſterben. — Löbel Kurzweil aber, der außer der Rabbizin, als Hausgenoſſe der einzige Zeuge war, verließ augenblicklich das Haus.

IV.

Beſorguiſſe und Sieg.

Der Paſtor Vitepsky ging in ſeiner prächtig eingerichteten Wohnung auf und nieder, knirſchte mit den Zähnen und biß ſich auf die Lippen.

Er war erſt ſo glücklich geweſen. Er hatte ſchon für Mariamne's Unterkommen bei einer alten, frommen Wittwe geſorgt. Dort war ſie ganz in ſeiner Gewalt und nur für ihn ſichtbar. — Er hatte dann eine heilige Jungfrau im Himmel und eine auf Erden, eine in der Kirche und eine bei der Wittwe, eine, zu der er öffentlich betete, eine, die er in der Stille bekehrte; von der

einen flehte er den Himmel zur Erde hernieder, und die andere machte ihm die Erde zum Himmel. — Schon in vier und zwanzig Stunden ſollte ihm dieſes Glück zu Theil werden, und er war ſchon umhergegangen von Haus zu Haus, um ſeine ſchönſten und vornehmſten Beichttöchter aufzufodern, der liebenswürdigen Jüdin bis zum Judenthor entgegen zu gehen, ſie zu begrüßen und als Schweſter zu umarmen. Denn das war er dem Altarbilde ſchuldig und der Geiſtlichkeit, welche ihm ſo treulichen Beiſtand geleiſtet hatte. Ingleichen wollte er ſeine tägliche Andacht vor dem Marienbilde rechtfertigen, die Spötter zum Schweigen bringen, und darthun, daß die heilige Jungfrau ſeine Gebete erhöre. — Und aus dieſem ſchönen Himmel, aus allen dieſen Wonneträumen hatte ihn ein kleines Mädchen von elf Jahren geſtürzt.

Zu den vornehmſten Mädchen der Stadt gehörte auch die Tochter des Bürgermeiſters, obſchon ſie erſt elf Jahre zählte. Auch ſie gedachte, mit den großen Mädchen der Jüdin entgegen gehen, aber ihr Vater wollte es nicht erlauben, und ſie weinte, denn zu elf Jahren will man zwar ein großes Mädchen ſein, und ſich mit anderen großen Mädchen öffentlich zeigen, wo nicht — wenn man denn doch ein Kind ſein ſoll — ſo weint man auch wie ein Kind. — Ihr Vater hatte endlich Mitleid mit ihren Thränen und ſprach:

„Ich würde nichts dawider haben, wenn ich gewiß wüßte, daß die Jüdin kömmt. Allein ich weiß, daß ſie eine ſo gute Jüdin iſt, wie du eine gute Chriſtin, und man kann ſie doch nicht zwingen, ſich taufen zu laſſen.

Deine Freundinnen werden ſich lächerlich machen, deswegen ſollſt du nicht dabei ſein.“ —

Aber die kleine Bürgermeiſter-Tochter wollte ſich ſogar lächerlich machen, das heißt, als großes Mädchen mit anderen großen Mädchen.

Allein der Vater ſprach: „Es ſoll nicht ſein. Als meine Tochter darfſt du an dieſen Auftritt keinen Theil nehmen. Wir haben mit Bekehrungsſachen nichts zu thun.“

Dieß war ein Machtſpruch und die Kleine mußte ſich fügen. Doch klagte ſie ihr Leid ihrem Beichtvater, als dieſer kam, ſie ebenfalls einzuladen, und der gute Paſtor ſtand da, wie vom Donner gerührt. Es war alſo in Mariamne's Willen geſtellt, zu kommen oder zu bleiben. Sie war entzweit mit ihren Eltern, gehaßt und verfolgt von ihren Glaubensgenoſſen, befreit von allen Banden, die ſie feſſeln konnten; aber wenn es auf ihren Willen ankam, ſo blieb ſie, das wußte Ehren-Vitepsky, und vergebens hatte er Himmel und Erde beſchworen, der Jüdin habhaft zu werden. Alles, was er zu hoffen hatte, war, ſie ein einziges Mal zu erblicken, wenn er nämlich ſelbſt ging, ihr „Nein“ zu holen.

Während er, von Troſtloſigkeit und Leidenſchaft gepeinigt, im Zimmer auf und nieder ging, pochte es an ſeine Thür.

Er rief: „herein!“

Athemlos ſtürzte Löbel Kurzweil näher. „Herr Paſtor!“ rief er, „Herr Paſtor! Haben Sie ſchon einmal gehabt einen faulen Zahn?“

— „Was ſoll dieſe Frage?“

— „Wenn man hat einen faulen Zahn, will man ihn los ſein und geht zum Zahnarzt. Der ſetzt an ſein Brecheiſen — Ruck! — Au waih! — Aber der Zahn bleibt ſitzen! — Aber er wackelt, Herr Paſtor, er wackelt. — Der Zahnarzt ſetzt noch einmal an ſein Brecheiſen — Ruck! — Au waih! waih! — Aber der Zahn bleibt ſitzen. — Er wackelt noch mehr, aber er will nicht heraus. — Der Zahnarzt ſetzt zum dritten Mal an ſein Brecheiſen und mit aller Macht. — R . . . ruck! — Au waih! waihgeſchrieen? — Aber der Zahn ſitzt feſt! — feſt! — Nein! Er ſitzt noch im Munde, — aber er iſt ganz los, man kann ſtecken den Finger in den Mund und ſelbſt ihn ausnehmen.“

— „Jude! Was will er mit dem allen ſagen?“

— „Verſtehen Sie mich wohl, Herr Paſtor! Das iſt ein Gleichniß. Der faule Zahn iſt Mariamne.“

— „Seine Gleichniſſe ſind ſo ekelhaft wie er ſelbſt.“

— „Und der Mund iſt das Judenquartier, und Mariamne ſitzt feſt im Judenquartier, wie ein fauler Zahn im Munde. Sie thut uns Juden weh! Sie macht uns Pein. Wir können des Nachts nicht ſchlafen.

— „Er führt den ganzen Schmutz des Judenquartiers in ſeinem ungewaſchenen Munde.“

— „Den erſten Ruck hat ihr gegeben Schief-Levinche; denn er hat geſagt, ſie bete zu ihrem eigenen Bilde. — Au waih! ſie hat gewackelt, aber ſie wollte nicht heraus. — Den zweiten Ruck habe ich ihr gegeben,

ich habe allen Juden geſagt, ſie wolle zu den Chriſten laufen. — Au waih! waih! Der faule Zahn hat noch mehr gewackelt, man hat ſie verflucht und verſpieen, aber ſie wollte nicht heraus. — Da bin ich hingegangen und habe ihr den letzten Ruck gegeben mit aller Macht. — Au waih! waihgeſchrieen! Ich habe hinter ihr hergejagt alle Juden mit Meſſern und Knitteln. — Und mit einem Male war der faule Zahn doch nicht heraus. — Aber er wackelt, Herr Paſtor! er wackelt. Stecken Sie den Finger in den Mund und nehmen Sie Sich ſelbſt den faulen Zahn heraus.“

„Er meint,“ fragte Vitepsky, „ſie wird ſich nicht widerſetzen, mit uns zu gehen?“

— „Widerſetzen? Wie heißt widerſetzen? Sie iſt ein ganz dummes Mädchen.“

— „Dumm! Wie gemein er ſich ausdrückt. Er will ſagen, ſie hat wenig gelernt.“

— „Im Gegentheil, Herr Paſtor, ſie hat viel gelernt. Sie ſoll nicht lernen, weil ſie ein Frauenzimmer iſt, aber ſie lernt immer mit ihrem Vater und mit uns.“

— „Wirklich, weiß ſie viel?“

— „Sie weiß ſo viel wie ihr Vater; ſie weiß alles. Aber verſtehen Sie mich wohl, Herr Paſtor! Sie iſt dumm, ſie weiß nicht, ob ſie lebt.“

— „Nein, das verſtehe ich nicht.“

— „Sie giebt weg, was ſie hat; ſie thut, was man von ihr verlangt; ſie glaubt, was man ihr ſagt.“

— „Alſo wenn ich morgen komme und ſage: „Mariamne komm!“ ſo wird ſie mir folgen?

— „Wie heißt ſie wird? ſie muß. Ihr Vater hat es ihr befohlen. Er will ſie nicht mehr behalten. Sie macht ihm zu viel Unruhe. Er will ſich nicht alle Tage mit der Wache holen laſſen. Er hat ihr geſagt: „Geh zu den Chriſten, laß dich taufen, iß verbotenes Schweinefleiſch, ich vergebe dir alles im Voraus.“

Dem guten Paſtor fiel ein Stein vom Herzen. „Löbel Kurzweil! Iſt das alles auch wahr?“

— „Iſt nicht alles wahr geweſen, was ich Ihnen geſagt habe? Haben Sie ſich nicht immer darauf verlaſſen?“

Vitepsky war ſo herzlich froh, daß er ſeine Lade aufſchloß, hundert Thaler aufzählte und ſprach: „Da nimm, Löbel Kurzweil und gehe. Entweder haſt du mich betrogen, ſo wirſt du dich vor mir nicht mehr ſehen laſſen, oder du haſt mir die Wahrheit geſagt, ſo will ich nichts mehr von dir wiſſen. In keinem Falle will ich dich wieder ſehen.“

Entzückt ſtrich Löbel Kurzweil ſein Geld ein. „Herr Paſtor! Sie werden ſich überzeugen, daß ſie es mit einem reellen Mann zu thun haben. Gehen Sie Haus bei Haus, bei allen Juden durch die ganze Welt, und ſie finden keine Perſon, die ſo ſchön zu bekehren iſt, wie dieſe. Sie glaubt Ihnen, was Sie ihr ſagen. Es muß ein wahres Vergnügen ſein, ſie zu bekehren. Wir haben immer unſeren Spaß mit ihr gehabt, weil wir ihr aufbinden konnten, was wir wollten, denn ſie glaubte alles auf's Wort. Sagen Sie ihr, der Gekreuzigte ſei gen Himmel geflogen, und ſie wird glauben, der Ge-

kreuzigte ſei gen Himmel geflogen. Sagen Sie ihr, die Mutter Maria ſei gen Himmel geflogen, und ſie wird glauben, die Mutter Maria iſt gen Himmel geflogen. Was wollen Sie mehr, Herr Paſtor! Sagen Sie ihr, Löbelche Kurzweil ſei gen Himmel geflogen, und wenn ſie nicht glaubt, Löbelche Kurzweil iſt gen Himmel geflogen, gebe ich Ihnen Ihr Geld wieder."

— „Jetzt macht er, daß er geht."

— „Verzeihen Sie, Herr Paſtor! Haben Sie nicht Luſt, auch einen Judenjungen zu bekehren. Es iſt ein ganz ſchöner Judenjunge, und Sie können ihn zu Allem gebrauchen."

Vitepsky faßte ihn beim Arm, führte ihn zum Zimmer hinaus und warf die Thür zu.

Aber Löbel Kurzweil öffnete ſie wieder und ſteckte den Kopf in's Zimmer. „Verzeihen Sie, Herr Paſtor! Auf dem Markt ſteht eine braune, heilige Margaretha, ganz defect und ledirt. Wenn Sie eine neue, heilige Margaretha gebrauchen ſollten, gehen Sie mir nicht vorbei; ich werde Ihnen recommandiren ein ganz braunes Judenmädchen."

Der Paſtor ſchlug ihm verdrießlich die Thür vor der Naſe zu.

V.

Sie kömmt.

Am folgenden Morgen marſchirte die Schaarwache in's Judenquartier und bildete rechts und links, von fünf zu fünf Schritten, ein Spalier, vom Judenthor bis zum Hauſe des Rabbi. Den Neugierigen wurde bedeutet, ſich nicht aufzuhalten. Hin- und hergehen durften ſie, aber nicht ſtillſtehen. Die Meiſten gingen zum Rabbi in's Haus, und das Zimmer, die Flur und der Platz vor dem Hauſe waren ſo voll Menſchen, daß niemand durchkommen konnte. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß der reiche Israel und Schief-Levinche nicht fehlten; auch Löbel Kurzweil war anweſend, ſammt allen Talmudſchülern.

Mariamne hatte ihr violett- und brauncarrirtes Taffetkleid an, und ihr Haar ſorgfältig ſo geordnet, wie Anderſen es ihr gelegt und ihr empfohlen hatte, es zu tragen. Sie hatte ihren Brautſchleier übergeworfen, um ihn erſt in der Kirche abzunehmen, wenn ſie vor dem Altar ſtand, und Feuer vom Himmel niederbeten über das Götzenbild.

Bald, nachdem die Straßen beſetzt waren, erſchien der Rathsactuar in Uniform, an ſeiner Seite der Paſtor von Vitepsky in weltlicher Pracht, aber von glänzend neuem, feinſten ſchwarzen Tuche und mit ſchneeweißer, koſtbar geſtickter Wäſche. Er nahm ſich ſehr vornehm

aus, doch war er bewegt und ängſtlich. Ihm folgten zwei junge Kaplane, ebenfalls in weltlicher Tracht, hierauf kamen Raths- und Gerichtsdiener. — Der Bürgermeiſter hatte nicht verſäumt, was irgend Aufſehen machen konnte. —

Vor dem Hauſe des Rabbi traten die Gerichtsdiener vor und jagten die Menſchen von der Thür und dem Flur. Auch im Zimmer mußten ſie im Namen der Obrigkeit Platz machen. Der Actuarius übergab dem Rabbi den ſchriftlichen Befehl vom Bürgermeiſter, ſeine Tochter von dem Geiſtlichen befragen zu laſſen, ob ſie zur römiſch-katholiſchen Kirche übertreten wolle, und der Rabbi deutete auf ſeine Tochter und ſprach: „Hier iſt ſie.“

Endlich ſtand Vitepsky der Angebeten gegenüber. Zwar umhüllte noch ein dichter Schleier ihre wunderbare Schönheit, allein er ſah wenigſtens das Kleid, was er ſchon einmal geküßt hatte, und gern wäre er von neuem in die Knie geſunken, um noch einmal dieſes Kleid zu küſſen. „Mariamne!“ begann er endlich tiefbewegt. „Deine Eltern wollen ſich Deiner entledigen; Dein Bräutigam hat Dir entſagt, und wir kommen, Dich als die Unſrige zu begrüßen. Wir wollen zehnfach Dir erſetzen, was Du hier verlierſt, und Dir ein Loos bereiten, was weit über die Begriffe und Wünſche geht, welche Du jetzt irgend haben kannſt.“ —

Er ſtockte, — denn mit einem Male erhob ſich Mariamne, ſchlug den Schleier zurück, und die Hände vor der Bruſt zuſammengefügt, lächelnd, gen Himmel

ſchauend, trat ſie vor den beſtürzten Paſtor und blieb in der ſchwebenden Stellung des Altarbildes vor ihm ſtehen.

Kein Wunder, daß der ehrwürdige Paſtor ſein Knie beugte vor dieſer oft angebeteten Erſcheinung, er hegte einmal dieſe einzige, glühende Leidenſchaft, und jede Leidenſchaft hat ihre Schwächen, bei der ſie leicht zu faſſen iſt. Allein auch Schwärmerei übt ihre Zauberkraft, und jede ſtärkere Seele beherrſcht die Schwächere. Auch die Kaplane beugten ihr Knie vor der bekannten heiligen Jungfrau, und Mariamne's Schönheit war in dieſem Augenblicke ſo hinreißend, ſie hatte ſich in ein ſo günſtiges Licht geſtellt, und ihre Aehnlichkeit mit dem Altarbilde war ſo wunderbar und auffallend, daß alle drei ihr Ave Maria beteten: „Gegrüßt ſeiſt du, Maria, voller Gnaden, geſegnet biſt du unter den Weibern, und geſegnet die Frucht deines Leibes, Jeſus Chriſtus.“

Sie aber, ohne Miene und Stellung zu verändern antwortete auf dieſes lateiniſche Gebet in hebräiſcher Sprache: „Verflucht ſeiet Ihr und alle Eures Glaubens. Verflucht, wer ſich ein Bild oder Gleichniß macht von dem, was in der Luft oder auf Erden, was im Meere oder unter der Erde iſt!“

Dann warf ſie den Schleier über und ſchritt jäh zur Thür hinaus.

So ſchied Mariamne, ohne Gruß und ohne Abſchied von den Ihrigen, denen ſie völlig unverſtändlich und räthſelhaft geworden war, die jungfräuliche Bruſt voll Selig-

keit, und das Köpfchen voll paradiſcher Bilder und heiliger Träume. —

Im Zimmer des Rabbi herrſchte noch eine gute Weile tiefe Stille. Die Anweſenden warfen ängſtliche und forſchende Blicke ſich zu. — „Alſo doch eine Ueberläuferin, eine Schweinefleiſchfreſſerin, eine Mutter Maria!“ Doch die Nähe der Bewaffneten hinderte die Ausbrüche der Wuth. — Schief-Levinche unterbrach endlich das Schweigen, indem er laut an zu ſchreien fing: „Mein Schleier! mein Schleier! Wie heißt? meinen Schleier nimmt ſie mit zu den Chriſten!“

Der Schleier gehörte zu den Brautgeſchenken, welche an den Bräutigam zurückfielen.

Es war ein heiterer Septembertag. Die breiten, reinlichen Straßen der Chriſten glänzten im goldenen Schein der Morgenſonne, und vor dem Judenthor ſtanden viele ſonntäglich-geputzte Menſchen voll Neugier nach dem merkwürdigen Mädchen, deren Schönheit eben ſo rührend war wie ihre Schickſale, und von der man ſo viel hörte, ohne daß ſich jemand rühmen könnte, ſie erblickt zu haben. Dieß blieb auch heute noch die große Frage: Kömmt ſie, oder kömmt ſie nicht? Das wußte ſelbſt im letzten Augenblicke noch niemand. Die Geiſtlichkeit ſagte: „Sie kömmt.“ Der Bürgermeiſter und alle Beamten ſagten: „Sie kömmt nicht.“ Und der Bürgermeiſter hatte ſeine ganze Schaarwache und alle

Raths- und Gerichtsdiener auf den Beinen. Weshalb? Um ſie zu ſchützen gegen die Juden, die ſie nicht ziehen laſſen würden? — Aber er behauptete doch, Sie käme nicht. Der Dechant hingegen, welcher ſagte: ſie kommt! hatte ſo gut wie gar keine Anſtalten getroffen, um dieſes Ereigniß denkwürdig zu machen. Wußte er etwa auch nicht, woran er war?

Vor einem Hauſe dicht am Judenthore erſchien dann und wann eine Sänfte, oder fuhr ein Wagen vor, aus welchem weißgekleidete Mädchen hüpften, mit einem Körbchen voll Blumen im Arm. Aber es waren ihrer im Ganzen nur zehn, früher waren es an funfzig bis ſechszig geweſen. Die meiſten waren zurückgetreten, weil es allgemein hieß: „Sie würde nicht kommen.“ Der Bürgermeiſter hatte es geſagt, und ſo ſehr überwog bei den Honoratioren das Anſehen des Bürgermeiſters den Einfluß des Dechanten.

Jenem Hauſe gegenüber, wo ſich die Mädchen verſammelt hatten, erblickte man in einem Fenſter auch die kleine Bürgermeiſtertochter, welche laut und dreiſt verſicherte:

„Sie kömmt gewiß nicht. Mein Vater hat es geſagt, und was die Juden angeht, das weiß mein Vater und kann mein Vater ganz allein auch nur wiſſen. Ich würde ja auch ein weißes Kleid anhaben und da drüben bei den Mädchen ſein. Aber mein Vater ſagt: „Alle dieſe Mädchen mit ihren weißen Kleidern machen ſich lächerlich.“ — Ich bin den Juden durchaus nicht gram, denn ſie ſchlachten keine Kinder und beſprengen ihre

Osterkuchen nicht mit Christenblut. Es sind gerade solche Menschen wie wir, nur daß sie kein Schweinefleisch essen. Aber sich lächerlich machen, der Juden halber, das ist meine Sache nicht, und überhaupt finde ich keinen Geschmack an Judenbekehrungsangelegenheiten." —

Aber mit einem Male entstand eine Bewegung in der Menge und es hieß: „Sie kommen zurück. — Sie bringen sie mit. — Sie kömmt! sie kömmt! sie kömmt!"

Zuerst marschirte die Schaarwache aus dem engen Judenthor, und bildete ein Spalier bis nach dem Hause, wo sich die weißgekleideten Mädchen befanden. — Dann erschien Mariamne verschleiert, zwischen dem Actuarius in Uniform und dem feingekleideten Pastor. Man erkannte sie an ihrem Kleide und rief: „Das ist das Mutter-Gottes-Kleid." — Der Pastor hatte sein feines schneeweißes Tuch in den gefaltenen Händen, und führte es bald an die Augen, bald erhob er es gen Himmel. Er war sehr gerührt und betete und weinte. Indeß öffnete sich die Thür des gegenüberliegenden Hauses; die zehn weißgekleideten Mädchen traten hervor und zogen Mariamne entgegen, und die schönste und größeste von ihnen nahte sich, um sie anzureden.

„Stille! stille!" ging es von Mund zu Mund, und mit heller deutlicher Stimme begann das schöne vornehme Mädchen:

„Sei uns gegrüßt, Mariamne! reizende, hochbegnadigte Jungfrau! Noch haben wir Dein Antlitz nicht geschaut, aber wir wissen wie schön Du bist, und wir verehren in Deinem Bilde das allerseligste, heiligste Wesen

unſeres Himmels, die Königin aller Jungfrauen. — Aber auch Dich, Du irdiſches Mädchen, wollen wir grüßen und zärtlich lieben, wie eine theure Schweſter. Wir wiſſen, wie viel Du gelitten haſt unſeres Glaubens halber, und wie ſehr Dich die heilige Jungfrau begnadigte, indem ſie ein herzliches, glückſeliges Verlangen Dir einflößte. Du haſt jetzt keine Eltern, keine Verwandte und keine Freunde mehr; Du biſt einſam, verarmt, verwaiſt und hülflos. Aber wir wollen Dir alles ſein, Dir alles geben, was Du bedarfſt; und was Dein frommes Herz für Wünſche hegt, wir wollen ſie Dir alle erfüllen, denn wir ſind Deine Schweſtern und Du ſollſt die unſrige ſein."

Hiemit nahm ſie ganze Hände voll Blumen aus ihrem Körbchen und ſtreute ſie vor ihr auf den Boden aus. Die ſanfte Mariamne fühlte ihr Herz vor Rührung beben und ihr Auge naß werden. So gütig war ſie noch niemals behandelt worden; ſo mild und liebreich hatte noch niemand mit ihr geſprochen. — Bald aber beherrſchte ſie ſich wieder und dachte: „Es gilt ja doch nicht mir, ſondern dem Götzenbilde auf dem böſen Opferſtein. — Gott meiner Väter! in deinem Namen nehme ich alle dieſe Ehren an, die dir gebühren, und die ich dir gleich wieder zurückgeben werde, ſo wie du mich an den Ort der Beſtimmung geführt haſt."

Während ſie ſo betete, und nach jüdiſcher Weiſe die Hände vor der Bruſt zuſammengedrückt hatte, nahm ihr der Paſtor den Schleier ab, und rief mit mächtig-ſenorer, aber vor Rührung wankender Stimme:

„Hier habt Ihr das liebliche Mädchen, das leibliche Marienbild, leibhaftig niedergeſtiegen von unſerem Hochaltar.“ — Und in der That, es war das lebendige Altarbild; daſſelbe holde Mädchenwunder; daſſelbe jungfräuliche Prachtgebilde; es war daſſelbe Kleid, dieſelbe Art, das Haar zu tragen. Ja, in dieſem Augenblicke, wo ſie betete, war es ſogar derſelbe Blick, dieſelbe Stellung. — Und ein mächtiges Freudengeſchrei erhob ſich jauchzend und gellend gen Himmel. Aus allen Fenſtern winkte man Grüße und Küſſe, wehte mit Tüchern und ſchlug in die Hände. — Indeſſen hatten die anderen Mädchen ihre Blumenkörbchen geleert, und den Weg bis an jenes Haus damit beſtreut. Dorthin ſollte Mariamne geführt werden. Indem aber das Freudengeſchrei allmählich verhallte, ließ ſich rauſchende Muſik vernehmen. Trompeten ſchmetterten, Pauken wirbelten, und frommer Geſang erſcholl von Ferne. Die Stimmen der Chorknaben, der Weiber und der Schuljugend nahmen ſich wie Engelsſtimmen aus: es war Frühmeſſe, und die Proceſſion zog durch die Straßen.

„Warten wir,“ ſprach der Paſtor zu ſeinen Beichtkindern, „bis die Proceſſion vorüber iſt, damit unſere geliebte, neue Schweſter, bevor ſie noch unſere Schwelle betritt, unſere heilige Mutter-Kirche in vollem Glanz und Pracht kennen lerne.“

Die Kirchenvögte mit Hellebarden zogen voran und bewogen die Menge, Platz zu machen. Geſchützt von den Schaarwächtern traten die Jungfrauen, Mari-

amne in ihrer Mitte, näher, ſo daß die Proceſſion dicht an ihnen vorüberzog.

Ein ſtarkes Muſikchor eröffnete den Zug. Voran der Paukenſchläger zu Pferde, luſtig wirbelnd auf ſeinen Pauken, die zu beiden Seiten des Sattelknopfes hingen, und ſeine Schlägel künſtlich ſchwingend. Es folgten mehrere Kirchenfahnen, umgeben von Landvolk, dann die Schuljugend, ſingend und brennende Kerzen in der Hand; dahinter, in einer Sänfte von Chorknaben getragen, ein Heiligenbild, ſchimmernd von Koſtbarkeiten, angethan mit einem Reifrock und mit hoher, gepuderter Friſur. Vier Prieſter hielten den purpurnen Baldachin mit goldenen Franzen und Quäſten und vergoldeten Stangen darüber. Es folgten Chorknaben, welche ſilberne und goldene Rauchfäſſer ſchwangen. Darauf die Geiſtlichkeit, das Episkopalkreuz zwiſchen zwei großen Kirchenfahnen, und der Biſchof, unter einem zweiten, eben ſo koſtbaren Baldachin.

Bevor aber die Geiſtlichkeit vorüberzog, ſprach der Paſtor zu den Mädchen: „Erſt zur Kirche,“ und ergriff Mariamne's Hand und riß ſie mitten in die Proceſſion hinein. Eben ſo gewaltſam bewog er die Jungfrauen, je fünf und fünf zu folgen.

So zog denn nun Mariamne, von ihm geleitet, hinter den Chorknaben her, gefolgt von den Jungfrauen, die je fünf und fünf ſich bei der Hand gefaßt hielten, und vorauf der Geiſtlichkeit, durch die ganze Stadt. —

Die Straßen erweiterten ſich. Die Sonne lachte

heiß hernieder. Mariamne ſchaute vor- und rückwärts, und erblickte vor und hinter ſich koſtbare Baldachine, einen Wald von Fahnen, Kreuzen und Proceſſionsbildern, und alles lachte und blitzte vor Glanz und Farbenpracht; die Luft erbebte von mächtigen, frommen Klängen, und war gewürzt von den ſüßduftenden Wolken, welche aus den Weihrauchfäſſern ſtiegen.

Mariamne bildete ſich ein, die ganze Feierlichkeit ſei angeſtellt, um ſie mit Gepränge zur Kirche zu führen. Sie ſah, wohin ſie kam, die Menge auf die Kniee ſinken, und wußte nicht, daß dies dem Heiligenbilde galt, was ihr vorauf getragen wurde. — Manchmal war ihr, als träume ſie; manchmal netzte ſich ihr Auge, und die zarten Füße, des Pflaſters ungewohnt, fingen an, ihr zu ſchmerzen; die Luft, die Muſik, der Weihrauch betäubten und ermatteten ſie, und ſie flehte wieder um Kraft gen Himmel und betete:

„Gott meiner Väter! All dieſe Pracht haſt du geſchaffen und ſie iſt dein. Du haſt ſie deinem auserwählten Volke genommen und ſie den Chriſten gegeben, die ſie mir weihen. Ich will dir zurückgeben, was dein iſt, doch führe mich bald an den Ort der Beſtimmung, ehe ich ermatte und meine Kräfte ſchwinden.“

In ſolchen Augenblicken war ſie in Blick und Stellung wieder die leibhaftige, vom Hochaltar herniedergeſtiegene, heilige Jungfrau, und in der That, die Ueberraſchung, ſie in der Proceſſion zu erblicken, glich einem Freudenrauſche. Wenn man auch vor dem Heiligenbilde kniete, ſo dachte und blickte man nur auf ſie, und wo

ſie erſchien, winkte, jauchzte, grüßte man, wehte mit Tüchern und ſchlug in die Hände.

Es lag durchaus nicht in der Abſicht des ehrwürdigen Paſtors, daß ſie ein ſolches Aufſehen machen ſollte. Aber die Leidenſchaft macht ſtolz und unvorſichtig, und der gute Paſtor ſtrahlte heute vor Glück und Freude. Ihm war, als müſſe ihn heut die ganze Chriſtenheit beneiden und ihn glücklich preiſen um ſeine erhörte, leibhaftig neben ihm herſchreitende Andacht zur heiligen Jungfrau.

Endlich begab ſich die Proceſſion in die Kirche zurück.

Die Cathedrale war erſt ſeit vier Wochen renovirt. Noch war alles neu und blank. Schlanke Säulen trugen ein hohes Gewölbe, in welchem jeder Athemzug rauſchte, jeder Schritt wiederhallte und jedes Geräuſch ſich vervielfachte. Vor der Kirchthür ſchwieg die gellende, ſchmetternde Muſik, und aus dem Innern hallten fromme Orgeltöne lind, und dennoch mächtig das Herz ergreifend, dem Eintretenden entgegen. Das heiße, helle Sonnenlicht fiel hier gemildert durch die ungeheuren Kirchenfenſter, auf welchen in ſchöner Glasmalerei rieſige Heiligenbilder glänzten, und mit ihren durchſichtigen Farben magiſche Effecte erzeugten und regenbogenartige Reflexe auf den Boden und die Säulen ausſtreuten.

Hier ſenkten ſich die Kreuze und Fahnen, die Heiligenbilder verſchwanden, die geiſtliche Pracht und Herrlichkeit, die ſo laut und luſtig im Sonnenſchein geprahlt hatte, legte ſich, im kühlen, ſchattigen Heiligthum, demüthig wieder dem Schöpfer zu Füßen.

Wo war die Höhle finſterer Abgötterei, von der Mariamne geträumt hatte? Wo die Balspfaffen, die, laut ſchreiend zu ihrem eingeſchlafenen Gotte, ſich die Haut ritzten?

Aber vor ihren Augen prangte der neue, über und über vergoldete Hochaltar. Der Biſchof hielt heute Hochamt; er war prachtvoll aufgeputzt, und mit koſtbarem Kirchenſchmuck und bunten Zierrathen überladen, und über die funkelnden Edelſteine, und brennende Lichter und Weihrauchwolken, ragte, alle Augen auf ſich ziehend, alle Blicke feſſelnd, das neue, herrliche Altarbild: die heilige Jungfrau in Verklärung gen Himmel ſchwebend, und in holder Glückſeligkeit noch einmal für alle Menſchen betend. Im Dampf der Lichter ſchienen ihre Gewänder ſich zu bewegen; die Engel hinter ihr waren gekleidet wie die Chorknaben vor dem Altar, und die Roſenwolken, die ſie emportrugen, ſchienen ſich mit den Weihrauchwolken aus den Rauchfäſſern zu vermiſchen. — So erblickte Mariamne ihr Bild. Kalte Schauer durchrieſelten ſie, ihre Kräfte waren erſchöpft, ihre Sinne verwirrten ſich. Sie ſchloß die Augen und wollte zu Boden ſinken, aber der ehrwürdige Paſtor fing ſie in ſeine Arme auf und rief mit einer Sentorſtimme, die mächtig in allen Wölbungen wiederhallte. „Sie ſtirbt vor Freuden, endlich in einer chriſtlichen Kirche zu ſein!“

VI.

Der Exorcismus.

Der Gottesdienſt war zu Ende und auf den Flügeln der Liebe eilte Vitepsky nach dem Hauſe der Wittwe. Dahin hatte er Mariamne in einer Sänfte tragen laſſen und den erſten beſten Arzt, den er in der Kirche traf, zu ihr geſandt.

Noch hatte er ſie nicht reden hören, und war recht neugierig auf die Stimme dieſes vollkommenen Geſchöpfes. In welchen Tönen wohl ſie ihren Dank ihm ausdrücken würde für all die Liebe und Sorgfalt, die er ihr erwies? Wie zärtlich ſie wohl um Schonung flehen würde, wenn er ſie ſo recht demüthigte und zerknirſchte, und wie liebreich ſie wohl bitten würde, er möge ſie nie verlaſſen, wenn er ſie wieder tröſtete, ſtärkte und aufrichtete?

Aber die ſonſt ſo öde Straße war heute recht lebhaft, und vor dem Hauſe der Wittwe ſtand ein ganzer Menſchentroß. Der fromme Herr mußte bald bitten, daß man ihn durchlaſſe, bald ſich durchdrängen. Als er endlich an die Thür kam, war dieſe verſchloſſen. Er pochte, und man half ihm pochen und ſchrie: „der Herr Paſtor iſt da!“

Endlich öffnete die alte, taube Magd.

„Warum iſt das Haus verſchloſſen?“ fragte er.

— „Ja! Madame iſt zu Hauſe.“

— „Ich frage, warum das Haus verſchloſſen iſt?“

— „Ja! Madame iſt oben.“

Der Paſtor wußte, daß aus der alten, ſtocktauben Perſon nichts weiter zu bringen ſei. Er gab ihr durch Zeichen zu verſtehen, daß das Haus nicht verſchloſſen werden ſolle, ſo lange er da ſei, und ging die Treppe hinauf. —

„Aber Herr Paſtor,“ redete die Wittwe ihn an. „Welch ein Geſchöpf haben ſie mir aufgeladen!“

— „Welch ein Geſchöpf?“

— „Mein Haus wird belagert und geſtürmt. Man will ſie ſehen, man will wiſſen, wie ſie ſich befindet, da ſie in der Kirche ohnmächtig geworden. Herrſchaften, Dienſtboten, Livreebedienten, alles fragt nach ihr.“

— Das fiel dem guten Paſtor ſchwer auf's Herz. Jetzt ſah er den großen Fehler ein, den er begangen, dieſes Mädchen der allgemeinen Bewunderung Preis zu geben. Wie ſollte er ſie nun plötzlich wieder verſchwinden laſſen, zumal nun Jedermann den Schlupfwinkel kannte, in welchem er ſie verborgen hielt? „Geliebte Schweſter!“ ſagte er, „Nennen Sie nicht Geſchöpf, ein Mädchen, dem ſo hohe Gnade widerfährt, und verſchließen ſie nicht das Haus. Was ſoll man davon denken? Auf jede Frage gehört eine Antwort, und wer ſie ſehen will, mag ſie ſehen, um ſich zu überzeugen, welch ein Wunder meine Andacht und mein Gebet zu Wege brachten.“

— „Aber ich fürchte — Herr Paſtor — ich fürchte —“

— „War der Arzt da?“

— „Ja!“

— „Was ſagte er?“

— „Er meint, es ſei die äußerſte Erſchöpfung, ſie habe lange Zeit nur wenig Nahrung zu ſich genommen.“

— „Ja! ſie hat viel gelitten, die liebenswürdige Märtyrin. Sie haben ihr doch etwas gereicht?“

— „Sehen Sie ſich hier nur um, wie voll es hier ſteht. Die ganze Stadt ſchickt ihr Suppen, Weine, Backwerk, eingemachte Früchte, Näſchereien und Leckereien. Ich könnte damit zu Markte ziehen.“

— „Deſto beſſer! Behalten Sie was Ihnen anſteht, und was verderben könnte, verſchenken Sie lieber an arme Leute.“

— „Herr Paſtor, ich brachte ihr eine Taſſe Fleiſchbrühe, denn ſie ſollte nicht gleich etwas Feſtes genießen.“

— „Nun?“

— „Aber ſie ſagte: Lieber Gift, als Brühe von dem unreinen Thiere, welches Menſchenkoth frißt.“

— „Geliebte Schweſter! Dieß iſt noch ein Vorurtheil ihres alten Glaubens. Worin man geboren und erzogen iſt, läßt ſich ſo leicht nicht vergeſſen.“

— „Aber ich bot ihr auch Wein und Brod.“

— „Nun?“

— „Sie ſtößt alles mit Widerwillen von ſich. Und was ſie ſagte, kann ich nicht wiederholen.“

— „Geliebte Schweſter! Sie müſſen mir alles ſagen, denn ich bin für die Seele dieſes Mädchens verantwortlich.“

— „Nun, wenn der Herr Paſtor es mir durchaus befehlen, ſo will ich, Gott verzeihe mir die Sünde, es wiederholen. Sie ſagte: Euer Wein und Brod iſt durch verfluchten Prieſterſegen in Fleiſch und Blut Eures Abgottes verwandelt, und unreiner, als das Euch ſo wohlſchmeckende Schweinethier.“

— „Gott ſteh uns bei!“ rief der Paſtor, und ſchlug ein Kreuz übers andere. „Sie iſt beſeſſen.“

— „Meinen Sie?“

— „Sie iſt die Sanftmuth und Güte ſelbſt. Sie kam freiwillig, betrat unſere Kirche und fiel vor Seligkeit in Ohnmacht. Geliebte Schweſter! Wer ſtets im Dunkeln getappt, der kann nicht gleich das Licht vertragen; und was die Heiligen für ſich begehren, läßt der Teufel ſo leicht nicht fahren. — Wo iſt ſie, ich will ſie ſehen. — Ich will ſie exorciſiren!“

— „Wollen Sie ein Crucifix haben, Herr Paſtor?“

— „Ja!“

— „Befehlen Sie auch Weihwaſſer?“

— „Haben Sie welches zur Hand?“

— „Einen großen, großen Keſſel voll. — Hier nehmen Sie den Wedel, ich will den Keſſel tragen, er iſt Ihnen zu ſchwer.“

Mariamne lag wieder ganz, wie am Freitag Abend, ſchlafend in einem weichen Armſtuhl. Der Anblick einer Somnambule hat etwas ſüßſchauriges und nervenergreifendes. Vollkommener Frieden herrſcht in ihrem Weſen; aus der ſchlummernden Geſtalt athmet ſüße Ruhe und iſt weich und harmoniſch über alle Glieder ausgegoſſen; ein leichter Schweiß verleiht dem ſtillbleichen Antlitz Verklärungsglanz, und veranmuthigt ſelbſt unſchöne Geſichter. Aber Mariamne's ſtrengregelmäßige, rührend anmuthige Züge ſtrahlten in überirdiſcher Schönheit. Das ſchwarze Haar, die feinen Brauen, die langen, ſeidenen Wimper erhoben die ſchimmernd weiße Geſichtsfarbe, und ein himmliſches Lächeln umſpielte den leichtgeöffneten Purpurmund, und breitete ſich wie ein Heiligenſchein über ihr ganzes Weſen aus.

So fand ſie der Paſtor Vitepsky, als er, in der einen Hand das Crucifix, in der anderen den Wedel, zu ihr trat. Er war betroffen, und wußte nicht, was er aus ihr machen ſollte.

Es giebt eigentlich keine jüdiſche Hellſeherin, und aus demſelben Grunde auch keine heidniſche. Daß die Griechen eine Pythia, und die Deutſchen ihre Druiden hatten, kann nicht in Anſchlag kommen. Die Erſcheinung iſt zwar ganz dieſelbe. Es iſt daſſelbe Divinations-Vermögen, dieſelbe wunderthätige Nervenkraft, und dieſelbe geheimnißvolle Steigerung und Verſetzung der Organe in die Bruſthöhle. Doch muß eine Hellſeherin chriſtlich ſchwärmen, ſonſt heißt ſie nicht eine Hellſeherin,

ſondern iſt eine Beſeſſene, und es iſt ein großer Unterſchied zwiſchen dem, was der heilige Geiſt vermag, aber der Teufel auch leiſten kann.

„Sie iſt keine Beſeſſene;“ dachte der Paſtor Vitepsky, gerührt von dieſer zauberiſch-heiligen Erſcheinung, und Mariamne, als errieth ſie ſeine ſtillen Gedanken, begann mit jener glockenartigen Flötenſtimme, und im weichen, träumeriſchen Ton, welcher den magnetiſchen Schläferinnen eigen iſt:

„Ich bin nicht beſeſſen! — Wohl aber biſt Du ein großer Sünder. — Was haſt Du vor mit mir? In welchem Hauſe bin ich? Wer iſt das Weib, das mich bewacht?“ —

Betroffen von dieſer Anrede in Gegenwart der Wittwe, verſetzte der Ehrenpaſtor: „Mariamne! Ich bin ein Fürſt von Vitepsky, und man nennt mich ehrwürdiger Herr und Herr Paſtor.“

„Schweig!“ erwiederte ſie in demſelben Tone. „Denn Du liebſt mich. Ich habe es am Zittern Deines Armes, am Pochen Deines Herzens gefühlt, als Du die Ohnmächtige in der Kirche an Deine Bruſt zogſt. Ich war nur kraftlos, aber nicht bewußtlos. — Hör an Prieſter! was unſere heiligen Bücher lehren: Keiner iſt ein Held, keiner ein Sieger; denn Gott hat es gefügt, daß der Schwache dem Starken unterliegt. Unterwirf deinem Schwerte die Welt, und du haſt nur da geſiegt, wo du der Stärkere warſt. Biete Trotz der ganzen Welt, die wider dich in Waffen iſt, und du

widerſtehſt nur da, wo dein die Stärke iſt. — Aeilln beſiege dich ſelbſt, ſo thuſt du Wunder! — Du biſt ſo ſtark, wie du ſelbſt. — Beſiege dich, ſo biſt du Held, ſo biſt du Sieger! — Du liebſt mich, Prieſter, ſage ich Dir. Beſiege Dich oder ich will Dich nie wiederſehen."

— „Siehſt Du mich, Mariamne? Deine Augen ſind geſchloſſen."

— „Ich ſchaue tief in Dein Herz. — Du ſalbſt Deinen Altar mit Chryſam, und nennſt ihn den Geſalbten des Herrn; tritt nicht davor mit unlauterem Herzen. Ein Märtyrergebein iſt darin vermauert! — Ehre Tod und Schmerzen; nahe Dich nicht mit freudelüſternem Muthe. Schmücke Deinen Altar mit Lichtern, aber laſſe Deine Wolluſt im Dunkeln. Schmücke ihn mit Edelſteinen und Koſtbarkeiten, aber ſie können Deine Sünden nicht verſchönen. — Ich bin der Hauptſchmuck Deines Altars, Du beteſt, knieſt und weinſt vor mir; aber ich ſage Dir, Prieſter, Du beteſt und knieſt aus Wolluſt, und die Thränen, die Du weinſt, ſind Inbrunſtthränen."

— „Mariamne! Du biſt freiwillig gekommen, biſt feierlich mir zur Kirche gefolgt, und führſt jetzt ſolche Sprache?"

— „Gott wollte es nicht! Er nahm mir die Kraft und warf mich nieder in Deine Arme. Sonſt hätte ich Dich verklagt im Angeſicht Deiner Frevel, und Dich gefodert vor Gottes Richterſtuhl. Du haſt mir meine Eltern geraubt, meine Freunde und Bekannte, mein Ob-

dach, meine Kleidung und meine Nahrung; denn zu Deinem Kebsweib wollteſt Du mich machen, zu Deiner Buhlerin. — Allein Du irrſt. — Du wirſt mich tödten; doch rein an Leib und Seele ſterbe ich: eine jüdiſche Jungfrau. Neun ſind geſtorben in unſerem heiligen, jüdiſchen Jahr; ich werde die Zehnte ſein, die Gottes iſt.“ — Prieſter! taufe meine Leiche. Gieb ihr das Fleiſch und Blut Deines Abgotts ein, und ſtatt ihr abzubitten *) alle grauſamen Beleidigungen, die Du mir zugefügt, begrabe ſie in Deiner Kirche, unſern Deines verruchten Opferſteines. Ich aber bin und bleibe Gottes.“

„Des Teufels biſt Du!“ rief Ehren-Vitepsky, tauchte den Wedel in den Weihkeſſel und ſprach: „Bei den fünf Wunden und dem Kreuze Chriſti, im Namen der gebenedeiten Jungfrau und allen Heiligen, befehle ich dir Satanas, weiche von hinnen“. Und bei dieſen Worten beſprengte er ſie.

Mariamne ſtieß einen fürchterlichen Schrei aus und bekam Zuckungen und Krämpfe. Die Wittwe, welche dergleichen nie geſehen, fing an zu ſchreien und verhüllte ihr Antlitz.

Aber der Ehrenpaſtor rief begeiſtert: „Ha Teufel!

---

*) Dem jüdiſchen Leichnam wird, eh man ihn begräbt, alles ihm im Leben angethahene Unrecht, von ſeinen Glaubensgenoſſen abgebeten.

kannſt du kein Weihwaſſer vertragen. Ei ſieh', du toller Hundsteufel, biſt du ſo Waſſerſcheu? — Da du todter Löwe! Du längſt durch Jeſum Chriſtum überwundener Erbfeind."

Und mit dieſen Worten goß er den ganzen vollen Keſſel über Mariamne aus, welche vom Stuhle ſank, und mit triefendem Haar und Kleidern am naſſen Boden lag. — Die Krämpfe hörten auf, und die Zuckungen verwandelten ſich in Starren.

Noch ſtand der Ehren-Paſtor ganz erſtaunt über den Erfolg ſeiner Beſchwörung, als die Thür ſich öffnete, und der Arzt eintrat. „In Teufels Namen, Herr Paſtor!" rief er, „was haben Sie mit dem Mädchen gemacht?"

— „Fluchen Sie nicht. Denn eben erſt habe ich ihr den Teufel ausgetrieben, der ſie mit Krämpfen ſchrecklich plagte."

Der Arzt trat näher und befühlte ſie, dann rief er: „Sie haben hier mehr als den Teufel ausgetrieben, Herr Paſtor. Hier findet ſchon ein allmähliges Erſterben ſtatt!"

„Todt?" fragte der Paſtor im Tone eines Menſchen, der plötzlich ſein ganzes Glück ſcheitern ſieht.

— „Ein Nervenſchlag. Der Körper ſetzt noch eine Weile ſeine Verrichtungen fort; aber das Leben iſt hin." —

— „Und ihre Seele iſt entflohen?"

— „Was geht mich ihre Seele an! Hier bin ich

überflüſſig. Rufen Sie mich nicht wieder zu einem Kranken, und unterſtehen Sie ſich nicht wieder, einem meiner Kranken den Teufel auszutreiben.“

Hiemit ging er und warf die Thür heftig zu.

VII.

Die Heiligſprechung.

Mariamne war für ihre Liebhaber verloren, aber für ihre Anbeter nicht. Ihre Leiche konnte der Kirche noch trefflich zu ſtatten kommen, und Gebeine ſind nicht verſtockt und hartnäckig; man kann alles aus ihnen machen, Märtyrer und Heilige und ſelbſt Wunder kann man ſie vollbringen laſſen.

Am ſelben Tage noch ſah man zweimal den Paſtor und den Küſter mit den heiligen Gefäßen nach der kleinen Gaſſe ſchreiten, zum Hauſe der frommen Wittwe.

Als ſie zum erſten Male das kleine Haus wieder verließen, hatte Mariamne die Nothtaufe erhalten, und hieß Maria Chriſtiana.

Als ſie zum zweiten Male wieder heraus kamen,

hatte Maria Chriſtiana das Abendmahl genommen und die Oelung empfangen, und war ſeliglich entſchlafen. — Es blieb nur noch übrig, ſie zu begraben.

Um die Spenden zu ihrem Begräbniß einzuſammeln, wurde in der ganzen Stadt umhergeſchickt, und die Beiträge, ſo wohl im Einzelnen, wie im Allgemeinen, fielen über alle Erwartung reich aus.

Dieß wird jedoch niemand wundern, welcher erfährt, daß der ehrwürdige Paſtor Vitepsky eine kleine Schrift vertheilen ließ, von welcher das Bemerkenswertheſte etwa lautete:

„Kaum war der Altar eingeweiht, ſo that das Altarbild ein Wunder. Die heilige Jungfrau willigte darein, ſich in der holden Geſtalt der Jüdin hier verehren zu laſſen; aber ſie verlangte dafür die Seele des Mädchens, und erkor ſie ſich zur Dulderin, damit ſie würdig ſei, ihre Geſtalt herzugeben für das allerſeligſte Weſen des Himmels. Demnach empfand die nunmehr ſelig-entſchlafene Maria Chriſtiana eine ihr unerklärliche Sehnſucht, und ihr ſanftes Herz war gerührt von einer bewunderungswürdig zärtlichen Liebe zur Himmels-Königin. Weil ſie als Jüdin aber nicht nach der Kirche gehen durfte, ſo verrichtete ſie ihre Andacht zur heiligen Jungfrau vor ihrem Spiegel, und betete gerade ſo, wie ſie betend, als heilige Jungfrau auf dem Altarbilde ſteht. In dieſer Stellung ward ſie von ihrem Bräutigam überraſcht, der ſie ihren Eltern um fünf hundert Thaler abgekauft hatte, und jetzt zu ihren Eltern ſprach: „Gebt

mir meine fünfhundert Thaler wieder, denn Eure Tochter will eine Christin werden.“ Aber die Eltern wollten das Geld nicht zurückzahlen, sondern sperrten ihre Tochter ein, um sie durch Hunger zu zwingen, Jüdin zu bleiben. Inzwischen hatte der ehrwürdige Pastor Vitepsky täglich zur heiligen Jungfrau gebetet, um ihr die Gnade zu erleichtern, die sie für dieses Mädchen hegte, wie auch um den himmlischen Lichtstrahlen einen Weg zu bahnen in das Herz der Jüdin. Und siehe, das Herz des Mägdeleins ward durch die Gebete des ehrwürdigen Pastors dermaßen gestärkt, daß, obschon sie vier Wochen lang hungerte, doch immer schön und blühend war, wie zuvor; denn die Gnade der himmlischen Maria hielt sie aufrecht. Da träumte dem ehrwürdigen Pastor in der Nacht vor dem Sonnabend, daß die heilige Jungfrau ihm erscheine, in der Gestalt der nunmehr selig-entschlafenen Maria Christiana, ganz, wie sie auf dem Altarbilde dasteht. Sie sprach: „Deine Andacht ist erhört, und meine Gnade hat den Weg zum Herzen der Jüdin gefunden, in deren Gestalt ich dir erscheine, und von allen Christen hier zu Lande verehrt sein will. Meine Gnade hat sie nicht nur in Leiden und Kerker aufrecht gehalten, ich habe sie auch vor wenigen Augenblicken noch unsichtbar umschwebt. Denn wisse: die Juden hatten sich mit Knitteln und Messern bewaffnet, um das Mägdelein zu ermorden, wobei sie meinen Namen verfluchten und mich auf's schrecklichste lästerten. Aber ich habe das Mädchen unsichtbar gemacht vor ihren Augen, bis ihr Sabbat an-

fing. Da ließ ich ſie ihren Augen wieder erſcheinen, um zu ſehen, wie weit ihr Grimm und ihr Haß gegen mich und dieſe Jungfrau wohl gehen wird. Wirklich auch fielen ſie mit Knitteln und Meſſern ſie an, ſie brachen ihren Sabbat, den ſie ſonſt ſo pünktlich zu halten pflegen, und wollten ſie erſchlagen und erſtechen. Sie riſſen ihr die Kleider vom Leibe, dermaßen, daß ſie um einen Mantel bitten mußte, um ſich vor Menſchen ſehen laſſen zu können. Ihre Haut aber durften ſie nicht ritzen; und nur damit ihr Blut gen Himmel ſchrie, und weil ich wollte, daß meine Dulderin mit ihrem eigenen Blute getauft ſein möge, bevor ſie die heilige Taufe im Namen meines Sohnes empfinge; ließ ich es zu, daß eine verruchte Mörderhand ihren linken Arm durchſtach. — Ich befehle dir jetzt, das Geſchehene deiner weltlichen Obrigkeit anzuzeigen, denn es herrſcht Recht und Gerechtigkeit im Lande, und man wird mir nicht verſagen, was mein iſt. Von dir aber verlange ich dieſe Jungfrau, welche jetzt ſchon mein Dulderin iſt. Du ſollſt ſie zur Kirche führen und taufen, und aus deiner Hand verlange ich ihre Seele, auf daß ich ſie der himmliſchen Freude theilhaftig mache.“ So ſprach die heilige Jungfrau und verſchwand. Ich aber that, wie ſie befohlen. Der Herr Bürgermeiſter — er hat ſich ein himmliſches Verdienſt dadurch erworben — ſchritt augenblicklich ein, und ließ die Juden an ihrem Sabbat vor Gericht ſchleppen. Den Sonntag feierte er aber durch eine noch ſchönere That. Er ließ die Judengaſſen von

allen ſeinen Wachen und bewaffneten Dienern beſetzen, und vor den Augen der rachgierigen, haßſüchtigen Juden, welche, vor Wuth berſtend, zuſehen mußten, und nur giftig ausſpucken, fluchen und läſtern konnten — ließ er durch mich das Mägdelein holen, um der heiligen Jungfrau zu geben, was der heiligen Jungfrau iſt. Ein jeglicher hat geſehen, wie treu ich den Befehl der heiligen Jungfrau erfüllt habe. Im Triumph führten wir das Mädchen durch die Straßen; wir führten ſie in die Kirche, zu dem Hochaltar, und zeigten ſie der heiligen Jungfrau und ſprachen: „Hier iſt deine Dulderin, da haſt du ſie.“ — Und der heilige Geiſt kam über das Mägdelein, und es kam das Gefühl: die Dulderin der heiligen Jungfrau zu ſein, mit aller Macht über ſie. Und dieſes Gefühl überwältigte ſie und warf ſie zu Boden. — Ja, die Freuden und Wonnen kamen über ſie, in ſo reichem Maße, daß ſie ſchier auf der Stelle ſterben wollte, und ſie lebte nur ſo lange noch, um alle Wohlthaten der Kirche zu genießen, und zufrieden mit dieſer Welt, das Zeitliche zu ſegnen.“

„Ihre Seele iſt nunmehr bei der heiligen Jungfrau, und ihre Leiche wollen wir beiſetzen in der Seitenwand der kleinen Kapelle neben dem Hochaltar. Ihre Grabſchrift heißt auf deutſch überſetzt:

Hier ruht Maria Chriſtiana Mariamne, Tochter des jüdiſchen Rabbi Ben Eli. Geboren am 21. Aug. 1782. — Am 19. Juni 1797 *) von ihren Eltern um

*) Dieſe Data ergaben ſich aus dem bekannten Document.

500 Thaler verkauft, und einem Juden zur Gattin bestimmt. Am 15. August *) als Bild der allerseligsten Jungfrau Maria auf unserem Hochaltar gemalt. Am 16. August von ihren Eltern zum Hungertode verurtheilt. Am 10. September von den Juden mörderisch überfallen. Am 12. September hier in der Kirche erschienen, getauft, und gestorben, nachdem sie das heilige Abendmahl genossen und die letzte Oelung empfangen hatte. In ihrer Gestalt verehren wir hier die heilige Jungfrau, welche dafür ihre Seele zu sich nahm."

Am Tage ihres Begräbnisses hatte der Bürgermeister, um Unordnungen zu verhüten, den Juden ansagen lassen, sie möchten sich ruhig in ihrem Quartier halten und wer sich in christlichen Straßen blicken ließe, würde ausgepeitscht werden.

Nur Löbel Kurzweil achtete diesen Befehl nicht. Er sah den prachtvollen Leichenzug, erstaunte über die Reichthümer, welche hier verschwendet waren, und wollte aus den Wolken fallen, als der Sarg vorüber kam, welcher von violettem Sammet, mit sechs massiv-silbernen Löwenklauen und über und über mit Silber beschlagen war.

„Jetzt laufe ich auch zu den Christen," war sein fester Vorsatz. „Ein junger Mensch muß für sein Fort-

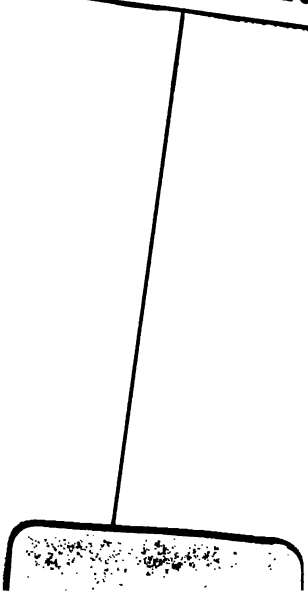
*) Maria Himmelfahrt.

kommen ſorgen, und mit der chriſtlichen Religion iſt etwas zu machen. Was iſt nicht allein für Geld verſchwendet an dieſe dumme Gans, an dieſe Maßa Behema? — Und was hat man von ihr gehabt? Ein Begräbniß. — Was iſt aber los bei den Juden? — Ich bin doch ein gewaltig frommer Menſch und bin leider ſo mager, daß mir die Rippen fingerdick aus dem Leibe ſtehen. Wenn ein Hund ſo mager iſt, würde man ihm nachſagen: „Welch eine Sünde, das Thier ſo verkommen zu laſſen.“

Er hielt Wort und ließ ſich taufen, und da er Mariamne — zum Uebertritt bewogen hatte, ſo bildete er ſich ein, als Miſſionär Glück zu haben. Allein er war und blieb ein Schlemiehl, und „die Schlemiehligkeiten Löbel Kurzweils, des Miſſionärs,“ finden ſich in einem ſpäteren Bändchen beſchrieben.

*PB-33670-SB
5-18
C
B-T

PT 2463 .S8 S3
Schlef-Levinche mit seiner Kal C.1
Stanford University Libraries
3 6105 037 752 909

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.